

Politik & Kultur

Zeitung des Deutschen Kulturrates

www.politikundkultur.net

In dieser Ausgabe:

Gerhart R. Baum

Peter Krawietz

Sergej Lochthofen

Isabel Pfeiffer-Poensgen

Barbara Schneider-Kempf

und viele andere

Kulturroschen 2019

Die zukunftsfähige Gesellschaft braucht die Kunst: Dankesrede von und Laudatio auf den Preisträger Gerhart R. Baum

Seiten 8 und 9

Gesellschaft

Singularisierung des Sozialen: Der Soziologe Andreas Reckwitz im Gespräch über die heutige Bewertungsgesellschaft

Seite 10

Inklusion

Umfrageergebnisse: Wie ist es aktuell um die Inklusion an künstlerischen Hochschulen in Deutschland bestellt?

Seite 11

Journalismus

Von der Parteizeitung zur freien Presse: Die Transformation der Zeitungsbranche nach dem Mauerfall 1989

Seiten 30 und 31

Visionen

»Wer Visionen hat, sollte zum Arzt gehen«, dieses Bonmot des damaligen Bundeskanzlers Helmut Schmidt fand ich schon immer äußerst problematisch. Politik ohne Visionen ist inhaltsleer und kann niemanden begeistern. Und, vielleicht noch viel schlimmer, ohne eine Vision hat man kein politisches Ziel und ohne politisches Ziel kann man auch keine Strategie entwickeln, sie zu erreichen. Mark Twain sagte es treffend: »Wer nicht weiß, wo er hinwill, darf sich nicht wundern, wenn er woanders ankommt.«

In der Politik ist Visionslosigkeit deshalb eigentlich eine Todsünde. Nicht aber in der Bundesregierung dieser Tage. Die Ziellosigkeit dieser Bundesregierung ist ihren fehlenden Visionen geschuldet.

Das sehen wir besonders deutlich in der Klimapolitik, aber nicht nur dort. Die Bildungspolitik des Bundes ist in dieser Legislaturperiode ebenfalls ziellos, die Wirtschaftspolitik auch, die Verkehrspolitik hat vollständig ihren Kompass verloren.

Ja, diese Bundesregierung ist mental erschöpft, aber ist das wirklich der einzige Grund für dieses Formtief?

Letztlich haben wir uns alle in den letzten Jahren treiben lassen. Viele für uns wichtigen Entscheidungen wurden nicht in Deutschland getroffen. Die Krieger in der Welt ignorieren unsere Friedensappelle, die zügellose Weltwirtschaft lässt massenhaft Menschen hungern, deshalb haben Menschen aus dem Nahen Osten und Afrika entschieden, in großer Zahl zu uns zu kommen. Wir konnten nur noch auf diese Fluchtwelle reagieren. Trotzdem können wir stolz darauf sein, was Deutschland bei der Integration von Geflüchteten geleistet hat und leistet.

Auch kulturell backen wir im internationalen Maßstab zurzeit kleine Brötchen. Der deutsche Film, hochsubventioniert, spielt international eine untergeordnete Rolle, im Zukunftsmarkt Computerspiele sind wir zwar einer der wichtigsten Absatzmärkte, produzieren aber nur sehr wenig selbst, und den öffentlich-rechtlichen Rundfunk, ein wirkliches positives Alleinstellungsmerkmal der deutschen Medienkultur in der Welt, sparen wir gerade mit Verve kaputt.

Wir lassen uns auch kulturpolitisch mehr treiben, als dass wir steuern. Die nicht stattfindende Debatte um den Sinn und Zweck des Humboldt Forums und das kleinmütige Agieren bei der Rückgabe von geraubten Werken aus der Kolonialzeit sind dafür beredete Beispiele.

Ja, wir brauchen mehr kulturelle Visionen! Werden wir mutig und sagen, was wir kulturell erreichen wollen. Wer Visionen hat, sollte nicht zum Arzt, sondern in die Kultur gehen, denn hier werden Visionäre dringend gebraucht.

Olaf Zimmermann
ist Herausgeber von
Politik & Kultur



Helau! Alaaf!

Die fünfte Jahreszeit im kulturpolitischen Porträt
Seiten 1, 2, 19 bis 28

FOTO: STADTMUSEUM SIMEONSTIFT TRIER

Fasching-Fastnacht-Karneval ist Kultur

Die Brauchformen reichen zurück ins christlich geprägte Mittelalter und verdienen Respekt

PETER KRAWIETZ

Wenn auch der Fasching, die Fastnacht und der Karneval nur mit einigen wenigen Hochburgen wie Düsseldorf, Köln, Mainz und München in Verbindung gebracht werden, so ist doch der Bund Deutscher Karneval als größter Fachverband in allen Bundesländern vertreten. Aufgrund der geschichtlichen Verwurzelung im christlichen Mittelalter und der Verbreitung nicht nur in Deutschland, sondern auch in mehreren europäischen Ländern, hat dieser Brauch verschiedenartigste Rituale und Feierformen entwickelt und ist nach den Karlsbader Beschlüssen von 1819 auch politisch geworden, insofern als die mundtot gemachten Demokraten die Bütt und die Narrenzeitung für die Äußerung ihrer Kritik in literarischer Form zu nutzen wussten – übrigens weit über die Zeit der Frankfurter Paulskirche hinaus.

Fastnacht und Karneval haben als regionale kulturelle Ausdrucksformen bestimmter Regionen eigenen Wert

Deshalb zweifeln weder die Karnevalisten und Fastnächter selbst noch die Fastnachtsexperten aus der Wissenschaft daran, dass Fastnacht und Karneval als kulturelle Ausdrucksformen bestimmter Regionen ihren eigenen Wert haben. Sie erdulden es oder nehmen es mit Humor, wenn die Öffentlichkeit das Kulturgut Karneval nicht wahrnimmt. Aber sie empören sich zu Recht, wenn zuweilen behauptet wird, die Fastnacht sei nichts anderes als eine legitimierte Gelegenheit zu maßlosem Fressen und Saufen, zum

Brechen von Tabus und zur hemmungslosen Überschreitung von Normen im Bereich von Sitte und Anstand. Wenn vielfach beobachtet wird, dass vor allem junge Leute an den tollen Tagen bedenklich »über die Stränge schlagen«, indem sie schon vor Beginn des Rosenmontagszuges alkoholisiert die Besinnung verlieren, dann muss man dies begründen mit einem allgemeinen Trend in der Gesellschaft und mit einer Sinn-Entleerung dieses Brauchs, die wiederum damit zu erklären ist, dass die maßgeblichen Leute, also Eltern und die verantwortlichen »Brauch-Pfleger«, es versäumt haben zu erklären, um was es sich bei den fastnachtlichen und/oder karnevalistischen Bräuchen tatsächlich handelt.

Dabei ist das Verständnis des Begriffs »Brauch« natürlich Voraussetzung für richtiges Erklären und entsprechendes Handeln. Brauch nennen wir eine rituell genormte, regelmäßig wiederkehrende und von gemeinschaftlichem Geist geprägte Handlung, die durch Tradition gefestigt ist und einen Bedeutungsgehalt hat. Und es ist, um allen Missverständnissen vorzubeugen, darauf hinzuweisen, dass Bräuche statisch und dynamisch zugleich sind. Diesen scheinbaren Widerspruch lösen Fastnachtsforscher mit der Feststellung auf, dass ein Brauch nur dann lebendig ist, wenn beide Elemente ausgewogen sind: »Wenn Beharrungselemente überhandnehmen, entsteht stillgelegte Vergangenheit. Wenn der Wandel überhandnimmt, löst sich der Brauch auf«, so der Germanist Werner Mezger.

In Mainz z. B. haben junge Aktive der Fastnacht den Einfall gehabt, zu den traditionellen Sitzungen auch eine »Stehung« ins Veranstaltungsprogramm der Kampagne aufzunehmen. Der Einfall der jungen Fastnächter war genial, wie sich sehr bald herausstellte, weil er eine neue Dynamik entfacht hat.

Und so vielfältig und verschiedenartig die heutigen Brauch-Formen von Fastnacht und Karneval auch sein mögen, so basieren sie doch alle auf einer gemeinsamen historischen Grundlage im christlich geprägten

europäischen Mittelalter. Das verdient Respekt! Absolut inakzeptabel ist, wenn manche meinen, man könne das ganze Jahr über Fastnacht feiern entsprechend günstiger oder ungünstiger Wetterlage oder wenn wirtschaftliche Zwänge es angeblich vorgeben. Denn schon die Namensbezeichnungen von Fastnacht, Fasching und Karneval setzen die christliche Fastenzeit

Man muss auf die Festschreibung der fastnachtlichen Bräuche als Kulturgut im Gegensatz zu wirtschaftlichem Gewinnstreben bestehen

voraus und sind auf diese bezogen. Von der Wortklärung her besagen diese Begriffe nichts anderes als »die Zeit vor dem Fasten« und »die Wegnahme oder der Verzicht auf Fleisch« – aus dem Lateinischen carnis levamen. Auch der bewegliche Fastnachtstermin richtet sich seit dem Konzil von Nicäa im Jahre 325 nach der Fastenzeit, die wiederum vom Ostertermin abhängt. Und so wenig wie man Weihnachten in den Juli oder Ostern in den Oktober verlegen kann, so wenig macht es Sinn, mitten im Sommer fastnachtliche Aktivitäten zu entwickeln. Die Ethik-Charta des Bundes Deutscher Karneval lehnt den sogenannten »Sommerkarneval« mit gutem Grund ab.

Gerade als Verband muss man auf der Festschreibung der fastnachtlichen Bräuche als Kulturgut bzw. als Kulturerbe im Gegensatz zu wirtschaftlichem Gewinnstreben bestehen. Wie anders wollte man denn

Fortsetzung auf Seite 2

Nr. 2/2020
ISSN 1619-4217
B 58 662



02

Editorial: Visionen

Olaf Zimmermann 01

Leitartikel: Fasching-Fastnacht-Karneval ist Kultur

Peter Krawietz 01

Kulturmensch Kirsten Haß

02

AKTUELLES**Hörfunk: Aus dem Schatten heraustreten**

Olaf Zimmermann und Gabriele Schulz 03

INLAND**Öffentlich-rechtlicher Rundfunk: Mehr Geld, weniger Leistung?**

Helmut Hartung 04

Möller meint: Mehrfach totgesagt, aber immer noch frisch und munter

Johann Michael Möller 05

Grevens Einwurf: Tierischer Ernst

Ludwig Greven 05

Kloster Eberbach: Erinnerung ohne Vereinnahmung

Sebastian Koch 06

5 Minuten Urheberrecht: Urheberrecht ... was ist das?

Robert Staats 06

Kulturerbe: Die Freunde der Schlösser und Gärten

Theresa Brüheim im Gespräch mit Barbara Schneider-Kempf 07

Kulturgroschen 2019: Kulturpolitik muss kräftig und selbstbewusst weiterentwickelt werden

Gerhart R. Baum 08

Kulturgroschen 2019: »Gerhart Baums Lebensthema ist die Freiheit«

Isabel Pfeiffer-Poensgen 09

Kultur und Soziologie: Kultur umgibt den Alltagsmenschen der Spätmoderne

Hans Jessen im Gespräch mit Andreas Reckwitz 10

Hochschulen: Inklusion in der künstlerischen Exzellenzförderung?

Susanne Keuchel 11

Initiative kulturelle Integration: Gegen Schubladendenken

Theresa Brüheim im Gespräch mit Philipp Wachholz und Olaf Zimmermann 12

Bibliotheken: Unterwegs gen Osten

Kerstin Schröder und Maria Luft 13

Claussens Kulturkanzlei: Was ist deutsche Kultur?

Johann Hinrich Claussen 13

Der dritte Ort: Bibliothek

Theresa Brüheim im Gespräch mit Andreas Degkwitz 14

Geschlechtergerechtigkeit: Muss diese Figur männlich sein?

Cornelie Kunkat im Gespräch mit Belinde Ruth Stieve 15

EUROPA**Goethes Welt: Nichts los am westlichen Ende Europas?**

Susanne Sporrer 16

KULTURELLES LEBEN**»Ich möchte die europäische Vielfalt wieder zum Blühen bringen«**

Porträt Klaus-Dieter Lehmann – Ursula Gaisa 17

Keuchels Kontexte: Nachhaltigkeit ist mehr als Schadensbegrenzung

Susanne Keuchel 17

Personen & Rezensionen

18

FASCHING-FASTNACHT-KARNEVAL**Kulturgut vom Feinsten: Fasching-Fastnacht-Karneval**

Olaf Zimmermann 19

Kölner Sicht: Eine zweite Heimat

Michael Euler-Schmidt 20

Nationalsozialismus: Die Fastnacht der »Volksgemeinschaft«

Michael Kißener 20

Von Strohären bis zur Rhöner Maskenfastnacht

Theresa Brüheim im Gespräch mit Daniela Sandner 21

Glossar

21

Alternativen: Vom Geheimtipp zur närrischen Institution

Philipp Hoffmann 22

Die schwäbisch-alemannische Fastnacht

Ulrich Ruh 22

Häuser für die Narretei – ausgewählte Museen kurz vorgestellt

Düsseldorf, Kitzingen, Köln, Mainz 23

Musik: Marsch und Walzer

Maike Karnebogen im Gespräch mit Anno Mungen 24

Psychologische Sicht: Fest der Sehnsüchte

Wolfgang Oelsner 24

Mecklenburg-Vorpommern: Die fünfte Jahreszeit in der nordöstlichen Diaspora

Lutz Scherling 25

Vermittlung: Wie geht eigentlich Fastnacht?

Felicitas Janson 25

Kostüme: Das wahre Gesicht

Werner Mezger 26

Debatte Blackfacing

Kommentare von Peter Krawietz, Tahir Della und Jamie Scheerer 27

Rassistische Kostüme: Schluss mit lustig

Noa K. Ha 27

Karnevalswagenbau: Politische Kavuppdizität am Rosenmontag

Theresa Brüheim im Gespräch mit Jacques Tilly 28

OST-WEST-PERSPEKTIVEN**Samsami fragt: Codewort**

»Jägerschnitzel«

Behrang Samsami im Gespräch mit Kitty Eißmann 29

Junge Welt: Für soziale Rechte und internationale Solidarität

Stefan Huth 30

Sachsen-Anhalt: Wie ist es denn da so?

Markus Decker 30

Thüringer Allgemeine: »Entscheidend war die Nähe zum Leser«

Theresa Brüheim im Gespräch mit Sergej Lochthofen 31

INTERNATIONALES**Türkei: Brückenbauer am Bosphorus**

Theresa Brüheim im Gespräch mit Meik Clemens Laufer und Pia Entenmann 32

Bougainville: Aufbruchstimmung

Georg Berg 33

Mexiko: Selbstermächtigung

Wolfgang Schneider 34

USA-Iran: Reich an Barbaren

Reinhard Baumgarten 34

Stellungnahmen des Deutschen Kulturrates

35

Kurz-Schluss, P&K Trump-Fakes

Theo Geißler 36

Karikatur, Impressum

36

Fortsetzung von Seite 1

begründen, dass entgegenkommende Vereinbarungen mit der GEMA ihre absolute Berechtigung haben. Wie anders könnte man Erwartungen an den Gesetzgeber, an die Regierungen sowie an die Landes- und Kommunalbehörden rechtfertigen, bei Bestimmungen und Vorgaben Rücksicht auf die Fastnachter und Karnevalisten zu nehmen, die nicht nur aus eigenem Spaß an der Freude ehrenamtlich arbeiten, sondern eben auch einer Vielzahl von Mitmenschen auf mancherlei Art zumindest Unterhaltung, wenn nicht gar neuen Lebensmut vermitteln, ganz zu schweigen von der immensen Jugendarbeit, die da geleistet wird.

Wie weit reicht die Fastnacht in die Geschichte zurück? Einige sagen, schon die alten Römer hätten Fastnacht gefeiert. Das ist ein Irrtum, der leicht aufzuklären ist. Schon allein die oben angeführte Worterklärung spricht gegen diese Annahme. Richtig ist, dass es gewisse Ähnlichkeiten in der Feierform gibt. Z. B. die viel zitierten »Bacchanalien«, die aus Unteritalien als mystisch-dunkler Kult des Bacchus – im Griechischen Dionysos – nach Rom kamen. Das ausschweifende Fest rief allerdings im Jahre 186 v. Chr. einen solchen Skandal hervor, dass der römische Senat beschloss, diesen zügellosen Kult zu unterbinden. Auch die »Lupercalien«, die die Römer zu Ehren des Gottes Luperus feierten, werden gern mit unserer Fastnacht verglichen. Am häufigsten betrachtet man die »Saturnalien« als Vorläufer fastnachtlicher Bräuche. Am 17. Dezember manchmal bis zum Neujahrstag wurden in den Häusern üppige Gastmähler gehalten, bei denen die Herren die Sklaven bedienen und so ausgelassen gefeiert wird, dass man die

DER AUSBLICK

3/20

Die nächste Politik & Kultur erscheint am 1. März 2020. Im Fokus steht das Thema »Archive«.



Peter Krawietz

Saturnalien auch den »altrömischen Karneval« nannte.

Die Fastnacht ist aber ein Fest des christlichen Mittelalters. Bis Mitte des 19. Jahrhunderts standen die Begriffe Fastnacht – Fasching – Karneval gleichberechtigt nebeneinander. Lange Jahrzehnte des vorherigen und unseres Jahrhunderts beharrten die Brauchpflieger im deutschen Südwesten auf den heidnisch-germanischen Fruchtbarkeitskulten, der Winteraustreibung sowie der damit verbundenen Mythologisierung der Fastnacht, was der Ideologie der Nationalsozialisten sehr entgegenkam, die auch die Fastnacht in Deutschland für ihre verhängnisvolle Politik instrumentalisiert haben. Joseph Goebbels, Minister für Volksaufklärung und Propaganda, verordnete die nationalsozialistische Deutung der Fastnacht eben nicht als christliches Schwellenfest, sondern als das Fest »der Freude des Menschen über das ankommende Licht und das neu aufsteigende Leben, ... der Überfülle aus der schöpferischen Urkraft eines Jahrtausende erdenfrohen Volkes«, welches »dieses Ur-Gesetz aus Blut und Scholle« nicht verfälschen dürfe.

Es ist das Verdienst von Wissenschaftlern um Werner Mezger und Dietz-Rüdiger Moser, dass die Fast-

nacht entmythologisiert und mit der germanischen Kontinuitätsthese aufgeräumt wurde. Solche Klarstellungen kommen dankenswerterweise auch aus dem Bereich der organisierten schwäbisch-alemannischen Fastnacht. Die Feierbräuche gleichen sich im Wesentlichen in ganz Deutschland über das ganze Mittelalter hinweg. Im Grunde sind auch die Klagen gegenüber der Fastnacht immer die gleichen und die Begründungen für das Verbot genauso, wenn dieses nicht gar politisch motiviert war. Immer wieder wurden Zucht und Anstand angemahnt. Dennoch duldet die Kirche die Fastnacht als eine Veranstaltung, bei der das Böse demonstriert wird und zur Hinwendung zum Guten motiviert. Und auch in Kleiner-Kreisen und Klöstern feierte man die Fastnacht als die »verkehrte Welt«, in der man für Stunden selbst die hierarchische Ordnung auf den Kopf stellte. Nach der sogenannten Fastnachtsreform, die mit der Gründung des Kölner Festordnenden Komitees 1823 begann und sich rheinaufwärts mit Vereinsgründungen fortsetzte – Bonn 1824, Koblenz 1826, Bingen 1833, Mainz 1837 –, entwickelte sich die Fastnacht zusehends zu einem Ventil angesichts staatlicher Zensur und Restriktionen gegenüber Intellektuellen, Journalisten und Schriftstellern, maßgeblich legitimiert durch Fürst Klemens Metternichs Karlsbader Beschlüsse von 1819. Die Fastnacht war niemals frei im eigentlichen Sinn, denn das Scheitern des Paulskirchen-Parlaments 1848/49, die preußische Obrigkeit mit und ohne Bismarck, der Nationalsozialismus und die Kontrolle durch Besatzungsmächte im noch nicht entnazifizierten Nachkriegsdeutschland haben immer wieder mutige Redner aus der Bütt erfordert. Und auch heute braucht es einigen Mut, die eigene Meinung gegenüber der Saison abhängigen »political correctness« laut zu äußern.

Fastnacht als Fest der Lebensfreude, als Fest der »verkehrten Welt«, auch als Gelegenheit zur Kritik und zur Satire

darf ruhigen Gewissens als Kulturgut betrachtet werden, das man nicht vor die Hunde gehen lassen darf. Nicht zuletzt ist es das Fest, das den Aspekt unserer eigenen Endlichkeit deutlich macht, wenn es am Aschermittwoch heißt: »Memento mori! – Bedenke, dass Du sterblich bist!« Auch das gehört zu unserer Kultur, wenngleich die meisten Kulturbeflissenen dies längst nicht mehr so erkennen. Und die Medien außerhalb der wenigen verbliebenen Karnevals- und Fastnachts-Metropolen nehmen die Fastnacht als billiges Trallalla unterhalb von Volksmusik-Gejodel wahr.

Von einer Akzeptanz als Kulturfest, als Fest der Volkskultur ist wenig zu spüren.

Als Optimist und Fastnachter hoffe ich auf die noch existierenden Kollegen wie Till und Bajazz und die Büttendner in unseren Mainzer Vereinen, die in Versen oder in Prosa beim Kritisieren mit dem Florett fechten und den Säbel Kabarettisten überlassen, die es nicht lassen können, sich wegen lukrativer TV-Präsenz auch noch der Fastnacht zu bemächtigen.

Peter Krawietz ist Vizepräsident im Bund Deutscher Karneval

Kulturmensch Kirsten Haß

Ab Februar 2020 hat die Kulturstiftung des Bundes eine neue Verwaltungsdirektorin: Die Germanistin Kirsten Haß wird ihr neues Amt zu Beginn des Monats antreten und zugleich als Mitglied des Vorstands der Kulturstiftung des Bundes in Halle an der Saale tätig sein. Zuvor leitete die erfahrene Kulturmanagerin den Förder- und Programmbereich der Stiftung. Daher ist es Haß auch ein großes Anliegen, Verwaltungsvorgänge weiter so zu gestalten, dass sie für die Kulturschaffenden nachvollziehbar und zu bewältigen sind. Digitale Tools werden dabei zunehmend eine vereinfachende Rolle spielen. »Um immer besser zu verstehen, wie unsere Programme und Initiativen wirken, beschäftigen wir uns schon länger mit Evaluation als Lerninstrument. Auch hier kann die Kulturstiftung des Bundes Modell für einen klugen Umgang mit Forschung in diesem Bereich sein«, so die neue Verwaltungsdirektorin. Kirsten Haß wurde 1962 in Berlin geboren und absolvierte eine Ausbildung zur Buchhändlerin bevor sie Italienische Literatur und Film an

der Universität per Stranieri in Perugia, Italien, und Neuere Deutsche Literatur, Linguistik und Publizistik an der Freien Universität Berlin studierte. Vor ihrer Tätigkeit bei der Kulturstiftung war sie Geschäftsführerin des Landesverbands Freier Theater in Niedersachsen sowie geschäftsführende Vorsitzende des Bundesverbands Freier Theater. Für ihre neuen Aufgaben als Verwaltungsdirektorin wünschen wir Kirsten Haß alles Gute!



K

FOTO: LOTTE OSTERMANN



Das Radio steht sehr oft im Schatten des Fernsehens. Es darf nicht zum Sparschwein werden

Aus dem Schatten heraustreten

Radio darf nicht zum Sparschwein für das Fernsehen werden

OLAF ZIMMERMANN UND
GABRIELE SCHULZ

Wenn über den öffentlichen Rundfunk gemostert, diskutiert, gestritten wird, ist zu meist vom Fernsehen die Rede. Es wird geklagt über zu wenig Tiefgang, über Plattitüden, über reine Unterhaltung, über zu viel Sport. Es wird gejamert über zu viel Abgehobenes, über Unverständliches, über zu wenig Unterhaltendes und zu wenig Sport. Dem einen ist das Programm zu flach und zu sehr in der Nähe der privaten Sender, dem anderen ist es zu elitär und zu wenig Zuschauerorientiert – eben öffentlich-rechtlich, ergo langweilig.

Dokumentarfilmer beklagen die Formatierung und die Einengung von Spielräumen für eigene Ideen und künstlerische Arbeiten. Kinofilme werden, so die Meinung aus der Filmbranche, vielfach schon mit der Brille des Fernsehens entwickelt und produziert, sodass die Potenziale zu wenig ausgeschöpft werden. Politische Talkshows dienen in erster Linie der Unterhaltung und weniger dem Ergründen und Diskutieren von politischen Positionen. – Jeder hat seine eigenen Erfahrungen und Erlebnisse mit dem Fernsehen und verallgemeinert diese gerne einmal.

Und das Radio? Während die Diskussion um das Fernsehen die Gemüter in Wallung versetzen kann, scheint das Radio dahinter in den Schatten zu treten.

Das Radio hat seine Formatierung oder positiv formuliert seine Profilierung schon seit Jahrzehnten hinter sich. Jede Welle hat ihr eigenes Profil. Wer moderne populäre Musik, aufstrebende Poetry-Slammer oder Comedians hören will, hört EinsLive, Fritz, SWR3 oder vergleichbare Wellen. Wer gerne Schlager und Regionales liebt, ist bei SWR1, NDR Radio Niedersachsen und anderen gut bedient. Wessen Herz für die ernste Musik schlägt, wer sich gerne überraschen lässt und seinen Ohren Ungewohntes, Unerhörtes, Crossover zumuten möchte, kommt bei SWR2, WDR3 und anderen auf seine Kosten. Viele andere Beispiele ließen sich aufzählen. Die zahlreichen Hörfunkwellen der öffentlich-rechtlichen Sender im linearen Programm und die zusätzlichen non-linearen Angebote bieten

nicht nur einen bunten Strauß, sondern einen ganzen Blumenladen an Vielfalt, an Großem und Kleinem, an Gängigem und Besonderem.

Die Radiomacher haben frühzeitig erkannt, dass sie Verbündete brauchen. Der WDR war im Jahr 2000 der erste Sender, der sogenannte Kulturpartnerschaften einging. 2004 zog SWR2 nach. Kultureinrichtungen und Einrichtungen der kulturellen Bildung und die Kulturwellen wurden Partner. Sie produzieren kleine Trailer, in denen ausgewählte Veranstaltungen beworben werden. Podiumsdiskussionen werden gemeinsam durchgeführt und hinterher im linearen Programm ausgestrahlt. Als Podcast sind sie noch einige Monate nach der Veranstaltung und Sendung abrufbar. Die Kulturwellen haben sich damit Freunde gemacht, sind präsent in der Kulturlandschaft ihrer Länder.

Eine Kulturpartnerschaft bedeutet nicht, dass die kritische Berichterstattung erlahmt. Im Gegenteil, Kulturpartner werden journalistisch nicht anders behandelt als andere auch. Eine misslungene Inszenierung wird als solche rezensiert, eine missratene Ausstellung wird als solche bezeichnet und anders mehr. Radio ist nicht käuflich! Das ist richtig und gut so.

Hörfunksender als Partner von zivilgesellschaftlichen Organisationen, dieses Modell haben inzwischen auch andere Sender übernommen. So ist der Deutsche Kulturrat aus alter Tradition gegenüber seinem Gründungssitz Bonn weiterhin Kulturpartner von WDR3. WDR3 hat verschiedene Diskussionen des Deutschen Kulturrates, die in Berlin stattgefunden haben, übertragen. Der Deutsche Kulturrat arbeitet aber ebenso mit dem Inforadio des rbb zusammen. Ausgewählte Diskussionen in Berlin, die der Deutsche Kulturrat allein oder mit Partnern veranstaltet, werden von rbb-Mitarbeitern moderiert, im linearen Programm ausgestrahlt und als Podcast non-linear zur Verfügung gestellt. Gerade hat der rbb mit dem Deutschen Kulturrat im Zeiss-Großplanetarium die Sendung »Kultur der Dunkelheit« produziert; nachzuhören unter bit.ly/37kgRfb.

Ähnliches gilt für den Deutschlandfunk. Zusammen mit den Berliner Festspielen, dem DGB und Deutschlandfunk veranstalten der Deutsche Kulturrat und die Initiative kulturelle Integration

zwei Mal im Jahr eine Diskussionsrunde »Reden wir über Veränderung«, die als Fishbowl-Format zur Diskussion einlädt und im Radio mizuhören ist. Zusammen mit dem Kulturbüro der Evangelischen Kirche in Deutschland, der Kulturstiftung St. Matthäus und dem Deutschen Kulturrat wird die Reihe Kultur.Forum veranstaltet. Die ebenfalls zwei Mal im Jahr stattfindenden Diskussionen können im Radio mitverfolgt und als Podcast gehört werden. Die Tagung zur Erinnerungskultur an die Shoah Ende Januar 2020 der Initiative kulturelle Integration fand nicht nur in den Räumen von Deutschlandfunk Kultur am Hans-Rosenthal-Platz statt, sondern wurde live gestreamt und kann als Podcast nachgehört werden.

Die Formate verbindet, dass die Themen gemeinsam von den Redaktionen und den zivilgesellschaftlichen Akteuren gesetzt werden, sich über Diskutanten zusammen verständigt wird und die verschiedenen Partner in ihrer jeweiligen Community die Veranstaltung und Sendung bewerben. Es werden so Menschen erreicht, die ansonsten nicht zur klassischen Zielgruppe der jeweiligen Partner gehören. Eine Win-win-Situation.

Verlässt der öffentlich-rechtliche Rundfunk, speziell das Radio, damit seine Rolle als kritischer Beobachter? Macht er sich mit denjenigen gemein, die er eigentlich beobachten, kritisieren oder loben soll? Wir sind der festen Überzeugung, dass das nicht der Fall ist. Redakteure, Moderatoren, Programmverantwortliche haben als Kompass die journalistische Unabhängigkeit und diese lassen sie auch gegenüber ihren Partnern spüren. Was ihnen nicht schmeckt, was sie journalistisch nicht verantworten können, kommt nicht ins Programm. Da hilft kein Jammern und Wehklagen.

Das Radio hat Freunde, viele sogar, aber es steht trotzdem vor großen Herausforderungen. Radio steht sehr oft im Schatten des Fernsehens! Gerade mit Blick auf die neuen crossmedialen Redaktionen, das Zusammenlegen von Fernsehen-, Hörfunk- und Online-Redaktionen, wird es darauf ankommen, die spezifischen Kompetenzen des Radios stark zu halten. Radiomacher sind kreative Köpfe. Sie achten aufs Ohr, aufs Hören, aufs Zuhören. Sie kennen auch die leisen, die Zwischentöne. Fähigkei-

ten, die in einer stark visuell geprägten und vor allem schnellen Welt dringend benötigt werden. Radiomacher können entschleunigen, differenzieren und damit zur Tiefenschärfe beitragen. Diese Stärken können und müssen sie in die crossmediale Arbeit einbringen, aber sie müssen genutzt werden und Wertschätzung erfahren. Das Radio muss aus seinem Schatten heraustreten und selbstbewusst seine Kompetenzen einbringen.

Eine weitere große Herausforderung ist die Beitragsfinanzierung. Radio bietet beides: Grundversorgung und Highlight. Die Zukunftsfähigkeit des Radios wird sich daran entscheiden, ob es gelingt, beides in die crossmediale Arbeit einzubringen. Da das Fernsehen so deutlich mehr finanzielle Ressourcen benötigt als das Radio, wird das Radio darum kämpfen müssen, nicht zum Sparschwein für das Fernsehen zu werden. Das Radio muss weiter investieren in spannendes Programm.

Dazu gehören Wagnisse:

- unbekanntem Autoren Aufträge zu geben,
- Komponisten zu beauftragen,
- Einspielungen von neuer Musik zu machen,
- Klangkunst zu fördern,
- Hörspiele zu produzieren,
- dem Jazz ein Podium zu bieten,
- trotz einer breiten Auswahl an Einspielungen nach wie vor an eigenen Chören und Orchestern festzuhalten
- und vieles andere mehr.

Das Radio ist ein wichtiger, wenn nicht sogar einer der wichtigsten Auftragsgeber für Künstlerinnen und Künstler. Einsparungen haben massive Auswirkungen auf den Kulturbereich. Crossmediale Redaktionen dürfen finanziell nicht zulasten des Radios gehen.

Das Radio ist in den Regionen verankert. Das ist gerade für den Kulturbereich sehr wichtig. Die Berichterstattung und Rezensionen über Ausstellungen, Aufführungen, Konzerte, Veranstaltungen, Lesungen und anderes mehr sind für betreffende Ein-

richtungen, aber auch für die Künstler essenziell. Und das unabhängig davon, ob es sich um populäre oder ernste Kunst handelt. Das Radio schafft Öffentlichkeit. Öffentlichkeit ist die entscheidende Ressource für den Kulturbereich. Das Radio zeigt damit zugleich die kulturelle Vielfalt in Deutschland. Deutschland hat eben nicht eine oder zwei Kulturmetropolen, sondern eine ganze Vielzahl, große und kleine Städte und nicht zuletzt den ländlichen Raum. An vielen Orten wird mit spannenden Kulturangeboten, temporär oder auch von Dauer, aufgewartet. Hier ist das Radio ein bedeutsamer Partner und auch Multiplikator. Für die reiche Kulturlandschaft in Deutschland ist das Radio unverzichtbar.

Darum würde es auch nicht reichen, ein nationales Kulturradio zu haben. Es könnte die kulturelle Vielfalt in Deutschland gar nicht abbilden und würde dazu führen, dass vieles unentdeckt oder ungehört bliebe. Es ist schon schmerzhaft genug, dass sich im Sommer die Kulturradios abends zusammenschalten. Noch mehr Vereinheitlichung würde schließlich zu einem Verlust an kultureller Vielfalt führen.

Das Radio ist zwar älter als das Fernsehen, aber trotzdem moderner. Mit seinen Podcasts nutzt es die Chancen der digitalen Welt und bietet die Möglichkeit, sendezeitunabhängig Beiträge zu hören. Bei aller zeitsouveränen Nutzung wissen viele aber auch das lineare, redaktionell geformte Programm zu schätzen. Das Radio wird hier viel weniger in Frage gestellt als das Fernsehen.

Radiomacher tun also gut daran, mit Stolz und Selbstbewusstsein aus dem medialen Schatten zu treten.

Olaf Zimmermann ist Geschäftsführer des Deutschen Kulturrates. Gabriele Schulz ist Stellvertretende Geschäftsführerin des Deutschen Kulturrates

Der Text erscheint auch auf dem Dokublog von SWR2: dokublog.de

KONTINENTE BEWEGEN

BRINGEN SIE JUGENDGRUPPEN AUS VERSCHIEDENEN ERDTEILEN ZUSAMMEN!

Die Förderlinie *weltwärts Begegnungen* bahnt den Weg für künstlerische Begegnungsprojekte mit Ländern des Globalen Südens, die sich mit den 17 Nachhaltigkeitszielen der UN beschäftigen.

Erfahren Sie mehr unter: www.bkji.de/global

Ein Projekt der



Bundesvereinigung Kulturelle Kinder- und Jugendbildung e.V.

Gefördert von



mit Mitteln des



im Rahmen von



Mehr Geld, weniger Leistung?

Die Reformdiskussion über den öffentlich-rechtlichen Rundfunk in 2020

HELMUT HARTUNG

Die Diskussion um den Leistungsumfang und die Ausgestaltung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks wird auch 2020 weitergehen. Unbestritten und empirisch nachweisbar erreichen seine Angebote täglich nach wie vor die große Mehrheit der Menschen in Deutschland und diese Angebote genießen hohes Vertrauen in der Bevölkerung. Nach einer ARD-Akzeptanzstudie 2018 gefällt 84 Prozent der ab 14-Jährigen in Deutschland die ARD mit ihrem Programmangebot »sehr gut« oder »gut«. Im Osten wie im Westen der Republik und quer durch die verschiedenen Gruppen der Gesellschaft ist die Haltung grundsätzlich positiv. Jeweils zwei Drittel der Bevölkerung beurteilen die Angebote des ARD-Verbands als unabhängig von Interessengruppen und sind der Überzeugung, dass in der Berichterstattung alle zu Wort kommen. Noch vor zwei Jahren ergaben einige Umfragen, dass über die Hälfte der Bevölkerung öffentlich-rechtliches Fernsehen und Radio nicht als unabhängig einstufte. Der ARD-Medienverbund erreicht mit seinen nationalen und regionalen Angeboten praktisch die gesamte Bevölkerung in Deutschland regelmäßig. Mindestens einmal wöchentlich nutzen 94 Prozent dieses Angebot. Für 80 Prozent zählen sie zum täglichen Medienkonsum. Die Tagesreichweite von 80 Prozent beruht auf der Akzeptanz in allen gesellschaftlichen Gruppen – auch in den jüngeren Altersgruppen. Selbst in der Altersgruppe zwischen 14 und 24 Jahren nutzen 88 Prozent wöchentlich und 62 Prozent täglich Angebote aus der ARD-Familie, linear oder online, per Radio, Fernseher oder Smart-Speaker.

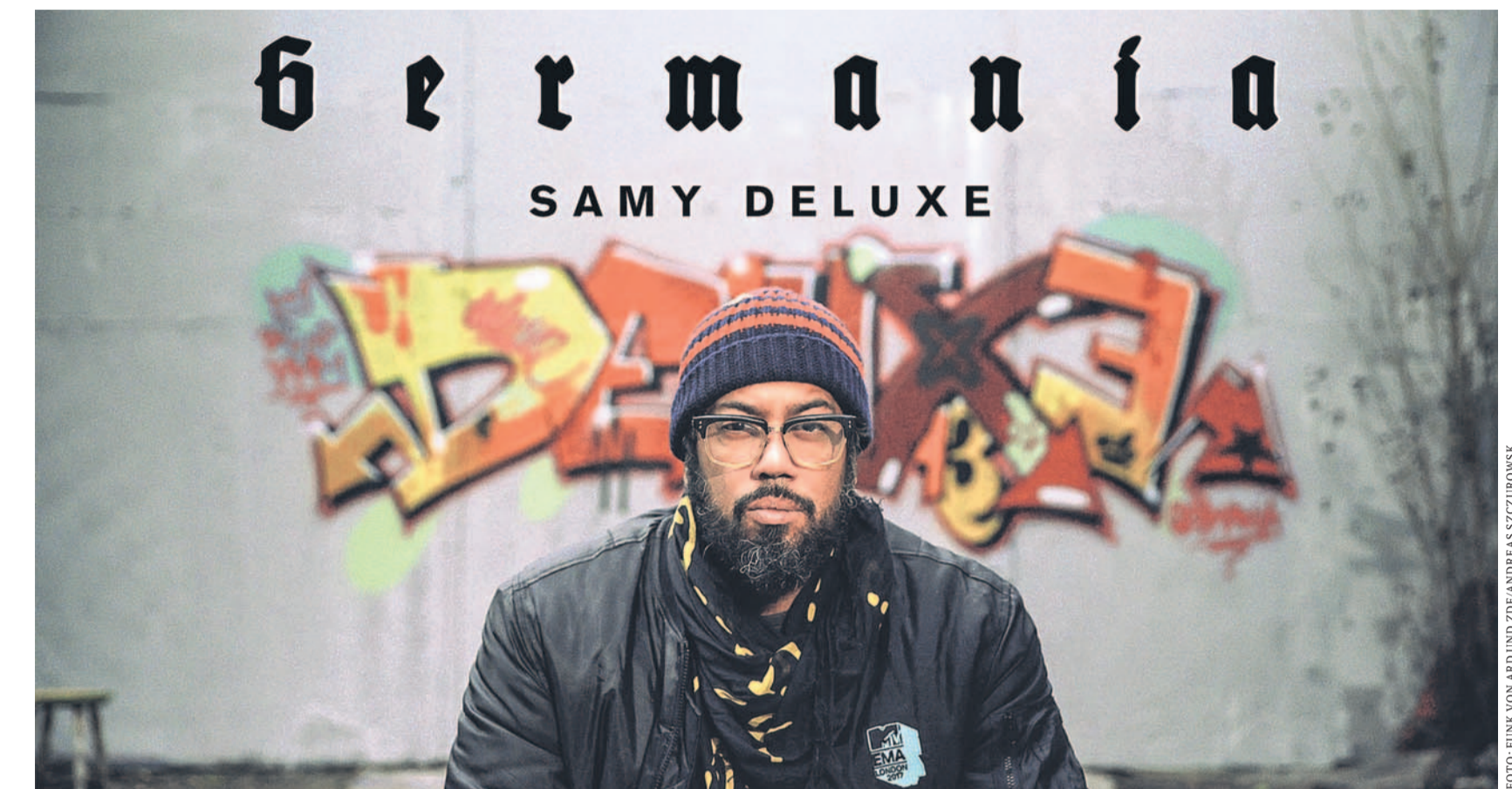
Hohe Akzeptanz muss gesichert werden

Können sich angesichts dieser positiven Zahlen die Mitarbeiter der öffentlichen Anstalten und die Medienpolitiker der Länder beruhigt zurücklehnen oder müssten sie angesichts der tiefgreifenden Veränderung in der Mediennutzung nicht eher die Voraussetzung schaffen, dass diese hohe Akzeptanz in der Bevölkerung auch in den nächsten Jahren erhalten bleibt?

Die TV-Nutzung Jugendlicher zwischen 12 und 19 Jahren ändert sich rapid. Natürlich nutzen sie nach wie vor Bewegtbildangebote sowohl auf dem TV-Gerät als auch auf dem Handy, sehen sie sich weiterhin lineare Programme an oder streamen einzelne Sendungen. Aber die TV-Nutzung verringerte sich in dieser Altersgruppe von 2015 bis 2018 von 129 Minuten täglich auf 101 Minuten und die YouTube-Präsenz stieg bei diesen Jugendlichen von 2016 bis 2018 von 42 auf 60 Prozent. Das sind Zahlen des Internationalen Zentralinstituts für das Jugend- und Bildungsfernsehen. Das Durchschnittsalter der Bevölkerung liegt bei rund 44 Jahren, das der Zuschauer von ARD und ZDF bei 62. Im Vergleich: Das Durchschnittsalter der Zuschauer von ProSiebenSat.1 beträgt 37 Jahre. Sicher ist das Programmprofil nicht mit dem von ARD und ZDF zu vergleichen. Aber die Tendenz muss nachdenklich stimmen. Auch das neue Jugendangebot »funk« kann diese Entwicklung nicht aufhalten, auch wenn inzwischen drei Viertel der 14 bis 29-Jährigen »funk« oder mindestens ein »funk«-Format kennen.

Der öffentlich-rechtliche Rundfunk steckt in einem Dilemma

Der öffentlich-rechtliche Rundfunk muss mehr Jugendliche erreichen, ohne die Älteren zu verprellen. Er muss mit



Das Format »Germania« von funk zeichnet ein aktuelles Portrait von Deutschland – und das ausschließlich durch die Augen von Menschen mit Migrationshintergrund, wie z. B. dem deutschen Rapper Samy Deluxe

seinen Programmen auf möglichst allen digitalen Plattformen präsent sein, ohne seine wichtigsten kuratierten linearen Angebote zu vernachlässigen. Er muss – laut Bundesverfassungsgericht – Information, Kultur, Bildung und Unterhaltung bieten und gleichzeitig einen hohen »Public Value«, also einen hohen Wert für die Gesellschaft und den Einzelnen aufweisen. Und er soll das alles mit dem gleichen Geld – und nach Möglichkeit mit weniger – leisten, weil der Beitrag, den jeder zahlen muss, natürlich für die Akzeptanz wichtig ist.

Seit Frühjahr 2016 diskutieren die Länder darüber, wie dieser Spagat zu schaffen sei, wie man mehr leisten – auch das hatte das Bundesverfassungsgericht 2018 konstatiert – und weniger Geld ausgeben soll, ohne gleichzeitig den Auftrag generell infrage zu stellen. Um diese Quadratur des Kreises zu ermöglichen, schlugen einige Länder das sogenannte Index-Modell vor, das zugleich eine Budgetierung und Flexibilisierung bei den Verbreitungswegen vorsah. Bei diesem Vorschlag sollte der Beitrag automatisch und kontinuierlich an die Preisentwicklung angepasst werden. Die Funktion der Kommission zur Ermittlung des Finanzbedarfs der Rundfunkanstalten (KEF), den tatsächlichen Bedarf zu ermitteln, wurde damit fragwürdig. Zudem versäumten es die Länder, zuerst den Auftrag zu definieren und dann die Art der Finanzierung zu bestimmen.

Diese Idee fand unter den Ländern keine Mehrheit. Das Index-Modell ist gescheitert. So stellte Oliver Schenk, Chef der Sächsischen Staatskanzlei, im November in einem FAZ-Interview fest: »Ziel einer Reform muss es sein, den öffentlich-rechtlichen Rundfunk für eine sich immer schneller verändernde Medienlandschaft langfristig fit zu machen und gleichzeitig die Akzeptanz in der Bevölkerung durch mehr Effizienz und hohe Qualität zu stärken. Über dieses Ziel sind sich alle Länder einig, unterschiedliche Auffassungen bestehen über den Weg. Länder, in denen große ARD-Anstalten oder das ZDF ihren Sitz haben, haben hier manchmal etwas andere Vorstellungen als z. B. Sachsen. Dazu kommen auch divergierende politische Bewertungen durch die sehr unterschiedliche Zusammensetzung der Landesregierungen. Auch wenn alle Länder grundsätzlich für Reformen sind, ist

die Zeit für einen Paradigmenwechsel durch das Index-Modell anscheinend noch nicht reif.« In der monatelangen Debatte habe sich gezeigt, dass einzelne Länder einige der Überlegungen aus diesem Modell nicht mittragen können und ein solches Gesamtpaket, vor allem mit der Indexierung, gegenwärtig bei den Ländern keine Mehrheit fände, betont Oliver Schenk. An den unterschiedlichen Vorstellungen, wie der Auftrag künftig definiert werden sollte, hat sich damit nichts geändert. Allerdings berücksichtigen die Länder nun mit dem Bekenntnis zur Empfehlung der KEF die Einwände von Verfassungsrechtlern gegenüber dem Index-Modell.

KEF empfiehlt Beitragsstabilität

Auf der Ministerpräsidentenkonferenz im Dezember 2019 waren Auftrag und Finanzierung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks kein Thema. Wenige Tage zuvor wurde bekannt, dass die KEF eine Erhöhung des Rundfunkbeitrages ab 2021 auf 18,36 Euro vorschlägt. Das wäre ein Cent mehr, als ARD, ZDF und Deutschlandradio gegenwärtig ausgeben. Diese KEF-Berechnung entspricht der Hälfte des von den Anstalten angemeldeten Mehrbedarfs und würde auch keinen Teuerungsausgleich enthalten. Für die ARD bedeutet diese »Erhöhungs«-Empfehlung der KEF sogar eine Verschlechterung gegenüber der aktuellen Verteilung der Mittel zwischen ARD, ZDF und Deutschlandradio. So sieht die KEF bei ZDF und Deutschlandradio für die Beitragsperiode von 2021 bis 2024 jeweils einen Mehrbedarf von über 7 Prozent, bei der ARD lediglich von 3,8 Prozent. Damit hat sich der prozentuale Anteil der ARD am Beitragsaufkommen von 1992 bis 2021 von 76,8 Prozent auf 69,6 Prozent verringert. Gleichzeitig kritisiert die KEF zu hohe Gehälter bei den öffentlich-rechtlichen Sendern und hat hier mehr Maßhalten gefordert. Ein Gutachten habe ergeben, dass die Vergütung bei den öffentlich-rechtlichen Sendern höher ausfällt als bei den Einrichtungen der öffentlichen Verwaltung. Die KEF schlägt deshalb in ihrem aktuellen Bericht vor, die Gelder für den Personalaufwand in der kommenden Vierjahresperiode um insgesamt 60,3 Millionen Euro zu kürzen. Die Rundfunkanstalten teilen die KEF-Interpre-

tation des besagten Gutachtens nicht, weil die zwei wesentlichen Einflussfaktoren – Altersdurchschnitt der Belegschaft und eine unterproportionale Vergütungsentwicklung in der privaten Medienwirtschaft – nicht ausreichend berücksichtigt worden waren.

Auftrag soll an die veränderte Mediennutzung angepasst werden

Die KEF wird ihren endgültigen Bericht Mitte Februar vorlegen. Möglicherweise wird sie ihren Vorschlag für den Rundfunkbeitrag ab 2021 noch um einige Cent erhöhen, aber im Wesentlichen werden die Anstalten in der nächsten Beitragsperiode mit dem gleichen Geld auskommen müssen, das sie gegenwärtig zur Verfügung haben. Obwohl der Beitrag aktuell nur bei 17,50 Euro liegt, ist das möglich, weil sie auf Rücklagen von ca. eine Milliarde Euro zurückgreifen können, die durch die Umstellung von der Geräteabgabe zur Haushaltsabgabe entstanden sind. Die Sender müssen also weiter sparen. Um Kürzungen am Programm zu vermeiden, werden sie noch mehr kooperieren und sich vernetzen und alle Sparmöglichkeiten durch neue Technologien nutzen müssen. Zugleich muss beim Erwerb von Verwertungsrechten für Sport, Spielfilme und Unterhaltung noch mehr auf die Kosten-Nutzen-Relation, bezogen auf den Public-Value-Auftrag des öffentlich-rechtlichen Rundfunks, geachtet werden. Auch für Fußball gibt es finanzielle Schmerzgrenzen.

Der Reformdruck ist groß

Haben die Länder mit dem Indexmodell auch die Debatte über eine Novellierung des Auftrages ad acta gelegt? Aus vielen Staatskanzleien war in den letzten Wochen zu hören, dass man den Auftrag weiter im Blick habe und möglichst 2020 auch endlich zu einem Ergebnis kommen möchte. Aber wie groß ist der Reformdruck nach der moderaten KEF-Empfehlung noch?

Der Druck ist weiterhin groß, denn es ist nur möglich, mit dem jetzt von der KEF vorgeschlagenen Beitrag ein dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk gemäßes Programm auf allen Verbreitungswegen zu sichern, wenn die Länder den Auftrag modifizieren. »Die vor allem in den letzten zwei Jahren

intensiv geführte Debatte um Auftrag und Struktur des öffentlich-rechtlichen Rundfunks hat uns einem Reformstaatsvertrag nicht nähergebracht«, stellt dazu der Brandenburger Staatssekretär für Medien Benjamin Grimm fest. »Dass die Diskussion zuletzt auf die Frage des Systemwechsels von der Bedarfsermittlung durch die KEF hin zu einem Indexmodell reduziert wurde, hat die eigentliche Aufgabe verdeckt. Denn tatsächlich ist die entscheidende Frage, wie man den öffentlich-rechtlichen Rundfunk in einer Zeit neu aufstellt, in der sich das Mediennutzungsverhalten dramatisch verändert hat, unter anderem mit dem Effekt, dass das lineare Angebot viele Benutzergruppen überhaupt nicht erreicht. Brandenburg hat sich dafür eingesetzt, die Rundfunkanstalten schneller und flexibler zu machen. Hinter dem Begriff der Fokussierung steht für uns die Idee, den öffentlich-rechtlichen Rundfunk (wieder) stärker auf seine Kernaufgabe, auf den Gedanken des Public Value, auszurichten, und damit auf seine Unterscheidbarkeit gegenüber rein (Massen-)Markt-getriebenen Angeboten.«

Insgesamt kristallisiert sich heraus, dass die Länder sich vor allem auf drei Kernthemen verständigen könnten: 1. Fokussierung des Programmangebotes, 2. Flexibilisierung bei den Verbreitungswegen, 3. Vernetzung auf einer gemeinsamen Plattform. Eine solche Flexibilisierung könnte sich vor allem auf die sogenannten Zusatzangebote beziehen, wie tagesschau24, EinsFestival, ZDFinfo und ZDFneo. Bei diesen Angeboten könnten die Anstalten dann »flexibel« selbst darüber entscheiden, ob sie diese Angebote als klassische Fernsehangebote fortführen oder z. B. in ein Telemedienangebot überführen möchten, erläutert Axel Wintermeyer, Chef der Staatskanzlei Hessens.

»Das Jahr 2020 wird medienpolitisch geprägt sein von der Frage, ob und wie die Reformdiskussion zu Auftrag und Struktur des öffentlich-rechtlichen Rundfunks weitergeführt werden soll«, beschreibt Heiko Geue, Chef der Staatskanzlei von Mecklenburg-Vorpommern, einen der medienpolitischen Schwerpunkte für dieses Jahr.

Helmut Hartung ist Chefredakteur des Blogs www.medienpolitik.net

Mehrfach totgesagt, aber immer noch frisch und munter

Das Massenmedium Radio überlebt

JOHANN MICHAEL MÖLLER

Im Totgesagtwerden nimmt das Radio einen Spitzenplatz unter den klassischen Mediengattungen ein. Das begann schon im Amerika der 1950er Jahre als sich zwei Radiomanager angesichts der drohenden Konkurrenz des Fernsehens den Kopf über die Zukunft ihrer Radiostationen zerbrachen und bei einem Kneipenbesuch – so will es die Legende – das Formatradio erfanden, was den Siegeszug dieses Mediums so richtig begründete. Heute ist es nicht mehr das Fernsehen, sondern das Internet und die neuen sozialen Medien, die das Sterbeglockchen des Radios heftig zum Läuten bringen. Das fällt nur nicht mehr auf, weil plötzlich alle klassischen Medien von solchen Untergangsgängsten befallen sind. »Zeitungssterben« heißt das Wort, das sich längst zwischen »Vogelgrippe« und »Schweinepest« eingenistet hat. Und selbst das stolze Fernsehen muss plötzlich in der heißen Asche herumstochern, die von seinem gesellschaftlichen Lagerfeuer übriggeblieben ist.

Dabei gibt es gravierende Unterschiede in dieser Todeszone, in die sich die analoge Medienlandschaft zu verwandeln scheint. Ausgerechnet das Radio dudelt so munter vor sich hin, dass man sich mittlerweile fragen muss, warum man den Heerscharen von Beratern je Glauben geschenkt hat, die ihre Untergangsszenarien wie Sauerbier anpriesen. Dass sich das Nutzerverhalten fundamental ändern würde, galt quasi als Naturgesetz; dass die Jungen den alten Medien endgültig den Rücken kehren, schien unausweichlich. Generationenabriss hieß das. Und der klassische Werbemarkt? Der schien ohnehin verloren. Nichts Rettendes, nirgends. Dem Radio hat das alles wenig an-

haben können. Im Gegenteil. Zu den kleinen Wundern des Medienwandels gehört die sagenhafte Robustheit, mit der sich das Radio zu behaupten weiß. Reichweiten, Verweildauern, also die Kernwährungen des Radiogeschäfts bleiben irritierend stabil. Das hat Gründe. Sicher auch, weil das Radio für den Wettbewerb um die Aufmerk-



samkeit im Netzzeitalter besser gerüstet war als andere Mediengattungen. Radio war mobil, war in Grenzen immer schon interaktiv; es blieb ein Massenmedium, das Gesellschaften synchronisierte und wohl entscheidend: Es saßen lebendige Menschen am Mikrophon. Von Einsamkeitsbespaßung hat einer meiner Kollegen einmal gesprochen; aber eigentlich geht es um eine andere Form der sozialen Teilhabe als jener, die sich heute in den Netzblasen artikuliert. Das Internet war nie der Feind des Radios. Im Gegenteil. Die sozialen Medien haben ihm endlich den Rückkanal verschafft, den es immer herbeigesehnt hatte; jenes große gesellschaftliche Zwiesgespräch, von dem Bertolt Brecht schon in seiner frühen Radiotheorie träumte. Den eigenen Hörern endlich zuhören zu können, das war der große Gewinn. Die Totengräber des Radios muss man deshalb woanders suchen, bei denen, die das Radio benutzen wollen und häufig auch missbrauchen. Das Radio ist aber weder ein kruder Werbeträger noch ein »volkspolitisches« Erziehungsinstrument, zu dem man es in

Deutschland immer wieder zu machen versucht hat. Es hat seine eigene subversive Kraft und die Angst davor war der deutschen Rundfunkpolitik in ihre DNA eingeschrieben seit die preußischen Behörden versuchten, dem sogenannten »Funkspuk« der Novemberrevolutionäre ein Ende zu setzen. In seiner bald 100-jährigen Geschichte wollte man das Radio immer an die Kandare nehmen, es einhegen, regulieren und nicht zuletzt für die andere Zwecke gebrauchen.

Wie anders war das dagegen bei den Amerikanern gelaufen, wo zumindest der Legende nach, die Geburtsstunde des Radios mit Unterhaltung begann, mit der Übertragung eines Weihnachtslieds durch eine Küstenstation, die einem einsamen Fischerboot draußen auf dem Meer eine Freude am Heiligen Abend machen wollten. Es wird wohl vor allem Knacken und Rauschen gewesen sein, was die Besatzung da zu hören bekam. Aber es entstand jene eigentümliche Nähe und Unmittelbarkeit, die zum Wesen von Radio gehört. So lange ist es auch bei uns noch nicht her, dass sich die Sehnsüchte und Hoffnung aus dem einst verschlossenen Teil Deutschlands über Radiowellen hinaustasteten in die freie westliche Welt. Wenigstens über den Äther konnte man diese wohl hören.

Sicher. Das alles ist längst Geschichte und hat nur bedingt etwas mit dem Gebot der Grundversorgung zu tun oder dem öffentlichen Programmauftrag; dem Werbeaufkommen bei den Privaten und deren Gewinnausschüttungen und Anteilsrenditen. Das sind die nüchternen Parameter, nach denen das Geschäft funktioniert. Viel prekärer sind die Bestrebungen – oder soll man es Missverständnisse nennen – dem Radio seine Eigenwilligkeit zu nehmen. Multimedial nennt man das

heute; aber es erzeugt in Wahrheit nur Monokultur. Das ist schon komisch. Während überall das Umdenken beginnt, die Wälder der Zukunft nicht mehr aussehen sollen wie die heutigen Fichten- und Kiefernsonnungen und Diversität zum Schlüsselbegriff des neuen Denkens wird, wird in der Medienlandschaft planiert, was sich planieren lässt. Mit der »Durchhörbarkeit« der Unterhaltungsprogramme hat das begonnen, aber das blieb immer noch Radio. Mittlerweile lässt das Netz die Grenzen verschwimmen und die Strukturen lösen sich auf. Radio nutzt Video, Print produziert Audio, Fernsehen publiziert zeitungähnliche Angebote. Im großen Flow beginnen sich die Inhalte von den Ausspielwegen zu lösen. Doch im Kampf um Aufmerksamkeit kämpft jeder allein. Das Radio wird für diesen Kampf nicht sonderlich gut ausgestattet; denn es steht nicht im Scheinwerferlicht; es macht nichts von sich her. Radio finde im Halbdunkeln statt, hat der weise Ernst Elitz mir einmal gesagt, der selbst vom Fernsehen zum Deutschlandfunk kam. Tatsächlich ist Radio ein gedämpftes Medium, auch wenn es zuweilen sehr lautstark klingt.

Radio hat etwas mit Hören zu tun und in seinen stärksten Momenten ist es fast hermeneutisch. Wann immer über die Zukunft von Radio nachgedacht wird, geht es um andere Dinge. Dann kommt der gesellschaftliche Auftrag ins Spiel; dann wird auf Kulturpartner und Sendezeiten verwiesen und im Zweifelsfall auf die zeitgenössische Musik. Aber die Stärke des Radios liegt eben nicht darin, nur Vermittler zu sein, um sich die Energien aus anderen Häusern zu holen. Eigene Kraft muss schon sein. Das Radio lebt, wo es seine eigenen Gesetze beachtet und es überlebt, weil es offenbar Dinge kann, die unsere Zeit wieder braucht. Wir lernen wieder zu hören; die Erfolgskurve der Podcasts zeigt es uns an. Aber Radio ist nicht Audio. Es ist Wundertüte und verlässlicher Begleiter zugleich; es nimmt einen mit in die Ferne und lässt einen doch zu Hause sein; es ist das Medium einer alten Geografie. Bier braucht Heimat, sagen die Brauer. Fürs Radio gilt das wohl auch.

Johann Michael Möller ist freier Publizist und Herausgeber der Zeitung »Petersburger Dialog«



1979 besangen »The Buggles« den Tod des Radiostars. 2020 lebt das Radio (mit seinen Stars) immer noch

Tierischer Ernst

Der Nahe Osten steht in Flammen, aber Deutsche erregen sich über ein saumäßiges Oma-Liedchen

LUDWIG GREVEN

Ernst und Irrsinn liegen oft nah beieinander. Über die Jahreswende war die Aufregung bei uns wieder einmal groß – um ein harmloses Video. Diesmal nicht von Rezo, sondern vom Dortmunder Kinderchor des WDR. Die hatten Redakteure ein Quatschlied noch Oma-Umweltquatschiger singen lassen, klima-mäßig. Früher hätte man gesagt: »Das versendet sich.« In Zeiten virtueller Dauerempörung nicht mehr. Senioren nebst selbsterklärter Altenversteher gingen auf die Barrikaden. Rechte nutzten die Vorlage, um wie üblich gegen die Öffentlich-Rechtlichen zu hetzen. Linke und Liberale konterten, Politiker mischten sich ein. Der Intendant kroch zu Kreuze, was ihm und dem WDR nicht half. Im Gegenteil. Nun protestierte auch noch der Redakteursrat gegen Selbstzensur. Verhandelt wurde zum x-ten Mal die Großfrage: Was darf Satire? In Deutscherntland im Zweifel: nichts. Natürlich sind der Schutz der Atmosphäre wie der Gesellschaft vor Über-

hitzung ernste Sachen. Respekt vor Alten ebenso. Aber der Eifer, mit dem hierzulande über die CO2-Lebensleistung von Omas oder die Klimabelastung durch Steaks und Musikstreams disputiert wird, ist an Lächerlichkeit kaum zu überbieten. Habt ihr keine anderen Sorgen?, möchten man da fragen. Doch: Feinstaubbelastung und tierverschreckender Krach von Silvesterböllern. Dann ist ja gut. Anderntags wurde die nervöse Nation mit dem Ernst des internationalen Lebens konfrontiert und so abrupt auf den Boden der Realität zurückgeholt: Weil der superignorante, ebenfalls dauererregte und -twitternde US-Präsident einen iranischen Terror-General in völliger Verknennung der Konsequenzen per Drohnenangriff töten ließ, steht das Pulverfass Nahe und Mittlerer Osten seitdem in lodernden Flammen. Manche fürchteten bereits den Dritten Weltkrieg. Auch das war sicherlich übertrieben. Doch die Lage bleibt äußerst angespannt, auch wenn eine völlige Eskalation bei Redaktionsschluss abgewendet zu sein schien. Aber die wechselseitigen Drohungen und die Rachegeleüste in Teheran bleiben. Donald Trump setzt seinen Wirtschaftskrieg gegen Iran mit neuen Sanktionen fort, worunter vor allem die Menschen in dem Land leiden, von

denen viele vor Kurzem noch gegen ihre islamistische Führung demonstrierten, sich jetzt aber gezwungen sahen, sich hinter sie zu scharen. Die wiederum hat sich vom Atomabkommen, das Trump einseitig aufgekündigt hat, endgültig verabschiedet und wird weiter an der Bombe bauen lassen. Bei den Gegenschlägen gegen US-Stützpunkte im Irak hat das Land zudem gezeigt, dass es mit seinen Raketen sehr präzise treffen kann. Die Vorstellungen, dass diese bis nach Europa reichenden Geschosse in absehbarer Zeit atomar bestückt sein könnten, lässt schauern. Das alles wäre Grund genug, sich ernste Sorgen zu machen über die verschiedenen Brandherde in der europäischen Peripherie, zu denen neben der Ukraine und Syrien, wo Baschar al-Assad mit russischer Hilfe weiter auf dem Vormarsch ist und Recep Tayyip Erdoğan weiterhin gegen die Kurden kämpft, dem Irak und Jemen auch Libyen gehört, der Hotspot der Fluchtbewegung, in dessen Bürgerkrieg nun auch die Türkei eingreift. Aber viele Deutsche beschäftigten sich nach dem »Omagate« lieber mit der Bonpflicht. Und die EU reagierte wie immer rat- und machtlos. Auch das lässt schauern. Damit Sie mich nicht falsch verstehen: Klimaschutz und die Meinungs-

und Kunstfreiheit sind wichtige Themen. Aber ohne Frieden und Freiheit ist alles nichts. Deshalb wäre – auch angesichts des neuerlichen Wettrüstens zwischen den USA und Russland, über das ich schon voriges Jahr schrieb – neben der Klima- eine neue Friedensbewegung dringend vonnöten. Die Verhinderung von Krieg in einer extrem unsicheren Welt: Das bleibt eine zentrale Menschheitsfrage,



für die sich auch Künstlerinnen und Künstler engagieren sollten. Denn die Lage ist zu Beginn des neuen Jahrzehnts extrem bedrohlich: Die USA sind kein verlässlicher Partner mehr, mit und ohne Trump. Den Westen als Werte- und Sicherheitsgemeinschaft gibt es nicht mehr, die EU bröckelt, die Briten ziehen nun ihre eigenen isolationistischen Brexit-Bahnen, Nationalisten und Fremdenfeinde sind überall auf dem Vormarsch. Der Islamismus mit seinem Terror stellt eine manifeste Gefahr dar, auch bei uns. Der chinesische Neoimperialismus nicht minder. Dazu

kommen Wladimir Putin und Erdoğan mit ihren eigenen Kriegszügen, und clowneske demokratische Führer wie Trump und Boris Johnson, die vor nichts zurückschrecken. Alles keine rosigen Aussichten für die kommenden Jahre. Darum sollten sich die Deutschen sorgen. Nicht um Omalieder und ähnliche Nichtigkeiten. Ich würde mir eine sehr ernsthafte gesellschaftliche Debatte wünschen, wie wir unseren inneren und äußeren Frieden schützen vor den Gefahren durch Kriege, Klimawandel, Nationalismus und Hass. Daran dürfen und sollten sich Künstlerinnen und Künstler dringend beteiligen. Denn auch ihre Freiheit ist bedroht. Der fünfte Jahrestag des islamistischen Anschlags auf die französische Satirezeitschrift »Charlie Hebdo« erinnerte gerade daran. Der Vorsatz ihrer überlebenden Zeichnerinnen und Zeichner macht Mut: »Wir lassen uns nicht unterkriegen!« Manchmal sind Karikaturen und Witze, und seien es sauschlechte, tatsächlich der beste Weg, sich gegen den globalen Irrsinn zu wehren. Humor hilft. Meistens. In dem Sinne: ein gutes, friedliches Jahr 2020.

Ludwig Greven ist freier Publizist und Umwelt-Opa

Erinnerung ohne Vereinnahmung

Das Kloster Eberbach im Nationalsozialismus

SEBASTIAN KOCH

Vor dem Hintergrund der Geschichte des 20. Jahrhunderts muss festgehalten werden: Wenn Helden auftauchen (müssen), dann ist es schon zu spät. Dann haben Staat und Zivilgesellschaft bereits versagt und die Demokratie ist schon ausgehebelt. Mit Bertolt Brecht können wir sagen, nicht das Land ist unglücklich, welches keine Helden hat, sondern das, welches Helden nötig hat.

Denkt man an »Helden« und »Zeit des Nationalsozialismus«, dann fallen einem Namen wie Claus Schenk Graf von Stauffenberg, Dietrich Bonhoeffer und Sophie und Hans Scholl ein, inzwischen zunehmend auch Georg Elser und die kommunistischen Widerstandskämpfer.

Untersucht man die Geschichte von »Kloster Eberbach im Nationalsozialismus« und weitet man dabei den Blick auf den Rheingau insgesamt, dann trifft man auch dort auf solch mutige Frauen und Männer der Tat. Kurz nach Kriegs-

Der Katholizismus im Rheingau trug dazu bei, dass der Nationalsozialismus nur schwer Fuß fasste

beginn kam es in Kloster Eberbach zu einem konspirativen Treffen von Henning von Tresckow und Vincenz Müller. Enger verbunden mit Kloster Eberbach war der Wiesbadener Studienrat und Weinhändler Hermann Kaiser. Seine Aufgabe in der Widerstandsgruppe des 20. Juli war der Aufbau eines Netzwerkes entschlossener Männer im Rheingau, die nach dem erfolgten Attentat die Macht im Rheingau hätten übernehmen sollen. Zu dieser Gruppe gehörte auch der Hattenheimer Betriebsleiter Michael Scheuermann von der Weinbaudomäne, der auch an der Rettung des jüdisch-christlichen Ehepaars Frembgen beteiligt war.

An diese Menschen zu erinnern, ohne sie zu vereinnahmen, ist nicht immer einfach. Es gab keine »Eberbacher«

oder »Rheingauer Widerstandskämpfer«. Es waren keine Repräsentanten eines bestimmten Sozialmilieus, einer Stadt oder einer Institution – und auch nur ganz bedingt eines »anderen Deutschlands«. Sie standen und stehen für sich allein.

Die Forschung hat sich für sie auch unter dem Aspekt der Identifizierung ihrer Charaktereigenschaften, mentalen Dispositionen und Werteorientierungen interessiert – durchaus mit dem Ziel, eine Art Rezeptur für Widerständigkeit herauszuarbeiten. Aufgrund der individuellen Vielfältigkeit des Widerstandes ist dies nicht gelungen.

Wichtiger ist aber auch, daran zu arbeiten, dass wir nicht wieder in eine Situation geraten, in der nicht einmal mehr Helden etwas ausrichten können. Der Fokus sollte auf die Frage gerichtet sein, was diktatorische Bewegungen schon in ihrem Ursprung aufhält.

Die politische Soziografie hat den Katholizismus als Hemmnis gegen die Ausbreitung des Nationalsozialismus ausgemacht und festgestellt, dass in einem rein katholischen Deutschland, Adolf Hitler nicht legal an die Macht gekommen wäre. Blickt man allerdings über Deutschland hinaus in das so katholische wie faschistische Italien unter Benito Mussolini, wird deutlich, dass nicht der Katholizismus an sich der Grund dafür sein kann. Tatsächlich waren es nach innen verdichtete katholische Milieus mit ausgeprägtem Vereinswesen, die sich mit eigenem Machtanspruch der »Konkurrentin Nationalsozialismus« entgegenstellten.

Ein solch katholisches Milieu hat auch im Rheingau dazu beigetragen, dass der Nationalsozialismus dort nur schwer Fuß fassen konnte. Eine vorhandene »Papsthörigkeit« der Rheingauer Bevölkerung wurde allerdings nicht gegen den Nationalsozialismus aktiviert. Größere Widerstandstätigkeiten sind aus dem Rheingau nicht bekannt.

Es lassen sich aber zahlreiche Beispiele des sogenannten kleinen Widerstandes, der Selbstbehauptung und des Mutes zum eigenen Urteil finden. Nicht immer mit oppositioneller Intention oder gar der Ablehnung des Systems als Ganzes – aber dennoch wirksam

gegenüber der Verfestigung des NS-Staates. Diese »Alltagswiderständigkeit« verdient mehr Aufmerksamkeit der Forschung.

Um in den widerborstigen Rheingau einzudringen, setzte das NS-Regime auch auf die Strahlkraft von Kloster Eberbach. Heinrich Himmler meinte in Eberbach einen germanischen Ursprung entdeckt zu haben. Ein Bericht der SS hält fest: »In Bernhard von Clairvaux, dem Mönch mit nordischer Seele und Geisteshaltung, raunte das germanische Blut!« Himmlers Versuch, das ehemalige Kloster in eine SS-Ordensburg umzuwandeln, konnte abgewehrt werden,

nicht aber seine politisch-ideologische Vereinnahmung. 1938 wurde das Stück »Uta von Naumburg« – aufschlussreiches Beispiel nationalsozialistischer Mittelalterrezeption – in Eberbach aufgeführt. NS-Utopien wurden in die Vergangenheit projiziert, um politischen Zukunftsmodellen historische Kreditfähigkeit zu verleihen. Das Stück sollte die Pervertierung des germanischen Heidentums durch das Christentum zeigen. Uta stellt als Mutter des Volkes und Sinnbild der Reinheit den Gegenentwurf dazu dar. Eine Besprechung fragt auch in Richtung der Rheingauer Frauen: »Bewundern wir

nicht, wie mönchische Seelenfängerei an dem reinen Weibtum Uta zerschellt, wünschen wir nicht allen deutschen Frauen solche Haltung und Würde?« Eberbach war als Aufführungsort nicht zufällig ausgewählt: »Wo anders könnte Uta noch lebendig werden, wenn nicht im wehevollen Raume eines deutschen Domes?« Eberbach müsse »eine Wehestätte des deutschen Volkes« werden. Dazu kam es durch Ausbruch des Krieges freilich nicht mehr.

Sebastian Koch ist Autor des Buches »Kloster Eberbach im Nationalsozialismus«



Das Kloster Eberbach wurde im Jahr 1136 gegründet. Seit 1998 befindet sich das Kloster im Eigentum der Stiftung Kloster Eberbach

Urheberrecht ... was ist das?

Die wirtschaftliche Grundlage aller Kreativen

ROBERT STAATS

Gelegentlich hat man den Eindruck, das Urheberrecht ist etwa so beliebt wie das Steuerrecht: unverständlich, veraltet, innovationsfeindlich. Das ist ein Jammer. Nichts gegen das Steuerrecht, aber jedenfalls beim Urheberrecht ist diese Einschätzung nicht zutreffend. Natürlich sieht das Urheberrecht teilweise »abstrakte« Regelungen vor, was schon daran liegt, dass sein Regelungsgegenstand ein geistiges Gut ist. Richtig ist auch, dass die Digitalisierung für dieses Rechtsgebiet eine große Bedeutung hat. Die Grundprinzipien des Urheberrechts sind aber einfach zu verstehen – und sollten eigentlich überall geschätzt und akzeptiert werden.

Worum also geht es? Das steht in schöner Klarheit in Paragraph 11 des Urheberrechtsgesetzes: »Das Urheberrecht schützt den Urheber in seinen geistigen und persönlichen Beziehungen zum Werk und in der Nutzung des Werkes. Es dient zugleich der Sicherung einer an-

gemessenen Vergütung für die Nutzung des Werkes.« Diese beiden schlichten Sätze fassen zwei unterschiedliche Aspekte des Urheberrechts zusammen, die beide von zentraler Bedeutung sind. Da ist auf der einen Seite die persönliche Beziehung des Urhebers zu seinem Werk. Auf der anderen Seite ist das Urheberrecht aber die wirtschaftliche Grundlage aller Kreativen.

Fangen wir mit Letzterem an. Das Urheberrecht geht davon aus, dass die Urheberinnen und Urheber mit den von ihnen geschaffenen Werken Geld verdienen wollen. Ober besser gesagt, das Urheberrecht will ihnen jedenfalls die Möglichkeit dafür eröffnen. Aus diesem Grund ist das Urheberrecht ein Schutzrecht, welches dem Inhaber bestimmte »Verwertungsrechte«, wie das Vervielfältigungsrecht, das Senderecht oder das Recht, ein Werk im Internet zugänglich zu machen, zuordnet. Der Trick dabei ist, dass es sich um Rechte handelt, die es ermöglichen, die Verwertung nicht nur zu erlauben, sondern sie auch zu verbieten. Man nennt sie des-

halb »Ausschließlichkeitsrechte«. Das klingt wenig sozial, ist aber in vielen Fällen die Grundlage dafür, mit einem Werk effektiv Geld zu verdienen. Denn für die Zustimmung zur Nutzung kann eine Vergütung verlangt werden und Nutzern, die keine Erlaubnis besitzen, kann die Nutzung untersagt werden.

Nun mag man einwenden, dass es vielleicht im Interesse des Urhebers liegt, seine Werke möglichst vielen Nutzern zugänglich zu machen, und eine Vergütung zweitrangig oder nicht einmal gewünscht ist. Diese Interessenlage gibt es natürlich, beispielsweise bei manchem wissenschaftlichen Autor, aber dem steht das Urheberrecht auch nicht entgegen. Vielmehr gibt es die Möglichkeit, Rechte unentgeltlich für jedermann einzuräumen. Am bekanntesten sind die sogenannten Creative-Commons-Lizenzen, kurz CC-Lizenzen, auf die in einem späteren Beitrag noch einzugehen wird. Wichtig ist aber, dass es bei der Urheberin oder dem Urheber liegt, zu entscheiden, ob derartige Rechte vergeben werden sol-

len oder aber auf eine traditionelle Verwertung des Werkes gesetzt wird. Und diese Freiheit sollte den Kreativen auch nicht genommen werden.

Daneben gibt es Fälle, bei denen der Gesetzgeber entschieden hat, dass die Nutzung eines Werkes im Interesse der Allgemeinheit oder für Bildungs- und Forschungszwecke auch ohne Erlaubnis des Urhebers zulässig sein soll. Typische Beispiele sind die gesetzliche Erlaubnis von Zitaten, Privatkopien oder der Nutzung von Teilen von Werken in digitalen Semesterapparaten an Universitäten und auf Lernplattformen an Schulen. Das sind die wichtigen »Schranken des Urheberrechts«, sie gehören zum Urheberrecht dazu.

Neben dem wirtschaftlichen Aspekt des Urheberrechts gibt es, wie bereits gesagt, die persönliche Beziehung der Kreativen zu ihren Werken, die im »Urheberpersönlichkeitsrecht« ihren Ausdruck findet. Dieses Recht bedeutet unter anderem, dass Urheber Entstellungen des Werkes untersagen können, als Schöpfer des Werkes anzuerkennen sind oder die Möglichkeit haben, über das Ob und Wie der Erstveröffentlichung zu entscheiden. Die persönliche Beziehung eines Urhebers

zu seinem Werk kann natürlich sehr unterschiedlich ausgeprägt sein, das haben persönliche Beziehungen so an sich. Entscheidend ist aber auch hier, dass es stets die Möglichkeit gibt, von den genannten Rechten Gebrauch zu machen. Und auch sie bestehen nicht unbeschränkt, sondern unterliegen einer Abwägung mit den Rechten anderer. Satire oder Parodie knüpfen häufig an fremde Werke an, dagegen kann der Urheber des Originalwerks, auch wenn er die Verfremdung seines Werkes für geschmacklos hält, innerhalb bestimmter Grenzen nichts machen. Fortsetzung folgt.

Robert Staats ist Geschäftsführendes Vorstandsmitglied der VG Wort und Vorsitzender des Fachausschusses Urheberrecht des Deutschen Kulturrates

INFO

Mit diesem Beitrag beginnt eine neue Reihe in Politik & Kultur. Roberts Staats erläutert in jeder Ausgabe prägnant und verständlich einzelne Aspekte des Urheberrechts.

5 MINUTEN URHEBERRECHT

Die Freunde der Schlösser und Gärten

Wie kann man das preußische Kulturerbe heute vermitteln?

Für Barbara Schneider-Kempf ist Preußen nicht nur im Beruf als Generaldirektorin der Staatsbibliothek zu Berlin, sondern auch im Ehrenamt als Vorstandsvorsitzende des Fördervereins der Preußischen Schlösser und Gärten Thema. Dabei steht die Frage, wie man Preußen heute zeitgemäß kommunizieren kann, im Vordergrund. Theresa Brüheim spricht mit Barbara Schneider-Kempf über dieses Anliegen und mehr.

Theresa Brüheim: Frau Schneider-Kempf, auf der Jahresversammlung der Freunde der Preußischen Schlösser und Gärten im April 2019 wurden Sie zur Vorstandsvorsitzenden gewählt. Wie waren Ihre ersten Monate in dieser Funktion?

Barbara Schneider-Kempf: Sehr arbeitsreich, es ist ein sehr großer Freundeskreis. Wir haben über tausend Mitglieder. Wenn man so eine Position neu einnimmt, muss man neue Akzente setzen. Die haben sich ziemlich schnell ergeben. Das Jahr 2018 war ein extrem trockenes Jahr, was Folgen für die Landwirtschaft hat. Aber auch für die Gärten als Kulturlandschaft war dies ein Problem. Hier in Berlin und Brandenburg, wo sich die preußischen Schlösser und Gärten befinden, gibt es Sandböden. Mangel an Feuchtigkeit, leiden sie erheblich. In Potsdam – genauer in Babelsberg und im Neuen Garten hoch zum Belvedere auf dem Pfingstberg – sind über tausend Bäume komplett vertrocknet; von denen, die durch das fehlende Wasser nur geschädigt sind, ganz zu schweigen. Christoph Vogtherr, der Generaldirektor der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten, spricht vom großen Sterben in den Gärten. Da ist es nicht mit einem neuen Baumpflanzprogramm oder weiteren Patenschaften für einzelne Bäume getan, wie es sie schon gibt. Stattdessen braucht es ein Konzept und Expertise zum Handeln. Fragen sind: Pflanzte man genau wie zuvor? Sucht man neue Baumarten, die der Trockenheit besser Stand halten? Dafür benötigt es die Kenntnisse, die in der Stiftung vorhanden sind. Für die Stiftung Preußi-



Das Geld für die Restaurierung des Glienicker Greifen war innerhalb weniger Stunden da – auch dank der Bemühungen der Freunde der Preußischen Schlösser und Gärten

sche Schlösser und Gärten und ihren Freundeskreis ist der ökologische Wandel eine neue Herausforderung und somit auch ein vorrangiges Thema.

Welche Ziele verfolgen Sie weiter, was steht darüber hinaus auf der Agenda?

Klassisch ist und bleibt weiterhin Thema: die Restaurierung von Gemälden, Möbeln und Skulpturen. Einer der wunderbaren »Glienicker Greifen« wurde bei einem Sturm vom angestammten Platz, einem hohen Steinsockel am Hauptportal der Schlossanlage, gefegt und zerschlug dabei. Das Geld für dieses Restaurierungsobjekt war innerhalb weniger Stunden da. Aktuell muss das Gemälde »Flora und Zephyr« im Schloss Sanssouci restauriert werden. Es ist sehr groß und die Restaurierung daher teuer. Entsprechend schwierig ist es zu vermitteln. Die Förderung durch mehrere Teilsommen begeistert die potenziellen Spenderinnen und Spender nicht so sehr, daher sucht man

einen Großspender, der mit seinem Namen dafür steht. Ankäufe haben uns in den frühen Jahren der Vereinsgründung beschäftigt – jetzt aber weniger.

Ein weiteres Problem ist der Vandalismus in den Gärten. Den gab es zwar schon immer, aber er wird verstärkt durch eine Übernutzung. Besonders im Neuen Garten in Potsdam ist das sehr stark der Fall. Dort liegt der Heilige See, der nur eine erlaubte Badestelle ausweist. Die Potsdamer sehen darin allerdings in der Gänze einen Badeseesee, wofür man auch ein gewisses Verständnis haben muss. Aber es ist auch eine Kulturlandschaft und ein Biotop. Christoph Vogtherr hat sich daher das Thema Vermittlung auf die Fahnen geschrieben: Was war Preußen, warum bewahren wir das preußische Erbe? Durch Vermittlung kann Verständnis erreicht werden. Das ist übrigens eine schöne Parallele zur Staatsbibliothek zu Berlin. Wir bewahren auch das preußische Erbe. Aber stellen Sie sich vor, Sie gehen runter auf die Straße und

konfrontieren Passanten mit diesen Fragen, da bekommen Sie sicher erstaunliche Antworten. Preußen ist nicht mehr präsent. Wenn man dafür werben will, das preußische Erbe zu bewahren und zu schützen, muss man vorher erklären, warum.

Wie macht man das? Wie erklärt man Preußen und das preußische Erbe am besten?

Nehmen Sie z. B. die Staatsbibliothek, das können wir fast eins zu eins übertragen. 2020 ist Beethoven-Jahr. Die Staatsbibliothek veranstaltet eine Ausstellung passend dazu. Wir verfügen weltweit über den größten Bestand an handschriftlichem Material von Beethoven. Da gibt es immer erst mal große Augen. Hingegen hat es sich schon herumgesprochen, dass wir Beethovens Neunte besitzen, aber auch darüber hinaus ist noch viel, viel, viel mehr im Bestand. Viele fragen sich: Wieso ist das nicht im Bonner Beethovenhaus? Eine ähnliche Frage stellt sich auch bei

Johann Sebastian Bach. Auch von ihm besitzt die Staatsbibliothek viel Material, vor allem Autographen. Da heißt es dann: Warum ist es nicht in Leipzig? Die Antwort lautet: Die preußischen Herrscher haben dies gesammelt. Besonders auch für Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, war die Musik ein großes Thema. Im 19. Jahrhundert haben meine Vorgänger diese Sammlungen aufbauen können. Das ist ein Verdienst der Preußen, der im Moment nicht im Vordergrund steht. Mittels solcher Beispiele kann man Preußen erklären.

Hier wird bereits deutlich: Preußen beschäftigt Sie sowohl als Vorstandsvorsitzende der Freunde der Preußischen Schlösser und Gärten als auch als Generaldirektorin der Staatsbibliothek zu Berlin, die zur Stiftung Preußischer Kulturbesitz zählt. Welche Synergien ergeben sich dabei weiterhin?

Preußen ist das Dach, was beides verbindet. Vor einigen Jahren haben wir, die Stiftung Preußische Schlösser und Gär-

ten sowie die Stiftung Preußischer Kulturbesitz, gemeinsam die sogenannte Prinzessinnenbibliothek erworben. Das ist eine Sammlung von Büchern, die die einstigen Privatbibliotheken dreier hochadliger Frauen beinhaltet, die in enger verwandtschaftlicher Verbindung zu Friedrich dem Großen standen: seine Mutter Sophie Dorothea von Hannover, seine Schwester Luise Ulrike von Preußen, die spätere Königin von Schweden, und seine Nichte Sophie Albertine von Schweden, die Prinzessin von Schweden und Äbtissin des Reichsstifts Quedlinburg. Über diese Nichte konnte die Bibliothek fast ganz erhalten werden.

Vermittlung an junge Generationen ist Thema. Die Freunde der Preußischen Schlösser und Gärten haben speziell einen Förderkreis der 18- bis 35-Jährigen innerhalb ihrer Struktur. Was machen diese? Was begeistert junge Menschen an Preußen?

Die junge Sektion nennt sich »Die fritzen«, das finde ich klasse. Vor Kurzem habe ich die Vorsitzende Mailin von Knobelsdorff getroffen. Sie ist Juristin. Ich habe sie gefragt: »Was bringt Sie denn zu den preußischen Schlössern und Gärten in Ihren jungen Jahren?« Auch für sie sind die Preußischen Schlösser und Gärten eine ganz wunderbare Hinterlassenschaft, für die sie etwas tun möchte. »Die fritzen« sammeln keine umfangreichen Spenden, sondern haben ein Vermittlungsprogramm bezogen auf Kunst und Kultur. Alle vier bis sechs Wochen gibt es selbst organisierte Veranstaltungen rund um die preußischen Schlösser und Gärten. Themen sind z. B. auch: Was hat Preußen uns hinterlassen? Was kann Preußen heute für uns bedeuten?

Vielen Dank.

Barbara Schneider-Kempf ist Generaldirektorin der Staatsbibliothek zu Berlin und Vorstandsvorsitzende der Freunde der Preußischen Schlösser und Gärten. Theresa Brüheim ist Chefin vom Dienst von Politik & Kultur

Die Welt steht Kopf

Eine Kulturgeschichte des Karnevals

10.11.2019 – 26.02.2020

Simeonstr. 60, neben der Porta Nigra
54290 Trier | Fon +49 (0)651 718-1459
www.museum-trier.de
Dienstag bis Sonntag 10–17 Uhr

STADTMUSEUM
SIMEONSTIFT TRIER

Kulturpolitik muss kräftig und selbstbewusst weiterentwickelt werden

Dankesrede von Innenminister a. D. Gerhart R. Baum, Preisträger des Kulturgroßschens 2019 des Deutschen Kulturrates

GERHART R. BAUM

Der Preis ist mir eine große Freude. Die Kultur ist ein wichtiges Element meines persönlichen und meines politischen Lebens. Es ist eines meiner politischen Lebensthemen. In der öffentlichen Wahrnehmung ist diese Seite von mir oft hinter anderen Themen zurückgetreten. Für die Wiederbelebung dieser Erinnerung, aber auch für das Interesse an meiner kulturpolitischen Arbeit heute bin ich dankbar.

Ich bin der 25. Preisträger – und ich möchte gern an den ersten erinnern. Es war Sieghard von Köckritz. Er war der Leiter der Kulturabteilung des Bundesministeriums des Innern – ein Glücksfall für die deutsche Kulturpolitik. Er hat vieles von dem in Bewegung gesetzt, was heute zur unverzichtbaren Grundlage unserer Kulturpolitik gehört, und war mir ein inspirierender Ratgeber.

Nun mein Dank an die Vorredner: Ich danke der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, Ihnen, Frau Schneider-Kempf, der Generaldirektorin der Staatsbibliothek. Ja, ich habe den Neubau der Staatsbibliothek am Potsdamer Platz damals eröffnet. Mir war das gar nicht mehr bewusst.

Auch Ihnen, Herr Parzinger, dem Präsidenten dieser in der Welt einmaligen Vielfalt des Kulturbesitzes, möchte ich danken. Sie haben das Schiff auch durch schwere See erfolgreich gesteuert. Sie erinnerten an die Zeit, als ich Stiftungsratsvorsitzender war. Und in der Tat ist es so, wie Sie sagten: Vieles, was ich damals politisch vertreten habe, ist als Aufgabe geblieben. Dank auch für die Erinnerung an meine Beiträge zur Entwicklung der Stiftung. Es war mir sehr wichtig, das geteilte Berlin als Ort der Kultur zu stärken, wie ich das vorher schon neben Peter Nestler als einer der Vorsitzenden der Berliner Festspiel GmbH getan habe.

Ich danke Susanne Keuchel. Ich freue mich, dass Sie zur neuen Präsidentin des Deutschen Kulturrates gewählt wurden. Glückwunsch zu dieser neuen Aufgabe!

Aus unseren Debatten im Kulturrat NRW weiß ich: Sie sind sehr kompetent und nah an den aktuellen Themen, vor allem auch mit Ihrem Fachbereich, der kulturellen Bildung. Von Ihnen und Ihren Mitstreitern ist einiges zu erwarten.

Dank an Olaf Zimmermann, den Geschäftsführer. Was wäre der Kulturrat ohne ihn und seine Truppe. Er war mir immer ein kundiger, verlässlicher Partner. Wir profitieren alle von den wichtigen Initiativen und Berichten. Beeindruckt bin ich unter anderem von der Initiative kulturelle Integration. Als Bollwerk gegen eine Welt wachsender Ökonomisierung.

Mein besonderer Dank gilt Isabel Pfeiffer-Poensgen für ihre einfühlsame Laudatio.

Mit ihr und ihrem Mann Hanfried verbinden meine Frau und mich eine langjährige Freundschaft. Heute kommt die vertrauensvolle Zusammenarbeit in NRW hinzu. NRW hat endlich wieder eine Kulturministerin. Das ist ein Signal. Du bist auf die Kulturszene im Land zugegangen. Wir fühlen uns von dir gut vertreten. Der NRW Kulturrat hat für diese neue NRW-Kulturpolitik lange und hartnäckig gekämpft, und wir werden diesen Kampf gemeinsam fortsetzen. Es bleibt noch viel zu tun! Dass ich noch einmal für den Vorsitz des Kulturrates kandidiert habe – das hat auch mit dir zu tun.



Gerhart R. Baum erhielt den Kulturgroßschen 2019 des Deutschen Kulturrates

Dank an die Musikerin Dorothee Oberlinger. Seit ich Sie vor vielen Jahren zum ersten Mal während des Romanischen Sommers, den meine Frau in Köln gestaltet und organisiert hat, gehört habe, schätze ich Sie als großartige Interpretin alter und neuer Musik. Die von ihr angekündigte »schlimme Mischung« gibt der Veranstaltung eine besondere Farbe.

Dank schließlich an meine Frau, die mir auch auf den Wegen der Kultur eine immer inspirierende Partnerin ist!

Norbert Lammert, der vorjährige Preisträger – er kann heute nicht hier sein – hat mir einen herzlichen Glückwunsch geschickt mit der Bemerkung, die ich nur zitiere, »endlich ist der

Eine Gesellschaft ohne die kreativen Kräfte der Kunst ist nicht zukunftsfähig

Groschen gefallen«. Ich schätze ihn als Kulturpolitiker sehr – er ist einer der wenigen – ich danke ihm.

Ich habe schon einmal im Dezember eine Rede zur Kulturpolitik gehalten, nämlich vor dem Deutschen Künstlerbund, und zwar fast auf den Tag genau vor 44 Jahren: am 11.12.1975 hier in Berlin.

Schon damals ging es um die Themen, die uns heute noch wichtig sind. Ich begrüßte offiziell in meiner Funktion als Parlamentarischer Staatssekretär und zuständig für die Kultur die Absicht der Berufsverbände, sich zu einem Kulturrat auf Bundesebene zusammenzuschließen. Es war vor allem auch eine Initiative des BMI. Es hat ja dann auch ideelle und finanzielle Geburtshilfe geleistet. Wir können von Glück sagen, dass die Kultur heute gesellschaftlich übergreifend eine starke Lobby hat.

Warum Kulturpolitik? Kunst braucht verlässliche Rahmenbedingungen, um sich entfalten zu können. Sie braucht Planungssicherheit. Bereits 1975 gab es einen Aufruf »Kunst ist kein Luxus« vieler Prominenter in unserem Lande: Mehr als 100.000 Unterschriften kamen zusammen. In der Tat: Kunst ist keine Sache für Schönwetterzeiten, keine beliebige Subvention, die immer mal wieder zur Disposition gestellt werden könnte. Eine Gesellschaft ohne die kreativen Kräfte der Kunst würde veröden,

wäre nicht zukunftsfähig. Sie muss feste dauerhafte Strukturen haben und nicht von der Hand in den Mund leben müssen.

Kunst braucht Künstlerinnen und Künstler. Sie dürfen nicht zur Selbstausbeutung gezwungen und in prekären Einkommenssituationen allein gelassen werden. Schon 1975 veranlasste die Bundesregierung eine Enquete über die soziale und berufliche Lage der Künstlerinnen und Künstler. Das Bundeskabinett verabschiedete ein Programm zur Verbesserung ihrer sozialen und beruflichen Lage. Die Künstlersozialversicherung war ein Ergebnis dieser neuen Politik.

Die Lage hat sich seitdem verbessert – aber noch lange nicht genug. Wir setzen uns in NRW für eine Stärkung der individuellen Künstlerförderung ein.

Kunst braucht Förderung – das Grundgesetz sieht darin einen Auftrag, um dem Postulat Kulturstaat zu sein, gerecht zu werden. Kunst liegt oft nicht im Mainstream gesellschaftlichen Interesses. Aber sie ist auf die Zustimmung der Mehrheit angewiesen – auch in den Parlamenten. Wenn das Geld knapp wird, kommt sie oft zuerst unter die Räder. Kulturförderung heißt, dass sie auch dann geleistet werden muss, wenn die Kunst nur die Interessen einer Minderheit erreicht. So sagt es die ständige Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts. Also: Kunst muss vor Zensur geschützt werden, aber auch gefördert werden. Sie ist eben unverzichtbar für die Fortentwicklung einer Gesellschaft.

Nicht nur die Politik, auch die Gesellschaft insgesamt muss sich für Kunst einsetzen. Sie muss die Angebote annehmen. Sie muss Partei ergreifen. Sie sollte sich bewusst sein, dass Kunst ein Potenzial für den dringend notwendigen gesellschaftlichen Zusammenhalt bedeutet. Ich begrüße daher nachdrücklich die Initiative kulturelle Integration des Deutschen Kulturrates für ein gesellschaftliches Miteinander.

Heute ist ein Plädoyer für die Freiheit der Kunst notwendiger denn je. Kunst braucht Freiheit! Und unser wunderbares Grundgesetz garantiert ihr diese. Wir haben heutzutage besonderen Anlass, diese Freiheit der Kunst zu verteidigen. Angriffe auf die Kunstfreiheit gab es immer. Heute aber hat sich etwas verändert. »Die neue Rechte hat Kultur als Kampffeld entdeckt« – unter diesem Titel veröffentlichte Die Zeit in diesem Jahr eine umfangreiche Dokumentati-

on. Eine weitere Dokumentation haben die Süddeutsche Zeitung gemeinsam mit der ARD veröffentlicht. Dieser Kulturkampf von rechts ist Teil des erschreckenden Erstarkens von Rechtsextremismus. Eine rechte Partei macht sich zum Sprachrohr eines dumpfen kunstfeindlichen Populismus, der leicht zu mobilisieren ist. Wenn einige die zeitgenössische Musik brauchen – so höre ich z. B. –, dann sollen sie doch die Musiktage Donaueschingen oder hier in Berlin das Festival »Ultraschall« selbst finanzieren. Bei der Bewertung von bildender Kunst spürt man mitunter die Verachtung, die Nazis diesen Künstlern entgegengebracht hatten, wenn Kunst, wie sie meinten, entartet, aus der deutschen Art geschlagen war.

Angriffe gegen die Kunstfreiheit erfolgen heute flächendeckend in den Parlamenten auf allen staatlichen Ebenen, von Nord bis Süd, von der Provinz bis in die Metropolen. Versucht werden Einschüchterung und Kürzung von Fördermitteln, gemäß den Zielen einer Partei: Kultur »müsse die Nation stärken«. Der Intendant Ulrich Khuon mache »Gesinnungs- und Propagandatheater«. Vor dem Schauspielhaus Dresden gab es Plakate mit der Parole »Kein Cent für politische Kunst«.

Kunst ist immer politisch, am Puls der Zeit, wie schon Schillers »Räuber« oder heute Helmut Lachenmanns Oper »Das Mädchen mit den Schwefelhölzern«. Man lese nur Schillers berühmte Rede über »Die Schaubühne als moralische Anstalt«, in der er die Wirkungsmacht der Kunst beschreibt: »Humanitas findet im Theater ihre Form.« Kunst hat den Anspruch, die »condition humaine« zu verbessern. Sie ist, wie Flaubert sagte, eine »subventionierte Revolte«.

Gerade in Zeiten, in denen die Welt politisch aus den Fugen gerät, kann die Kunst Brücken bauen. Kunst ist in ihrer DNA nicht engstirnig national, sondern weltoffen weit. Sie ist ein Anker in den Stürmen der Zeit. Sie führt weg von einem »Kosmopolitismus mit der Zipfelmütze«, wie Thomas Mann das nannte. Heute wollen ja auch in unserem Lande einige am liebsten zum »Stammesfeuer« zurück, statt sich den kosmopolitischen Herausforderungen zu stellen.

Wir dürfen nicht zulassen, dass die Kunst einem Neutralitätsgebot unterworfen wird. Sie ist niemals neutral – insbesondere dann nicht, wenn es um die Grundwerte unserer Gesellschaft geht. Wir dürfen nicht zulassen, dass Politiker auf künstlerische Inhalte Einfluss nehmen und von politischem Wohlverhalten die Förderung abhängig machen. Es darf nicht zum Risiko werden, wenn die Kunst von ihrer Freiheit Gebrauch macht.

Noch ist der Kulturkampf von rechts eine Sache von aggressiven Minderheiten – aber er hat bereits Auswirkung auf das gesellschaftliche Klima. Die Betroffenen leisten in der Regel kämpferischen Widerstand. Es darf aber nicht zu einer schleichenden Anpassung

kommen, schon gar nicht zu einer offenen – wie seinerzeit in Dessau. Und die Künstler müssen sich einmischen – vor allem dann, wenn die Demokratie Gefahren ausgesetzt ist. Zu Recht hat Juli Zeh das bei der Verleihung des Heinrich-Böll-Preises an sie vor wenigen Wochen gefordert.

Nichts ist selbstverständlich, auch nicht die Freiheit in einer gefestigten Demokratie. Über unserer Gesellschaft liegt zurzeit – wie ich meine – ein »Hauch von Weimar«. Wir Demokraten sollten alles tun, damit er wieder verschwindet. Gemeinsam sind wir stark!

Kunst hat Bedeutung auch für den einzelnen Menschen. Gerade jetzt, wo Globalisierung und Digitalisierung die Gesellschaft, die Politik und nahezu alle Bereiche des Zusammenlebens verändern und die Menschen verunsichern und ängstlich sind. Die Kunst kann zu mehr Selbstsicherheit, Mündigkeit und Urteilskraft verhelfen. Der Mensch ist ein kulturelles Wesen mit kreativem Potenzial. Dieses muss nur freigesetzt werden. Kulturelle Bildung ist ein Gebot der Stunde. Wir sind einem weltweiten Prozess der Ökonomisierung ausgesetzt, einer »neuen Kolonialisierung«, wie Habermas das nennt. Die Kunst aber ist nicht Nützlichkeits- und Wertungsgedanken unterworfen. Sie ist quotenunabhängig. Sie muss ein Bollwerk in einer ökonomischen Effizienzdenken ausgesetzten globalisierten Welt sein, die zurzeit aus den Fugen gerät.

Das gilt auch für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Seine Existenz ist ein Segen für unsere demokratische Gesellschaft. Er muss aber seine Aufträge auch ernst nehmen. Ein geplantes Kahlschlag bei den Kulturwellen von rbb und Hessischem Rundfunk legt die Axt an den Kulturauftrag, dem die Sender verpflichtet sind. Wachsamkeit ist gefordert. Wir begleiten in NRW sehr aufmerksam die Reformüberlegungen des WDR.

Zurück zu 1975: Meine damalige Rede habe ich mit einer Frage begonnen: »Stehen wir am Anfang einer Entwicklung, die mehr oder minder deutlich auf die Wiederentdeckung der Kulturpolitik in unserem Lande hinausläuft?« Die Antwort war damals schon eindeutig »Ja«. Heute stehen wir längst nicht mehr am Anfang. Es wurde eine Menge erreicht. Unbestritten ist Kulturpolitik heute auch eine Sache des Gesamtstaates, was damals nicht selbstverständlich war. Sie sollte auch noch stärker Sache der Europäischen Union werden.

Die Kulturpolitik muss kräftig und selbstbewusst weiterentwickelt werden. Das ist mein Wunsch für die Zukunft. Kunst ist geistige Nahrung für Individuen und Gesellschaft. Sie ist Maßstab für Demokratiebewusstsein. Es gilt das Wort des legendären Kölner Kulturdezernenten Kurt Hackenberg: »Kunst ist nicht alles, aber ohne Kunst ist alles nichts.«

Gerhart R. Baum ist Innenminister a. D. und Preisträger des Kulturgroßschens 2019 des Deutschen Kulturrates

i KULTURGROSCHEN

Der Kulturgroßschen ist die höchste Auszeichnung, die der Deutsche Kulturrat, der Spitzenverband der Bundeskulturverbände, vergibt. Seit 1992 werden die Preisträgerinnen und Preisträger mit der Auszeichnung für ihre besonderen kulturpolitischen Verdienste geehrt. Den Kulturgroßschen 2019 erhielt der Bundesinnenminister a. D. Gerhart R. Baum für sein heraus-

ragendes kulturpolitisches Engagement. Die Verleihung fand am 10. Dezember 2019 im Wilhelm-von-Humboldt-Saal der Staatsbibliothek zu Berlin statt. Ein ausführliches Porträt über den Preisträger 2019, Gerhart R. Baum, finden Sie unter: bit.ly/2unLXgJ. Weitere Informationen zum Kulturgroßschen und den bisherigen Preisträgerinnen und Preisträgern unter: bit.ly/2GejCvV

»Gerhart Baums Lebensthema ist die Freiheit«

Laudatio auf den Kultur-groschenpreisträger 2019 Gerhart R. Baum

ISABEL PFEIFFER-POENSGEN

Frei zu sein bedeutet nicht nur, seine eigenen Fesseln zu lösen, sondern ein Leben zu führen, das auch die Freiheit anderer respektiert und fördert.« So schloss Nelson Mandela seine Autobiografie mit dem Titel »Der lange Weg zur Freiheit«.

Diese so einfache und doch so grundlegende Erkenntnis, dass die Freiheit des Einzelnen ganz wesentlich den Schutz von Minderheiten, von anderen Meinungen und Interessen einschließt, ist wegweisend für jede demokratische Gesellschaft.

Um Gerhart Baum für seine Leistungen zu ehren, möchte ich den Zusammenhang zwischen Freiheit, Demokratie und Kultur anhand seines Lebenswerks nachvollziehen, schließlich werden seine Person und sein Wirken ganz wesentlich mit diesen Begriffen in Verbindung gebracht.

Gerhart Baum wird von der Öffentlichkeit vor allem wahrgenommen als ehemaliger Bundesinnenminister während der RAF-Zeit und als Kämpfer für Bürger- und Menschenrechte. Er ist als Diskussionspartner zu aktuellen Themen gefragt, vor allem wenn es um den Verlust von Privatsphäre, um Datenschutz, um die Entwicklungen nach dem 11. September, kurz, um die Gefahren des Überwachungsstaats geht.

Was sein privates wie sein politisches Leben jedoch ebenfalls durchzieht, ist der überzeugte Einsatz für die Kultur. Gegen einen schleichenden Freiheitsverlust setzt er sich nicht nur allgemeinpolitisch ein, er kämpft auch für die Freiheit und für die Förderung der Kultur.

Baums privates wie politisches Leben durchzieht der überzeugte Einsatz für die Kultur

Sein Engagement in all diesen Bereichen geht auf die gleiche Grundüberzeugung, auf die gleiche Vision zurück, und so ist es nur konsequent, dass Gerhart Baum vom Deutschen Kulturrat nicht nur für seine kulturpolitische Arbeit, sondern auch für seinen Einsatz für Menschenrechte, Bürgerrechte und Meinungsfreiheit mit dem 25. Kultur-groschen geehrt wird.

Ich habe den höchsten Respekt für Gerhart Baums alle Sparten umfassende Leidenschaft für die Kultur und die nie nachlassende Energie, mit der er zu seinen Überzeugungen steht und ihnen Taten folgen lässt. Gerhart Baum findet sich nicht mit negativen Entwicklungen ab, sondern kämpft notfalls gegen sie. Er scheut sich nicht, Minderheitenpositionen zu vertreten und sich notfalls unbeliebt zu machen. Er will den Dingen auf den Grund gehen und Neues verstehen lernen. Er selbst versucht, der Bürger zu sein, den er sich für eine gelungene Demokratie vorstellt: neugierig, freiheitsliebend und verantwortungsbewusst.

In Nordrhein-Westfalen wollen wir Gerhart Baum gerne zum Kölner machen, und da er seit beinahe 70 Jahren dort lebt, ist das naheliegend. Er selbst bezeichnet sich jedoch nach wie vor als Dresdner. Dort, wo er 1932 geboren wurde, überlebte er im Februar 1945

die Bombardierung durch die Alliierten und musste mit seiner Mutter und seinen Geschwistern flüchten. Dieses Trauma war ein einschneidendes Erlebnis, gefolgt von den Entbehrungen der Nachkriegszeit. Der Vater war aus dem Krieg nicht zurückgekehrt. Dank zweier väterlicher Mentoren begann er, sich der Kultur und Politik zu widmen, las viel, befasste sich mit den nationalsozialistischen Verbrechen und lernte die so lange verfilmte expressionistische Kunst kennen.

Zunächst wollte Gerhart Baum Kunstgeschichte studieren, entschied sich dann aber für eine juristische Laufbahn. Er arbeitete als Jurist, schnell trat jedoch die Politik in den Vordergrund. Erst seit Ende der 1980er Jahre arbeitet er wieder als Anwalt. Als solcher setzt er sich, seinen ethischen Prinzipien treu, vorwiegend für Geschädigte ein, die in einer schwachen Position sind. Fördern, was es schwer hat – das ist ein Leitsatz für Gerhart Baum in allen Bereichen, und diesen Anspruch stellt er auch an andere.

Seine politische Karriere begann 1969 im Rat der Stadt Köln, wo er unter anderem kulturpolitischer Sprecher der FDP war – der Partei, der er als 22-Jähriger beigetreten war, der er sich allerdings nie unkritisch anpasste. Zehn Jahre war Gerhart Baum Kreisvorsitzender der FDP, von 1966 bis 1998 war er im Bundesvorstand.

Anfang der 1970er Jahre wurde Gerhart Baum in der Bundespolitik aktiv. Zunächst wurde er Parlamentarischer Staatssekretär im Innenministerium, das er als Minister von 1978 bis zum Bruch der Koalition 1982 leitete. Im Innenministerium war er auch für Kultur und Medien zuständig und hat damit in gewisser Weise die Bundeskulturpolitik mit aus der Taufe gehoben. Ihm ist es mit zu verdanken, dass zu dieser Zeit das erste Mal Kulturdebatten im Bundestag geführt wurden.

Dadurch wurde die Rolle der Kultur – die ja Ländersache ist – in der Bundespolitik entscheidend gestärkt. In dieser Zeit wurden auch die Gründungen der Künstlersozialkasse angestoßen, der Kunstsammlungen des Bundes und der Bundeskunsthalle in Bonn sowie, nicht zuletzt, des Deutschen Kulturrates, der ihn jetzt ehrt. Auch später, als »einfacher« Bundestagsabgeordneter, setzte er sich weiter für Fragen der Kultur ein.

Gerhart Baum bezeichnet sich als überzeugten Marktwirtschaftler, sagt aber auch: »Der Markt allein schafft keine Werte, die die Gesellschaft braucht« und erinnert gerne an Wilhelm Röpkes Buchtitel »Jenseits von Angebot und Nachfrage«.

Die ethischen Werte und auch die kulturellen Werte einer Gesellschaft zu garantieren, sei unerlässliche Aufgabe der Politik. Ökonomisches Effizienzdenken gehört für Gerhart Baum gerade nicht zu einer liberalen Kulturpolitik.

Bekanntlich gibt es allzu oft Gründe, an den Kulturauftrag des Staates erinnern zu müssen. Zum Glück hat Gerhart Baums Stimme Gewicht in der Kulturpolitik. Er war und ist Mitglied einer ganzen Reihe von Gremien, so etwa – um nur eine für mich wichtige Funktion zu nennen – seit 2005 Vorsitzender des Kulturrats NRW, dem er zu einer erheblich größeren Strahlkraft verholfen hat.

Gerhart Baum hat wesentlichen Anteil daran, dass dieser Zusammenschluss von über 80 Kulturinstitutionen und -verbänden zu einem kritisch-konstruktiven Begleiter der nordrhein-westfälischen Kulturpolitik geworden ist. Nordrhein-Westfalen profitiert damit besonders von

Gerhart Baums Sachkenntnis und Engagement – und auch ich persönlich!

Schwerpunkte der Arbeit des Kulturrats NRW sind – wie beim Deutschen Kulturrat – die Schaffung guter Rahmenbedingungen für Künstlerinnen und Künstler, Zukunftsfragen wie das interkulturelle Zusammenleben oder die Digitalisierung sowie der Widerstand gegen jede Erosion der Kulturförderung – in den Haushalten von Land und Kommunen, aber auch beim öffentlich-rechtlichen Rundfunk.

Ein beinahe ständiger Kritikpunkt waren in den letzten Jahren die Kürzungen in den Kulturhaushalten des Landes. Wie Sie vielleicht wissen, hat die jetzige nordrhein-westfälische Landesregierung entschieden, den Kulturetat in dieser Legislaturperiode um 50 Prozent anzuheben. Das erlaubt uns eine umfassende »Stärkungsinitiative« für die Kultur. Das ist auch Gerhart Baum zu verdanken.

Insbesondere die Förderung der Neuen Musik liegt Gerhart Baum am Herzen. Er erlebte im Sendesaal des WDR in Köln früh Musik von Karlheinz Stockhausen, Mauricio Kagel und John Cage, vom

Schulen. Kulturelle Bildung ist für ihn sowohl eine Aufgabe der Demokratie als auch ein Mittel zu ihrer Stärkung.

Gerhart Baums Lebensthema ist die Freiheit und ihre Sicherstellung auf politischer Ebene. Wie bereits für den Kulturbereich deutlich wurde: Er macht es sich zur Aufgabe, die Position des Einzelnen auf politischem und juristischem Weg zu sichern. Besonders öffentlichkeitswirksam tut er dies beim Schutz der Grund- und Bürgerrechte.

Bis zur Verfassungsbeschwerde setzt sich Gerhart Baum mit seinen politischen Freunden bis heute gegen das Eindringen des Staates in die Privatsphäre ein. Ein prominentes Beispiel dafür ist der sogenannte »Große Lauschangriff«, der nach der Beschwerde in weiten Teilen für verfassungswidrig erklärt wurde. Andere erfolgreiche Klagen richteten sich gegen die Genehmigung der Online-Durchsuchung bei Bürgern und gegen die Vorratsdatenspeicherung.

Viele Menschen, die jünger sind als Gerhart Baum, haben es nie gelernt, sich im Internet zurechtzufinden, geschweige denn seine Auswirkungen

Verbesserungen der Lebensverhältnisse ein und sah und sieht Deutschland in der Pflicht, sich international für Menschenrechte zu engagieren. Bis heute ist er in Gremien von Amnesty International und Human Rights Watch aktiv. Die gemeinsam mit seiner Frau gegründete »Gerhart und Renate Baum-Stiftung« vergab dieses Jahr zum zweiten Mal einen Menschenrechtspreis mit einem beeindruckenden Preisträger.

Der Anspruch der Gesellschaft an sich selbst ist es, der Gerhart Baum in allen Bereichen umtreibt. Als Demokratie und freies Land muss sich Deutschland für andere einsetzen. Als Demokratie und freies Land muss Deutschland sich auch Kultur leisten. Denn ohne die Kultur, so betont er immer wieder zu Recht, verliert die Demokratie ihre Basis.

Vermutlich wäre Gerhart Baum, seinem ersten Impuls nach, auch ein guter Kunsthistoriker geworden, schließlich ist in jedem Bereich die Leidenschaft die Voraussetzung für gute Arbeit.

Als »political animal«, wie er sich selbst bezeichnet, mit seinem juristischen Sachverstand, seiner Sprach-



Isabel Pfeiffer-Poensgen bei ihrer Laudatio anlässlich der Verleihung des Kultur-groschens 2019 an Gerhart R. Baum

Studio für elektronische Musik und anderen und vertiefte diese Leidenschaft weiter durch seine Frau Renate, die Musikwissenschaftlerin ist, und durch ihre gemeinsamen Musiker-Freunde.

Gerhart Baum pocht darauf, dass Kultur nichts mit Einschaltquoten oder Besucherzahlen zu tun haben darf. Es soll weiterhin Musik-, Kunst- und Literaturgeschichte geschrieben und nicht nur Quote gemacht werden. Auch wenn sich nur eine kleine Zahl von Menschen für komplexe neue künstlerische Entwicklungen interessiert, ist es Teil der Demokratie, diese Entwicklungen zu fördern.

Und auch wenn nicht alle Bürgerinnen und Bürger ihre Kreativität ausleben wollen, sollten Künstlerinnen und Künstler doch von allen unterstützt werden. Zugleich sollten für alle Menschen Möglichkeiten geschaffen werden, eine Begeisterung oder zumindest eine Neugier für die Kultur zu entwickeln. Deshalb ist Gerhart Baum ein großer Verfechter der kulturellen Bildung. Er spricht sich nicht nur für Vermittlungsprogramme aus, sondern auch gegen den Abbau der musischen Fächer an

auf die Gesellschaft einzuschätzen. Er jedoch hat die ersten Schritte des Internets miterlebt, und für ihn sind die Konsequenzen des digitalen Wandels ein großes gesamtgesellschaftliches Thema. 2016 hat er unter anderem die »Charta der Digitalen Grundrechte der Europäischen Union« mit initiiert. Zu Recht spricht er immer wieder an, dass viel zu viele Bürgerinnen und Bürger ihren Grundrechten relativ gleichgültig gegenüberstehen und mahnt mehr Engagement an.

Auch auf internationaler Ebene engagiert sich Gerhart Baum für Menschenrechte: 1992 bis 1998 leitete er die deutsche Delegation der UN-Menschenrechtskommission in Genf und konnte in der Weltmenschenrechtskonferenz von 1993 wichtige Beiträge zur internationalen Stärkung der Menschenrechte leisten. Später wirkte er als UNO-Beauftragter im Sudan.

Er bereiste aber auch andere Krisengebiete. Den anfangs zitierten Nelson Mandela lernte er persönlich kennen. Gerhart Baum setzte sich mit seinen Freunden und Kollegen mit der nötigen Wut über die aktuellen Zustände für

gewandtheit und seiner streitbaren Persönlichkeit konnte er jedoch breite gesellschaftliche Impulse setzen und gerade auf diese Weise auch der Kultur dienen.

Gerhart Baum appelliert an unseren Mut, ja, unsere Verantwortung aufzustehen, wenn unsere Freiheiten eingeschränkt werden, wenn unsere wichtigen Güter und Werte infrage gestellt werden, und ruft uns auf, unser Land mitzugestalten. Er appelliert daran, Kultur als Teil jeder Politik zu begreifen, weil sie Teil von Demokratie ist. Heute, wo die Kunstfreiheit in vielen Ländern, auch in unserem, von manchen wieder infrage gestellt wird, ist sein Vorbild wichtiger denn je.

Vielen Dank, lieber Gerhart, dass Du Dein Tun Deinen Überzeugungen gewidmet hast, und herzlichen Glückwunsch zur Verleihung des Kultur-groschens!

Isabel Pfeiffer-Poensgen ist Ministerin für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen

Gekürzte Version der Laudatio

Kultur umgibt den Alltagsmenschen der Spätmoderne

Der Soziologe Andreas Reckwitz im Gespräch

Andreas Reckwitz, Soziologe und Kulturwissenschaftler, ist bekannt für seine einflussreichen Arbeiten zur Subjektivierung, Kreativität und Singularisierung des Sozialen. Im Sommersemester 2020 wird er an die Humboldt-Universität zu Berlin wechseln, er nahm den Ruf auf den Lehrstuhl Allgemeine Soziologie an. Zuvor spricht Hans Jessen mit ihm unter anderen über die Bedeutung der Kultur in Reckwitz' Forschungen.

Hans Jessen: Herr Professor Reckwitz, mit dem Begriff »Gesellschaft der Singularitäten« bezeichnen Sie einen fundamentalen Strukturwandel der spätmodernen Gesellschaft. Sie konstatieren, der industrielle Kapitalismus sei im Verlauf der letzten 50 Jahre durch den kulturellen Kapitalismus abgelöst worden. Was meint »Singularität« als zentrales Merkmal dieses neuen Gesellschaftszustands?

Andreas Reckwitz: Meine Leitthese ist, dass wir von der industriellen Moderne, die große Teile des 20. Jahrhunderts beherrschte, zur Spätmoderne eine Verschiebung der leitenden gesellschaftlichen Bewertungssysteme beobachten: weg von einer sozialen Logik des Allgemeinen hin zu einer sozialen Logik des Besonderen, die sich seit den 1980er und 1990er Jahren in den Vordergrund schiebt. Es hat diese beiden sozialen Logiken schon immer gegeben – eine, die auf Verallgemeinerung und Standardisierung setzt, eine andere – etwa in der Romantik – eine Tendenz zu Singularisierung, Besonderheit, Einzigartigkeit, Authentizität. Das Interessante ist, dass diese früher minoritäre Gegentendenz, die Singularisierungslogik, in den letzten Jahrzehnten immer mehr strukturbildend geworden ist.

Wie unterscheidet sich Singularität, also Einzigartigkeit, von Individualität?

Wir haben in der Soziologie traditionsreiche Begriffe wie Individualismus, Individualisierung oder Individualität. Ulrich Beck z. B. verband mit dem Begriff der Individualisierung die Idee, dass die Individuen freigesetzt werden aus kollektiven Bindungen. Natürlich ist das, was ich Singularisierungsprozesse nenne, damit verwandt, aber ich nehme damit doch eine andere Perspektive ein. Es geht mir darum, dass Einzigartigkeiten und Besonderheiten sozial-kulturell fabriziert werden. Das ist gerade kein Freisetzungprozess, sondern ein Fabrikationsprozess, in dem etwas einzigartig »gemacht« wird. Hinzu kommt: Diese Einzigartigkeiten und Besonderheiten umfassen nicht allein Individuen, sondern auch Dinge, die in der spätmodernen Kultur singularisiert werden. Für Kunstwerke galt das schon immer, mittlerweile auch für viele Waren und Dienstleistungen. Auch räumliche Einheiten werden singularisiert als Orte mit einem Identifikationswert, die nicht austauschbar erscheinen. Zeitliche Einheiten können ebenfalls singularisiert werden – als Events, herausgehobene Momente. Selbst Kollektive lassen sich singularisieren als besondere Kollektive, die sich von anderen unterscheiden. Auf allen diesen Ebenen des Sozialen findet in der Spätmoderne eine Fabrikation von Singularitäten statt.

Wo im alltäglichen Leben lässt sich diese neue Norm des Anspruchs auf

singuläre Einzigartigkeit festmachen?

Z. B. bei der Ernährung. Klassischerweise geht es da um Funktionalität, um Nährstoffe und Sättigung. In der Ernährungskultur der Gegenwart geht es dann aber auch um Schinken, der aus einer bestimmten Region kommt, oder um Bioprodukte, die eine bestimmte Herkunftsgeschichte haben – da spielt auf einmal auch bei der Ernährung die Besonderheit des einzelnen Nahrungsguts eine Rolle. Konsumenten betrachten es so unter ethischen oder ästhetischen Aspekten. Das hat auch eine narrative Dimension: Welche Geschichte steckt in einem Wein, einer Schokolade, einem Brot oder der kulinarischen Tradition der Karibik?

Ein zweites Beispiel für Singularisierungsprozesse ist die Entwicklung von Städten auf der Suche nach Alleinstellungsmerkmalen. Die einzelne Stadt will nun ganz anderes sein als andere. Bis in die 1970er Jahre hinein war jede Industriestadt mehr oder weniger gleich, die Ähnlichkeit war auch kein Problem für die Bewohner – aber das genügt angesichts hoher räumlicher Mobilität nicht mehr. Jetzt geht es der Stadt um Besonderheit sowohl in der Inszenierung nach außen wie auch in der inneren, räumlichen und atmosphärischen Ausgestaltung der Stadt, in der auch Bewohner an der Authentizität des einzelnen Stadtviertels interessiert sind.

Ein drittes Beispiel ist die Singularisierung von Kollektiven: regionalistische Bewegungen wie in Schottland oder Katalonien, wo auf einmal eine »imagined community« entdeckt und ausgestaltet wird. Da gewinnt die besondere Geschichte einer Region kulturelle und politische Strahlkraft für eine kollektive Identität.

Wer stellt fest, ob etwas einzigartig ist oder nicht? Es sind ja nicht unbedingt den Dingen, den Kollektiven oder Events objektiv innewohnende Eigenschaften. Wer ist der Schiedsrichter über Einzigartigkeit?

Objektive Singularität gibt es nicht, sie liegt im Auge des Betrachters. Das sind etwa die Rezipienten, die z. B. entscheiden, ob sie eine Reise als einzigartig erleben. Zum anderen sind Bewertungsinstanzen sehr wichtig geworden. Eine klassische Form wäre beispielsweise die Kunstkritik. Heutzutage sind es auch digitale Bewertungsinstanzen, die bewerten, ob ein Musikclip, bestimmte Hotels, oder YouTube-Darsteller außergewöhnlich erscheinen oder nicht.

So wie Sie diese »Bewertungsgesellschaft« beschreiben, haben die Bewertungen aber keinen stabilen Charakter, sondern können sich ändern. Was bedeutet dies für Menschen, die nach Singularität suchen und feststellen: Das, was heute die Qualität meines Lebens ausmacht, gilt morgen nicht mehr, weil es nicht mehr als einzigartig gewertet wird, also entwertet ist?

Man sollte natürlich nicht vergessen: Auch in der Logik des Allgemeinen wurde und wird immer schon bewertet und verglichen: Was ist billiger oder teurer, welche Leistung hat das Auto etc. Diese rationalistische Bewertung gibt es weiterhin, sie sind allerdings vergleichsweise simpel: mehr oder weniger, besser oder schlechter. Die Valorisierung des Singulären dagegen ist paradox, weil es um Vergleiche von Unvergleichlichem geht. Man versucht es jedoch trotzdem, weil man

nur so der Menge an der nach Singularitätsstatus strebenden Elementen Herr werden kann, zum Beispiel über Amazon-Sternen für Bücher oder Musiktitel.

Was bedeutet diese Valorisierungsgesellschaft für die Individuen? Für manche bedeutet es, dass sie sich unmittelbar im Aufmerksamkeitswettbewerb um ihren Einzigartigkeitsstatus befinden, etwa in bestimmten Berufen. Andere beziehen ihre Singularität stärker über die Dinge, mit denen sie zu tun haben. Es wäre aber zu einfach, anzunehmen, dass diese Bewertungen sich zwangsläufig rasch verändern. Vielmehr gibt es auf den Singularitätsmärkten zwei unterschiedliche Zeithorizonte: einerseits einen sehr kurzen, andererseits einen sehr langen Zeithorizont. Vereinfacht gesagt: Es gibt die Mode und es gibt die Klassiker. In der Mode wird etwas gehyped – und dann verschwindet es wieder, es wird rasch entwertet. Parallel gibt es aber auch den Prozess der Klassikerbildung. Ein Urlaubsziel wie Venedig ist seit Langem ein singuläres Urlaubsziel. Es gibt Autoren, Universitäten, Designobjekte, die langfristig Klassiker-Charakter haben. Für das Individuum bedeutet das: Auf die Moden kann man sich nicht verlassen, sie sind fluide, die Klassiker aber bieten einen Ausweg langfristiger Singularitätsreputation. Deswegen sind sie ja auch bei jenen Milieus mit hohem kulturellem Kapital so beliebt.

Sie weisen darauf hin, dass die Valorisierungsgesellschaft ein kultureller Prozess ist. Damit rückt »Kultur« ins Zentrum, wird zum Motor gesellschaftlicher Entwicklung. Wir kennen die Bandbreite von Hochkultur bis zum erweiterten Kulturverständnis. Brauchen wir einen neuen Kulturbegriff, um dieser neuen Bedeutung gerecht zu werden?

Tatsächlich: Singularisierung bedeutet Kulturalisierung, eine Expansion von Objekten, Räumen, Zeiten etc., die als kulturell erscheinen. Mit Durkheim gesprochen: Elemente, die nicht als profan, sondern im weitesten Sinne als sakral erscheinen, oder mit Max Weber das, was nicht zweckrational ist, sondern wertrational. Ich würde also Kultur hier als das verstehen, was in der Gesellschaft mit Wert aufgeladen wird, was wertvoll erscheint.

In Ihrem Verständnis von Kulturalisierung als Zuschreibung von Wert spielt »Affekt« eine große Rolle, als Eigenart von Singularität. Was bedeutet das?

Affizieren bedeutet, dass uns etwas berührt und bewegt. Hohe Erregungsintensität, sei es Freude oder Lust, Wut oder Angst ist charakteristisch für jene Bereiche der Gesellschaft, in denen kulturalisiert und singularisiert wird. In der Sphäre der formalen Rationalität und der Standardisierung des Allgemeinen dagegen ist wenig Affizierung am Werk.

Was bedeutet das für klassische Kulturinstitutionen, wie z.B. Museen? Viele betreiben nicht nur das Bewahren und Konservieren von Artefakten, sondern verstärkt auch Eventproduktion. Liegt darin auch ein Risiko?

Das ist eine zwiespältige Angelegenheit. Singularisierung galt schon immer für die Kunst, die Singularität der Kunstwerke unterschied sie gerade vom großen rationalistischen Rest der Gesellschaft. In der Spätmoderne werden nun aber jene Sphären der Gesell-

schaft, die zuvor der Ort des Standardisierten waren, selbst zu Feldern der Kulturalisierung. Das gilt insbesondere für die Ökonomie und die Technologie, die in der klassischen Moderne als geradezu antikulturell galten. In der Ökonomie haben wir nun einen kulturellen Kapitalismus mit einer reichhaltigen Welt kultureller Güter und Events. Aber auch die beherrschende Technologie der Spätmoderne – die digitale – läuft nicht mehr sachlich neutral im Hintergrund ab, sie bildet vielmehr eine Art Kulturmaschine, in der ständig Narrationen und Bilder zirkulieren und Affizierungen stattfinden. Kultur umgibt mittlerweile den Alltagsmenschen der Spätmoderne also in einer Weise wie nie zuvor.

Das ist für die Kulturinstitutionen eine schwierige Situation: Wenn überall Kultur ist – was macht dann noch das Besondere der Kulturinstitutionen aus? Wie kann man angesichts des Aufmerksamkeitswettbewerbs mit Erlebnisreisen, Computerspielen, Netflixserien oder durchkuratierten Restaurantbesuchen noch bestehen? In dieser Situation fangen die Kulturinstitutionen an, sich der Formate, die der kulturelle Kapitalismus und die digitale Kulturmaschine bieten, zu bedienen, Stichwort Eventisierung Interaktivität in Museen, Instagram-fähige Ausstellungsbesuche etc. Man kann natürlich fragen, ob die Kulturinstitutionen sich in mancher Hinsicht nicht gerade in Differenz zu dem, was wir aus Internet und Ökonomie kennen, entwickeln sollten. Das wird ja auch versucht: Reflexion, Kontemplation, Konzentration, Irritation, Konfrontation mit Ambivalenzen ohne Handlungsdruck – wir kennen das alles aus der ästhetischen Theorie, aber es können auch Anforderungen an die spätmodernen Kulturinstitutionen sein.

Sie nennen eine »neue Mittelklasse« als wesentlichen sozialen Träger von Singularisierungs- und Valorisierungsprozessen. Die Klassen und Schichten traditioneller Soziologie treten bei Ihnen in den Hintergrund – aber sie verschwinden nicht. Wir haben nach wie vor Produktionsverhältnisse und Produktionsmittel, industrielle Produktion und Bildungssysteme.

In der Spätmoderne lösen sich diese sozialen Großgruppen nicht zugunsten von Pluralisierung oder Individualisierung auf, wie es Ulrich Beck oder Gerhard Schulze suggeriert haben. Die Transformation von Ökonomie und Kultur in Richtung Postindustrialisierung und kulturellen Kapitalismus lässt wieder soziale Klassen sichtbar werden. Diese unterscheiden sich voneinander hinsichtlich ihrer Arbeitsformen, aber zugleich hinsichtlich ihrer kulturellen Lebensstile. Seit den 1980er Jahren ist nun aus der nivellierten Mittelstandsgesellschaft eine hochqualifizierte neue Mittelklasse emporgestiegen. Sie haben hohe Bildungsabschlüsse, sie arbeiten in der Wissensökonomie, wohnen eher in den Metropolregionen. Sie sind die liberale Trägergruppe der genannten Kulturalisierungs- und Singularisierungsprozesse. Im Zuge der Entindustrialisierung ist aber auch eine neue prekäre Klasse – das Erbe der alten Arbeiterschaft – abgerutscht, und die alte Mittelklasse steht teilweise verunsichert dazwischen.

Wer sind die Verlierer oder jedenfalls die, die es schwer haben, es ist ja auch ein Erwartungs- und Anforderungsdruck?

Die singularisierte und kulturalisierte Gesellschaft ist kein postmodernes Reich der Freiheit. Es ist eine Gesellschaft, die massiv mit Aufwertungen und Entwertungen hantiert – eben eine Valorisierungslogik. Neben den Dingen, Orten, Menschen, die singular und wertvoll erscheinen, gibt es auch solche, die abgewertet werden, ge-sichtslos, wertlos erscheinen.

Das gilt etwa für die räumlichen Strukturen: Den Metropolregionen, die Ambitionierte und Investoren anziehen und ökonomisch prosperieren, die als attraktiv gelten, sind seit den 1990er Jahren zunehmend die Gewinner, während viele kleinstädtische Regionen in Frankreich, in den USA, in England, aber auch in Deutschland zu abgehängten Regionen werden.

Auf der Ebene der Individuen werden Menschen zu Verlierern, die in Bereichen arbeiten, wo es nicht um Innovation oder Kreation geht, sondern um das, was die Arbeitssoziologie »Normalisierungsarbeit« nennt. Unauffällige Arbeit, wo es darum geht, einen Normalzustand aufrechtzuerhalten. Reinigung, Sicherheit, Pflege – unauffällige, fast unsichtbare Arbeit, die wenig Anerkennung findet und auch schlecht bezahlt wird. Auch in der alten Mittelklasse gibt es Menschen, die zwar materiell wohl-situiert sind, aber auch dort wirken subtile Entwertungsprozesse – Entwertungen der ländlichen Region, des mittleren Bildungsabschlusses, der Werte der Stabilität und Ordnung. Man fühlt sich in der Defensive angesichts des gesellschaftlichen Modernisierungsprozesses.

Was bedeutet in diesem Kontext das Anwachsen rechtsextremer Strömungen in Deutschland? Dort finden auch kulturelle Entmischungen und Bildung neuer Kollektive statt. Ist das auch widersprüchlicher Ausdruck von Singularität oder Widerstand gegen Singularität?

Der Rechtspopulismus ist sicher eine Reaktion auf die Deklassierungs- und Entwertungsgefühle in Teilen der alten Mittelklasse und der prekären Klasse, vor allem in den kleinstädtischen Regionen.

Bemerkenswerterweise funktioniert die Politik des rechten Populismus im Kern weniger über die Mobilisierung materieller Interessen als ebenfalls über den Faktor Kultur – die Frage nach der Heimat, nach der Anerkennung, nach dem Gefühl von Ordnung und Sicherheit. Im Unterschied zur Hyperkultur der neuen Mittelklasse, die Singularisierung vornehmlich an Dingen und Individuen festmacht, bindet der Populismus Kultur eindeutig an das Kollektiv: Es geht um kollektive Identität, wobei nun die Gemeinschaft selbst mit Singularitätsanspruch auftritt – der Singularität der weißen Amerikaner, Franzosen, Deutsche etc. In der Hauptkonfliktlinie der spätmodernen Gesellschaft hantiert man also auf beiden Seiten der Barrikade mit Kulturalisierung und Singularisierung – jedoch eben in unterschiedlicher Weise. Aber »Die Gesellschaft der Singularitäten« ist tatsächlich eine übergreifende Struktur.

Vielen Dank.

Andreas Reckwitz ist Professor für Vergleichende Kulturosoziologie an der Europa-Universität Viadrina. Er ist unter anderem Autor von »Die Gesellschaft der Singularitäten« (Suhrkamp Verlag). Hans Jessen ist freier Journalist und ehemaliger ARD-Hauptstadtkorrespondent

Inklusion in der künstlerischen Exzellenzförderung?

Ergebnisse einer Umfrage an künstlerischen Hochschulen in Deutschland

SUSANNE KEUCHEL

Die UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK) fordert Teilhabe von Menschen mit Behinderung an allen gesellschaftlichen Lebensbereichen. So fordert die UN-BRK, dass Menschen mit Behinderungen ohne Diskriminierung und gleichberechtigt mit anderen Zugang zu allgemeiner Hochschulbildung haben sollen (UN-BRK, Artikel 24 (5)). Das Netzwerk Kultur und Inklusion, gefördert von der Beauftragten des Bundes für Kultur und Medien, hat daher in Kooperation mit der Kulturministerkonferenz eine Umfrage an 49 künstlerischen Hochschulen in Deutschland durchgeführt, um bestehende Barrieren und Herausforderungen zu ermitteln. Die Umfrageergebnisse wurden im Anschluss in einer Expertentagung in der Akademie der Kulturellen Bildung des Bundes und Landes NRW reflektiert und vertieft, beispielsweise in Gesprächen mit Studierenden mit Behinderung in der künstlerischen Ausbildung und Dozenten, die diese unterrichten.

Zum Status quo: Studierende mit Behinderung an künstlerischen Hochschulen

Grundsätzlich ist es schwierig, einen Überblick zur Situation von Studierenden mit Behinderung an künstlerischen Hochschulen zu bekommen. Zu berücksichtigen sind beispielsweise die unterschiedlichen Formen von Behinderung, die von einer Seh-, einer Gehbeeinträchtigung bis hin zu anderen körperlichen, psychischen oder geistigen Beeinträchtigungen reichen können.

71 Prozent der künstlerischen Hochschulen geben in der Umfrage an, dass

Angststörungen oder Medikamentenabhängigkeit, an künstlerischen Hochschulen studieren, aufgrund der spezifischen Studiengang-Voraussetzungen jedoch bestimmte Behinderungsarten unterrepräsentiert sind.

Zur Situation der Aufnahmeprüfung

Da an künstlerischen Hochschulen Exzellenz gefördert werden soll, entscheiden Aufnahmeprüfungen über Zugang und besondere Begabung. Um Inklusion zu ermöglichen, existiert ein Rechtsanspruch auf Nachteilsausgleich in der Bildung. Denn Betroffenen dürfen bei Prüfungen aufgrund ihrer Behinderung keine Nachteile entstehen. Ein prominentes Beispiel aus der jüngeren Vergangenheit für eine Nichtberücksichtigung des Nachteilsausgleichs bei einer künstlerischen Aufnahmeprüfung ist Thomas Quasthoff. So wurde er trotz seines Stimmtalents an einer Hochschule abgelehnt, mit der Begründung, er könne aufgrund seiner körperlichen Beeinträchtigung das Pflichtfach Klavier nicht wahrnehmen. Diese Pflicht hätte jedoch im Sinne des Nachteilsausgleichs erlassen werden müssen.

76 Prozent der künstlerischen Hochschulen legen heute nach eigenen Aussagen die Prüfungsordnungen im Sinne des Nachteilsausgleichs flexibel aus. Der Anteil der Musikhochschulen ist hier mit 88 Prozent etwas höher – vielleicht nicht zuletzt aufgrund früherer Erfahrungen mit prominenten Bewerbern wie Thomas Quasthoff. Allerdings informieren lediglich 49 Prozent der künstlerischen Hochschulen aktiv über den Nachteilsausgleich bei Aufnahmeprüfungen. Ausbaufähig ist auch die Einbindung von Menschen mit Behinderung innerhalb der Ausschüsse zu

Behinderungen. Ein Teil dieser Aktivitäten findet auch im Rahmen gemeinsamer pädagogischer, künstlerischer Projekte wie Chor oder Ensemblearbeit statt. Kooperiert wird dabei punktuell auch mit Pionieren im Feld der Kultur und Inklusion, hier vielfach Betroffene und betroffene Familienangehörige, die die inklusive Kulturarbeit in der Vergangenheit gemeinsam mit engagierten Künstlerinnen und Künstlern sowie Kulturpädagoginnen und -pädagogen vorantrieben und Strukturen aufbauten. Zu nennen sind hier beispielsweise das Blaumeier Atelier, das Theater RambaZamba, Atelier Goldstein, Rollenfang oder daraus entstandene Netzwerke wie Eucree.

Eine systematische Einbindung des Themenfelds Inklusion in der Lehre fehlt jedoch: Allgemein geben nur etwas mehr als ein Drittel der künstlerischen Hochschulen an (39%), unter den Musikhochschulen immerhin 50 Prozent, dass sie spezielle Lehrveranstaltungen zum Thema Inklusion anbieten. Allerdings haben insgesamt nur 22 Prozent, bei den Musikhochschulen sind es 38 Prozent, Stellen bzw. Stellenanteile für die Lehre zum Thema Inklusion. Die Frage, ob innerhalb der nächsten zwei Jahre die Schaffung neuer Stellenanteile für die Lehre zum Thema Inklusion geplant ist, bejahen nur 14 Prozent der befragten Hochschulen.

Mehr Fortbildung und Exzellenzzentren

71 Prozent der künstlerischen Hochschulen, darunter 83 Prozent der Musikhochschulen, sehen jedoch einen konkreten Bedarf an Fort- und Weiterbildung für ihre Lehrenden zum Thema Inklusion. Sowohl Dozenten, die Studierende mit Behinderung unter-

Hervorzuheben ist in diesem Sinne das Programm ARTplus – Ausbildung und Qualifizierung, das EUCREA koordiniert. Geplant ist mit fünf Bundesländern mit jeweils drei künstlerischen Ausbildungsinstitutionen zu kooperieren, um langfristig Erfahrungen in der künstlerischen Qualifizierung von Menschen mit unterschiedlichen Beeinträchtigungen zu sammeln. Das fünfjährige Programm wird von der Universität Leipzig wissenschaftlich begleitet.

Barrieren bei Kommunikation und Räumen

Auch räumliche Barrieren existieren. Denn künstlerische Hochschulen sind oftmals in denkmalgeschützten Gebäuden untergebracht. 26 Prozent bezeichneter ihre Einrichtung explizit als weniger gut bzw. schlecht im Kontext von Barrierefreiheit. Noch deutlichere Defizite sehen 51 Prozent der künstlerischen Hochschulen in der Barrierefreiheit ihrer Homepage wie leichte Sprache, Gebärdensprache oder Sehkontraste.

Fazit: Herausforderungen und Chancen

Um künstlerische Hochschulen inklusiver zu gestalten, bedarf es einer systematischen Aufarbeitung des Themas Inklusion in allen Handlungsfeldern: Kommunikation, Aufnahmeprüfungen, Lehre und räumliche Zugänge. Dies ist nur mit zusätzlichen finanziellen Mitteln möglich. Vorteilhaft wäre mehr Wissenstransfer zwischen Pionierinstitutionen im Feld der Künste und Inklusion und künstlerischen Hochschulen. Hilfreich wäre auch eine Wissensbündelung an bundesweiter zentraler Stelle, damit nicht jeder Einzelne – Studierende und Dozenten – eigene individuelle Lösungswege für die Ausübung künstlerischer Praxis suchen muss.

Natürlich kann Inklusion an künstlerischen Hochschulen nur ein erster Schritt sein. Inklusiver werden muss beispielsweise auch die Breitenförderung in Kindheit und Jugend, hier auch Exzellenzwettbewerbe wie Jugend musiziert. Entscheidend aber ist anzufangen. Die künstlerischen Hochschulen legen nicht nur die personelle Grundlage für den künstlerischen Profibereich, sondern auch für die pädagogische Breitenarbeit und Exzellenzförderung.

Die Umfrage legt nahe, dass sich ein erstes Bewusstsein für das Thema Inklusion an künstlerischen Hochschulen gebildet hat. Dieses resultiert möglicherweise, neben der zunehmenden Sichtbarkeit von Künstlerinnen und Künstlern mit Behinderung, auch aus Erfahrungen mit Kunstschaffenden, die im Lebensverlauf erkrankten, wie Jörg Immendorff, der in späten Jahren aufgrund des Nervenleidens ALS seine Kunst ausschließlich mithilfe von Assistenten aufs Papier dirigierte, oder die Tanzstudierende an der Palucca Hochschule für Tanz, Sophie Hauenherm, die im Verlauf ihres Studiums eine inkomplette Querschnittlähmung erlitt und erstmals an dieser Hochschule eine Bachelorprüfung im Rollstuhl absolvierte.

Von einer inklusiven Öffnung des professionellen Kulturbereichs profitiert nicht nur dieser Bereich. Wenn auf Bühnen, in Film und Fernsehen eine inklusive Künstlerbesetzung als »Normalität« gelingt, dann hat dies eine Strahlwirkung auf alle gesellschaftlichen Lebensbereiche. Der Sport engagiert sich hier schon länger sehr erfolgreich, allerdings in der Öffentlichkeit eher in Parallelsystemen wie den Paralympics. Im Kulturbereich gibt es keine Norm, keine richtigen und falschen Wege, sondern Exzellenz im Rahmen vielfältiger Ausdrucksmöglichkeiten. Dies beweisen Künstlerpersönlichkeiten wie Thomas Quasthoff oder Gerda König und ihr Ensemble Din A 13 mit ihrem internationalen Standing. Kunst und Kultur könnten daher auch im Feld der Inklusion unter Beweis stellen, dass sie ein Motor für gesellschaftliche Transformation sind.

Susanne Keuchel ist Präsidentin des Deutschen Kulturrates



Sophie Hauenherm bei ihrer Bachelorprüfung an der Palucca Hochschule für Tanz

aktuell Personen mit Behinderung an ihren Einrichtungen studieren. Die Best-2-Studie von 2018 des Deutschen Studentenwerks, die Studierende und nicht Hochschulen befragte, konnte hier differenzierter vorgehen. Laut dieser Studie studieren an künstlerischen Hochschulen deutschlandweit 0,6 Prozent Studierende mit expliziten studienrelevanten Beeinträchtigungen. Diese und eine weitere 2016 erstellte Studie, »Auf dem Weg zur inklusiven Hochschule« im Auftrag des Sächsischen Landtages, gehen zudem davon aus, dass eine überproportional hohe Anzahl an Studierenden mit psychischen Erkrankungen, hier auch mit Essstörungen,

Aufnahmeprüfungen. Nur 43 Prozent der Hochschulen tun dies aktuell.

Zum Stellenwert des Themas Inklusion in der Lehre

67 Prozent der künstlerischen Hochschulen öffnen nach eigenen Angaben bestehende Lehrveranstaltungen für Inhalte der Inklusion. Dies geschieht aktuell vor allem im Rahmen von Kooperationsprojekten mit Institutionen, in denen auch Menschen mit Beeinträchtigung gefördert werden (57%), beispielsweise mit Schulen, Kindergärten, kinder- und jugendpsychiatrischen Praxen oder Werkstätten für Menschen mit

richtungen, als auch Studierende mit Behinderung beklagen, dass es keine Anlaufstelle gibt, die beispielsweise Wissen um das Musizieren mit spezifischen Beeinträchtigungen sammelt, um sie bundesweit ggf. anderen Betroffenen für die Exzellenzförderung zur Verfügung zu stellen. Oftmals stellen sich hier sehr spezifische Herausforderungen: Wie muss z. B. ein Cellobogen konzipiert werden, wenn an der entsprechenden Hand keine Finger existieren? Hier wäre ein bundesweites Exzellenzzentrum zu Fragen der künstlerischen Praxis mit Beeinträchtigung hilfreich, damit sich einzelne Betroffene nicht immer wieder selbst auf die Suche nach Lösungswegen begeben müssen.

FOTO: PICTURE ALLIANCE/MONIKA SKOLIMOWSKA/DPA-ZENTRALBILD/DPA

Gegen Schubladendenken

McDonald's und die Initiative kulturelle Integration fördern gemeinsam gesellschaftlichen Zusammenhalt

Mit der Kampagne #MehralseinHashtag stellten sich McDonald's und die Initiative kulturelle Integration in den letzten Wochen des Jahres 2019 gemeinsam gegen eine vorurteilsbehaftete Debattenkultur in den sozialen Medien und darüber hinaus. Teil der Kampagne waren neben Prominenten wie der Travestiekünstlerin Olivia Jones und dem Fußballspieler Hans Sarpei auch der McDonald's Deutschland-Chef Holger Beeck und weitere Mitarbeitende des Unternehmens. Das zugehörige Kampagnenvideo erreichte 1,2 Millionen Menschen. Im Gespräch mit Theresa Brühem werfen der Unternehmenssprecher Philipp Wachholz und der Sprecher der Initiative kulturelle Integration, Olaf Zimmermann, einen Blick auf die erste und mögliche weitere Zusammenarbeit.

Theresa Brühem: Herr Wachholz, was bedeutet für Sie Integration?

Philipp Wachholz: Integration beginnt für mich mit gegenseitigem Respekt, von beiden Seiten. Das ist die Basis. Gerade gestern habe ich meinen sogenannten Ray-Kroc-Tag gemacht. Das ist der Tag, an

Das heißt, eine vielfältige diverse Mitarbeiterschaft steht bei McDonald's für gelungene Integration im Unternehmen?

Wachholz: Alleine in Deutschland arbeiten Menschen aus über 120 Nationen bei McDonald's. Der Küchen- und Restaurantbetrieb ist dabei teilweise mit viel Stress verbunden. So wie das normale Leben manchmal auch. Da muss die Interaktion direkt, aber immer respektvoll geschehen. Für uns ist diese Art gelingender Integration der Schlüssel für den langfristigen Erfolg einer verantwortungsvollen Marke.

Herr Zimmermann, wie definieren Sie als Sprecher der Initiative kulturelle Integration, Integration?

Olaf Zimmermann: Integration ist das, was man zum Zusammenleben braucht. Das hat nicht in erster Linie mit Geflüchteten, sondern mit unserem alltäglichen Leben zu tun. Wir müssen uns alle integrieren – in eine gesellschaftliche Struktur, in die Nachbarschaft, in unsere Freundeskreise. Nur wenn wir uns integrieren, können wir überhaupt leben. Keiner kann ganz egoistisch nur für sich selbst leben. Integrieren ist auch gar nichts Negatives, sondern Integrieren ist etwas Positives. Schlussendlich soll jeder sein Leben nach den eigenen Vorlieben und Interessen leben können,

ken vor allem in den sozialen Medien starkmacht. Herr Wachholz, welche Idee steht dahinter?

Wachholz: Die Idee knüpft wieder an das Thema Respekt an. Zusammenleben und Integration hängen stark vom Umgang miteinander und der Debattenkultur ab. Die Entwicklungen der letzten Jahre, gerade in den sozialen Medien, zeigen aber leider, dass Art und Weise, wie wir uns mit strittigen Themen auseinandersetzen, stark an Niveau eingebüßt hat. In den sozialen Medien kann man leicht anonym kommunizieren. Dies führt leider oft dazu, dass bei Meinungsverschiedenheiten Menschen schneller spöttisch oder sogar massiv beleidigend agieren. Eine sachliche Auseinandersetzung, die extrem wichtig wäre, findet oft nicht statt. Daran leidet die Debattenkultur insgesamt und letztlich auch die Demokratie in Deutschland. Auf diesen Punkt wollten wir mit der Kampagne aufmerksam machen, denn eine gute Debattenkultur gehört zur Demokratie und ist die Basis für die Bewältigung von Integration in unserer Gesellschaft.

Wieso sieht sich ein Unternehmen wie McDonald's in der Pflicht, eine gute Debattenkultur zu stärken?

Wachholz: Zum einen versuchen wir, die Art und Weise des Miteinanders im Restaurant, im Unternehmen, in der Marke von

im Rahmen der genannten Kampagne #Mehralsein-Hashtag reagiert. Wie gehen Sie konkret damit um?

Wachholz: Das war leider zu erwarten. Wenn man mit dieser Haltung an die Öffentlichkeit geht, kommt der Gegenwind auf Social Media heutzutage schnell. Das muss man ein Stück weit ertragen, darf sich nicht entmutigen lassen. Uns hat es aber auch gefreut, dass der Gesamttenor rund um die Kampagne in den sozialen Netzwerken durchaus positiv war. Auch wenn es wieder viele Hasskommentare gab. Unsere Hoffnung ist trotzdem, dass vermehrt Beiträge und Aktionen wie #MehralseinHashtag zumindest mittelfristig, vielleicht sogar langfristig, zu einem Umdenken führen werden.

Herr Zimmermann, wie haben Sie vonseiten der Initiative kulturelle Integration die Resonanz auf die gemeinsame Kampagne wahrgenommen?

Zimmermann: Erst mal habe ich mich sehr gefreut, dass wir zusammen diese Kampagne gemacht haben. Unternehmen haben selbstverständlich Verantwortung. Dass McDonald's diese Verantwortung annimmt, ist richtig und notwendig. Viele haben mich gefragt: »Was, ihr arbeitet mit McDonald's zusammen?« Da habe ich geantwortet: »Ja, gerade mit McDonald's.« Die Diversität, besonders in der Mitarbeiter-

von McDonald's machen das wirklich greifbar.

Wieso ist Erwerbbarkeit der Schlüssel zur Integration in Deutschland?

Zimmermann: Wir sind geschichtlich gesehen eine nach protestantischem Arbeitsethos entstandene Gesellschaft. Das ist auch in die katholischen Gefilde unseres Landes tief eingedrungen. Selbst in Bayern regiert das protestantische Arbeitsethos. Wir definieren uns ganz stark auch außerhalb unserer Arbeit über das, was wir arbeiten. Für den Menschen und seinen Status in der Gesellschaft spielt es eine ganz entscheidende Rolle, was wir arbeiten, wo wir arbeiten, wie wir arbeiten und welche Bedeutung diese Arbeit hat. Daher ist es wichtig, dass Menschen arbeiten können und dass sie sich in der Arbeit entwickeln können. Hier ist auch wieder das Vorbild McDonald's so wichtig: Einer der schwierigsten Schritte ist, den ersten Fuß in die Arbeit zu bekommen. Das gilt für Menschen, die schon sehr lange in Deutschland leben, aber auch das eine oder andere Problem gehabt haben. Das gilt für Menschen, die von außen zu uns kommen, gleichermaßen. McDonald's gehört zu den Unternehmen, die Eintrittsarbeitmöglichkeiten bieten. Das ist zentral für unsere Gesellschaft. Das ist auch ein wichtiges Ziel der Kampagne: Schaut euch an, welche Integrationsleistung ein Unternehmen leistet, weil es die Türen öffnet und Menschen Arbeit bietet. Man muss sich an bestimmte Bedingungen wie Respekt halten, dann hat man auch eine Chance aufzusteigen. Durch Arbeit steigt man auch gesellschaftlich auf. Und das ist Integration.

Herr Wachholz, mit der Kampagne will McDonald's auch die Mitarbeitenden, die in den sozialen Medien immer wieder Beleidigungen und verbalen Angriffen ausgesetzt sind, stärken. Wie machen Sie über die Kampagne hinaus Ihre Mitarbeitenden stark?

Wachholz: Es gibt Mitarbeiterschulungen, bei denen Strategien zum deeskalierenden Umgang mit direkten Anfeindungen im Restaurant vermittelt werden. Wir machen immer wieder die Beobachtung, dass der Zusammenhalt unter den Mitarbeitenden hoch ist. Das gilt auch für die Kampagne in den sozialen Medien. Gerade bei den negativen Kommentaren über unsere Mitarbeiter oder unseren Chef, Holger Beeck, sind viele Kolleginnen und Kollegen mit ihren Antworten in die Bresche gesprungen. Man steht füreinander ein. Das macht Mut.

Die Haltungskampagne vermittelt eine positive Botschaft. Ist es heute schwieriger, Positivnachrichten zu vermitteln?

Wachholz: In der Tat ist es schwieriger, positive Botschaften so zu verbreiten, dass sie bei Menschen hängen bleiben. Das hängt mit dem Naturell

des Menschen zusammen. Und vielleicht sind wir in Deutschland auch grundsätzlich nicht so schnell begeisterungsfähig. Unsere Erfahrung zeigt, dass man Botschaften immer mit einem kleinen Aufreger oder auch Schmunzler verbinden muss. Das sind Hebel, um dafür zu sorgen, dass auch positive Botschaften wahrgenommen werden. Denn leider Gottes bleiben gerade die negativen Sachen eher hängen. Schaut man sich die heutige Medienlandschaft kombiniert mit sozialen Medien an, dann könnte man das Gefühl bekommen, dass wir jeden Tag nicht nur am Abgrund stehen, sondern schon am Fallen sind. Die Herausforderung ist groß, aber gerade deshalb darf man sich nicht beeinträchtigen lassen und muss immer wieder Versuche unternehmen, positive Botschaften zu platzieren. Wie in diesem Fall arbeitet man dann mit geeigneten und starken Partnern zusammen. Ich finde es fantastisch, dass wir hier mit McDonald's und der Initiative kulturelle Integration zwei nicht unbedingt zu erwartende Partner für eine gute Sache haben. Diese ungewöhnlichen Wege muss man manchmal gehen.

Zimmermann: Wir müssen die positiven Beispiele immer wieder und wieder wiederholen und sagen: »Schaut euch das an, unsere Gesellschaft ist gut, wir schaffen das« – um mich an die Lippen von Angela Merkel zu hängen. Wir – Wirtschaft und Zivilgesellschaft – haben eine gemeinsame Verantwortung, dieses Gemeinwesen mit einer positiven Grundstimmung zusammenzuhalten. Es reicht nicht, wenn wir uns in unserem Elfenbeinturm wohlfühlen, wir müssen in die gesellschaftliche Breite gehen. Multiplikatoren wie McDonald's können das sehr gut ermöglichen. So öffnen sich Türen, die sonst für uns verschlossen sind. Es ist wichtig, gemeinsam über einen positiven Gesellschaftsbegriff nachzudenken.

Ist eine Fortsetzung der Zusammenarbeit geplant?

Wachholz: Die Zusammenarbeit und das Ergebnis waren sehr gut. Gerade überlegen wir, wie wir an die Kampagne #MehralseinHashtag in diesem Jahr anknüpfen können. Da werden wir auch mit der Initiative kulturelle Integration im Gespräch sein und über weitere gemeinsame Aktionen nachdenken.

Zimmermann: Wir haben uns sehr positiv kulturell angenähert. Das ist ein ganz wichtiges Ergebnis. Wir sind zu fast allen Schandtaten bereit. McDonald's ist ein guter Partner für die Initiative, aber auch die Initiative ist ein guter Partner für McDonald's.

Vielen Dank.

Philipp Wachholz ist Unternehmenssprecher von McDonald's Deutschland. Olaf Zimmermann ist Sprecher der Initiative kulturelle Integration. Theresa Brühem ist Chefin vom Dienst von Politik & Kultur



Hans Sarpei, Holger Beeck und Olivia Jones sind die Gesichter der Kampagne #MehralseinHashtag

dem jeder Mitarbeiter aus der McDonald's-Hauptverwaltung einen Tag in einem Restaurant arbeitet. Neben mir gab es in der Schicht nur noch eine Person ohne Migrationshintergrund. Alle anderen kamen aus verschiedensten Ländern – von Georgien über Rumänien und unzähligen anderen Ländern. Eins habe ich dabei gestern wieder gemerkt: Wenn gegenseitiger Respekt und Verständnis für den anderen vorhanden sind, dann funktionieren viele, viele Dinge, die sonst schnell im Argen liegen.

aber es muss in einem bestimmten Rahmen stattfinden. Wenn man so will: der Integrationsrahmen. Bei der Initiative kulturelle Integration geht es darum, die Bedeutung dieses Integrationsrahmens herauszustellen und sich für dessen Erhalt starkzumachen.

Ende letzten Jahres hat McDonald's in Zusammenarbeit mit der Initiative kulturelle Integration die Medienkampagne #MehralseinHashtag gestartet, die sich gegen Schubladenden-

Respekt tragen zu lassen. Zum anderen begegnen wir als Marke in den sozialen Medien sehr, sehr großen Vorurteilen. Wir erleben tagtäglich auf unseren sozialen Kanälen, mit welcher Häme teilweise vorgegangen wird, auch gegenüber unseren Mitarbeitern. Wir möchten dagegen antreten, möchten auf Missstände diesbezüglich aufmerksam machen. Im besten Fall regen wir zum Nach- und Umdenken an.

Mit eben dieser Hassrede wurde leider auch auf Posts

schafft, bildet eine Breite der Gesellschaft ab, die wir sonst nur schwer erreichen können. Allein dieser Umstand ist für uns ein Gewinn. Die Kampagne bestand aus zwei Teilen: einem Imagefilm, der die Idee in anderthalb Minuten wunderbar rüberbringt, und mehreren Kurzporträts von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aus McDonald's-Restaurants. Letzteres hat mich besonders begeistert. Integration funktioniert in Deutschland zu allererst über Erwerbbarkeit. Die Porträts der Mitarbeitenden

Unterwegs gen Osten

Die Bibliothek des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa

KERSTIN SCHRÖDER UND
MARIA LUFT

Der Philosoph Kant aus Königsberg in Ostpreußen und sein Werk, deutsch-jüdische Literatur aus Prag und die deutschsprachige Tagespresse aus Schlesien oder siebenbürgische Kirchenburgen und die schlesischen Friedenskirchen in Jauer und Schweidnitz, – all dies sind Themen, die zum weiten Spektrum der Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa gehören. Die historischen Regionen und Siedlungsgebiete in Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa, in denen einst Deutsche gelebt haben oder heute noch leben, sind der Sammlungsschwerpunkt der Spezialbibliothek

des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE). Das kulturelle Erbe Schlesiens, Hinterpommerns, West- und Ostpreußens, Siebenbürgens oder des Banats, der

Deutschen in den Böhmisches Ländern, in der Zips, im Baltikum oder im Russischen Reich hat das historische und kulturelle Selbstverständnis Deutschlands mitgeprägt, ist aber gleichzeitig auch Teil des gemeinsamen europäischen Erbes – mit den sich daraus ergebenden Verbindungen und Verflechtungen. Die genannten Regionen sind Orte der deutschen Geschichte und zugleich auch Orte der Geschichte Polens, Tschechiens, der Slowakei, Ungarns, Rumäniens, der baltischen Republiken oder der Nachfolgestaaten der Sowjetunion. Damit verbunden sind Grundfragen von nationaler und europäischer Identität wie kulturelle Bedeutung und Vielfalt, Unterdrückung und Verlust, Flucht und Vertreibung, Bewahrung und Weiterentwicklung des Kulturerbes, alles Themen, die sich im Bestand der Bibliothek widerspiegeln.

Die europäische Dimension, die heute eine wichtige Rolle für das BKGE – eine Ressortforschungseinrichtung im Geschäftsbereich der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) – und seine Bibliothek spielt, prägt die Arbeit des Instituts seit seiner Gründung im Januar 1989 in Oldenburg. Niemand ahnte Anfang 1989, wie stark die Ereignisse desselben Jahres die europäische Landkarte verändern würden: Wenige Monate später verschwand der Eisenerne Vorhang und das Brandenburger Tor stand offen. Für das BKGE eröffneten sich damit neue Perspektiven und Zugänge zu den Regionen im Osten Europas, Austausch und

Mit dem Verschwinden des Eisernen Vorhangs wurden lange verschlossene Archive zugänglich

neue wissenschaftliche Kooperationen wurden möglich, lange verschlossene Archive und Bibliotheken zugänglich.

Den Grundstock für die Spezialbibliothek lieferte zunächst die Büchersammlung des Osteuropahistorikers Herbert Ludat, später unter anderem ergänzt durch die Bestände des Volkskundlers und Siedlungshistorikers Walter Kuhn. Im Laufe der vergangenen 30 Jahre ist eine Sammlung mit sowohl älterer Literatur als auch mit Werken zu aktuellen wissenschaftlichen Debatten wie Erinnerungskultur, Erhalt

von Baudenkmalern des gemeinsamen Kulturerbes oder Migration entstanden. Die ca. 62.000 Bände und knapp 100 laufenden Zeitschriften werden nicht nur im lokalen Katalog nachgewiesen, sondern auch regional im Oldenburger Online-Katalog ORBIS sowie überregional über den Verbundkatalog GVK/GBV und das Suchportal des Karlsruher Virtuellen Katalogs (KVK).

Die Bibliothek des BKGE in Oldenburg unterstützt zum einen die hier tätigen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bei ihren Berater- und Gutachtertätigkeiten, bei Forschungsvorhaben, der universitären Lehre sowie den hauseigenen Publikationen. Schwerpunkte bilden dabei die im BKGE vertretenen Disziplinen Geschichte,

Kunstgeschichte, Germanistik und Volkskunde/Europäische Ethnologie. Gleichzeitig ist die Bibliothek aber auch Anlaufstelle für die interessierte Öffentlichkeit. Der Großteil des Bestandes kann

entliehen werden. Die Bibliothek steht an Werktagen auch zur Benutzung vor Ort zur Verfügung, um möglichst vielen Menschen zu ermöglichen, den geschichtlichen Hintergrund ihrer Familie zu ergründen oder größere geschichtliche Zusammenhänge näher zu erforschen. Durch historische und aktuelle wissenschaftliche Literatur, einschlägige Periodika, Erinnerungen von Zeitzeugen, amtliche Berichte, Belletristik und Bildbände ergibt sich ein facettenreiches Bild – und das nicht nur in deutscher oder englischer Sprache, sondern auch in den Sprachen der jeweiligen Regionen wie Polnisch, Russisch, Rumänisch oder Ungarisch.

Immer wieder finden außergewöhnliche oder seltene Titel den Weg in den Bestand, wie etwa ein polnisches Buch über die Geschichte der Breslauer Gastronomie mit zahlreichen deutschsprachigen Speisekarten aus der Zeit um



Die Sammlung der Spezialbibliothek des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa umfasst ca. 62.000 Bände und knapp 100 laufende Zeitschriften

1900 – eine Publikation, die bis jetzt nur in Polen selbst, der British Library, der Library of Congress oder den Universitäten von Stanford und Yale nachgewiesen ist. Auch ältere Titel wie etwa das Amtsblatt der Königlichen Regierung zu Danzig von 1817 stehen zur Verfügung, in dem sich Listen jüdischer Bürgerinnen und Bürger finden, denen 1814 das Staatsbürgerrecht in Preußen zuerkannt wurde. Das »Amtsblatt« ist im Original in keiner weiteren Biblio-

thek in Niedersachsen nachgewiesen und liegt bis jetzt nicht digitalisiert vor.

Nicht nur die deutsche Geschichte bleibt spannend, ihre Dokumentation bleibt es auch.

Kerstin Schröder leitet die Bibliothek des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa. Maria Luft ist für die Öffentlichkeitsarbeit des Bundesinstituts zuständig

Was ist deutsche Kultur?

Vom langen Warten auf angekündigte Antworten der Alternative für Deutschland

JOHANN HINRICH CLAUSSEN

Für eine kulturpolitische Zeitung zu schreiben, die sich den Karneval zum Schwerpunktthema gewählt hat, ist für mich als Hamburger Jung eine heftige Anfechtung. Denn, wenn ich einmal ehrlich sein dürfte, würde ich in kritischer Anlehnung an die weisen Worte eines ehemaligen Bundespräsidenten sagen: Der Karneval gehört nicht zu Deutschland. Womit sich wieder einmal zeigt, dass es gar nicht so einfach ist zu bestimmen, was deutsche Kultur ist. Für den einen dies, für die andere das. Damit will ich nicht bestreiten, dass es kulturelle Gestaltungen gibt, die für Deutschland in besonderer Weise bestimmend und kennzeichnend wären. Nur kann man sie nicht einfach behaupten und für alle als bindend festsetzen. Man muss sich mit anderen Menschen in Deutschland darüber austauschen, streiten, verständigen. Weshalb das Gespräch über die Kultur, also über das, was mir oder dir kulturell bedeutsam ist, was uns gemeinsam am Herzen liegen könnte, die wohl wichtigste Gestalt von deutscher Kultur ist. Und da bin ich schon wieder bei den

Kulturpolitikern der AfD. Nicht, dass ich behaupten wollte, die AfD wäre ein Karnevalsverein. Dafür sind die Vertreter dieser Partei zu humorlos. Nein, mir fällt ein Gespräch mit zwei Bundestagsabgeordneten der AfD ein, das ich gemeinsam mit Olaf Zimmermann im Rahmen der Initiative kulturelle Integration im November 2018 geführt hatte. Marc Jongen und Martin Renner hatten auf zwölf Seiten die »15 Thesen zu kultureller Integration und Zusammenhalt«, die wir gemeinsam mit vielen anderen erarbeitet hatten, einer scharfen Ideologiekritik unterzogen. Das war ihr gutes Recht und bot Anlass zu einer Debatte. Richtig viel erbracht hat sie nicht, aber immerhin ein Punkt ist mir in Erinnerung geblieben. Die AfD-Politiker warfen uns vor, wir würden mit unseren Thesen die Identität deutscher Kultur relativistisch auflösen. Dabei gebe es doch eine Substanz nationaler Kultur, die unbedingt zu verteidigen sei. Nun kann man diese Position durchaus beziehen, nur muss man dann auch präzise sagen können, worin diese Identität denn inhaltlich besteht. Und da werden AfD-Politiker entweder sehr redselig – indem sie alles

Mögliche willkürlich aufzählen von Goethe bis zur Leberwurst – oder sehr aggressiv – indem sie die polemische Abkürzung nehmen und erklären: deutsch ≠ Islam – oder sie verstummen. Letzteres geschah damals bei unserer Debatte. Auf unseren Einwand, dass sie nur eine Ideologiekritik formulieren würden, ohne selbst darzulegen, worin denn



CLAUSSENS
KULTURKANZEL

nun die kulturelle Identität unserer Nation bestünde, erklärte Herr Jongen in guter Politikermanier, dazu würde man in der AfD-Fraktion ein Papier vorbereiten. Auf dieses Papier warten wir immer noch. Vor zwei, drei Monaten haben wir deshalb Herrn Jongen einen Brief geschrieben mit der Frage, wann wir mit diesem Papier rechnen dürften. Eigentlich müsste das doch ein Klacks für eine Partei sein, die wieder und wieder eine spezifisch deutsche Kultur beschwört. Das

ZUR BIBLIOTHEK

Das Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) befindet sich im Johann-Justus-Weg 147a in Oldenburg. Die Bibliothek ist Montag bis Donnerstag von 9 bis 16 Uhr und Freitag von 9 bis 15 Uhr geöffnet. Weitere Informationen unter: bkge.de/BKGE/Bibliothek/

Büro von Herrn Jongen bestätigte höflich den Eingang unseres Schreibens und versprach eine baldige inhaltliche Antwort. Doch wir warten immer noch.

Womit sich wieder einmal zeigt, dass die größten Kritiker des vermeintlichen liberalen Kulturrelativismus selbst erhebliche Schwierigkeiten damit haben, die deutsche Kultur inhaltlich zu bestimmen. Was nicht verwundert, denn die AfD vereinigt die unterschiedlichsten Positionen in sich. Für Martin Renner z. B. würde ein vorkonziliärer Katholizismus zur deutschen Kultur gehören, für den Peter-Sloterdijk-Schüler Marc Jongen dagegen hätte das Christentum für sein Kulturverständnis eher keine Bedeutung. Diese internen Gegensätze werden zurzeit noch überdeckt durch Wahlerfolge und die gemeinsame Aggression gegen andere. Ob daraus eine grundsätzlich überzeugende, dauerhaft tragfähige und im Konkreten hilfreiche Kulturpolitik erwächst, würde ich allerdings bezweifeln.

Johann Hinrich Claussen ist Kulturbeauftragter der Evangelischen Kirche in Deutschland

Der dritte Ort: Bibliothek

Information, Qualifizierung und Diskurs

9.397 Bibliotheken gibt es aktuell in Deutschland. In den letzten Jahren waren vor allem kleinere, lokale Bibliotheken immer wieder von Schließungen betroffen. Dabei sind sie nicht nur Orte der Information und des Wissens, sondern auch des gemeinsamen Miteinanders und gesellschaftlichen Diskurses. In Zukunft wird die Bedeutung der Bibliothek für die digitale Weiterbildung und das kreative Schaffen in sogenannten »Makerspaces« weiterwachsen, so Andreas Degkwitz. Theresa Brüheim spricht mit dem Bundesvorsitzenden des Deutschen Bibliotheksverbandes über Sonntagsöffnungen, versuchte politische Einflussnahme, die Bedeutung des Urheberrechts-Wissensgesellschafts-Gesetzes und mehr.

Theresa Brüheim: Herr Professor Degkwitz, wir sind hier im Grimm-Zentrum, der zentralen Bibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin. Welche Bedeutung hat der Ort Bibliothek für Sie?

Andreas Degkwitz: Bibliotheken sind für mich Orte der Anregung, der Inspiration, der Konzentration. Sie sind auch Orte der kreativen Gemeinschaft, da man hier gemeinsam mit vielen anderen arbeitet, kommuniziert und liest. In der Soziologie versteht man dies unter dem sogenannten »dritten Ort«.

Bibliotheken können viel voneinander lernen, z. B. können öffentliche Bibliotheken im Hinblick auf Infrastrukturentwicklung von den wissenschaftlichen Bibliotheken lernen. Umgekehrt machen öffentliche Bibliotheken viel Programmarbeit – da sind sie stärker als wissenschaftliche Bibliotheken, die auf diesem Gebiet von öffentlichen Bibliotheken lernen können.

An jedem 24. Oktober wird deutschlandweit der Tag der Bibliotheken gefeiert. Welche Bedeutung kommt diesem Tag zu? Inzwischen führt der Tag der Bibliotheken zu viel Aufmerksamkeit. Der Preis der »Bibliothek des Jahres« wird an diesem Tag verliehen, was Interesse bei den Medien weckt. Das war nicht immer so. Der DBV hat viele Kampagnen gestartet, wie z. B. »Deutschland liest – Treffpunkt Bibliothek«. Dadurch wurde der Tag der Bibliotheken bekannter. Der DBV versorgt die Bibliotheken mit Materialien für Veranstaltungen an diesem Tag – auch das trägt zum Interesse am Tag der Bibliotheken bei.

In Nordrhein-Westfalen gibt es seit Oktober ein Gesetz zur Sonntagsöffnung von öffentlichen Bibliotheken. Der DBV hat das ausdrücklich begrüßt. Wieso sollten Bibliotheken am Sonntag geöffnet haben?

gebung, das nicht ganz einfach ist. Daher kann es noch dauern, bis es bundesweit dazu kommt. Die wissenschaftlichen Bibliotheken dürfen es bereits. Aber es hängt von der Entscheidung der Personalräte ab, ob Bibliothekspersonal für die Sonntagsöffnung eingesetzt werden darf. Insofern ist die Sonntagsöffnung kein Selbstläufer, auch wenn sie gesetzlich möglich ist.

Es ist noch ein dickes Brett. In der Tat – doch je größer die Städte sind, umso mehr Menschen gibt es, die allein und einsam sind. Dem entgegenzuwirken ist für Bibliotheken eine naheliegende Option. Auch unter solchen Aspekten muss das Thema der Sonntagsöffnung betrachtet werden.

Und das wird in Zukunft immer häufiger der Fall sein. Passend dazu ein Zitat von Hortensia Völkers aus dem aktuellen Bericht des DBV zur Lage der Bibliotheken: »Öffentliche Bibliotheken sind Pulsmesser unserer Gesellschaft«. Wie schlägt aktuell dieser Puls?

Räume und Orte, die nicht kommerziell und niedrigschwellig zugänglich sind, werden verstärkt nachgefragt. Solche Orte werden aktuell immer seltener. Es gibt zahlreiche Event-Orte, für die man Eintritt bezahlen muss oder die andere Ansprüche an

Sobald Bibliotheken die Rolle übernehmen, gesellschaftliche Diskurse zu führen, verstärken sich auch die Versuche der politischen Einflussnahme auf sie.

Ja, das ist so. Der DBV hat in einer Umfrage abgefragt, wie viele Bibliotheken sich unter politischer Einflussnahme sehen. Aktuell ist es nur ein kleiner Bruchteil. Aber die Tendenzen sind da – egal, aus welcher politischen Richtung. Man sollte sich einfach dessen bewusst sein, dass diese Entwicklung ein Risiko ist und dafür Sorge getragen werden muss, dass Informations- und Meinungsfreiheit als Werte unserer Gesellschaft in Bibliotheken erhalten bleiben.

Aktuell erreichen nur 8,3 Prozent der hauptamtlich geleiteten öffentlichen Bibliotheken den bibliothekarischen Mindeststandard von 3 Prozent in der Personalfortbildungsquote, der von Bibliothek & Information Deutschland empfohlen wird. Durch die Digitalisierung verändern sich die Aufgabenfelder rasch, weitere Fortbildungen werden notwendig. Wie kann man diesen Schnitt erhöhen?

Das geht nur mit zusätzlichen Mitteln, um geeignete Fortbildungen zu finanzieren. Es gibt natürlich viel »Learning by Doing«, aber Fortbildung und Weiterqualifizierung sind darüber hinaus zu gewährleisten. Wir müssen zusätzlich dafür sorgen, dass sowohl

die stark in den Informationswissenschaften qualifiziert ist. Wichtige Fragestellungen sind in diesem Zusammenhang: Wie gehe ich professionell mit digitalen Daten und Texten um? Wie kann digitale Teilhabe vermittelt werden? Wir stehen vor der Herausforderung, genügend Nachwuchs zu finden, der dafür gut qualifiziert ist. Dazu gehören auch adäquate Gehaltsoptionen.

Die Evaluierung des Urheberrechts-Wissensgesellschafts-Gesetzes steht bevor. Der DBV setzt sich für die Entfristung dieses Gesetzes ein. Das gilt nämlich aktuell nur bis 2023.

Das Urheberrechts-Wissensgesellschafts-Gesetz erleichtert Bibliotheken ganz wesentlich, ihren Auftrag der Informations- und Medienversorgung zu erfüllen. Die neue, aber aktuell noch befristete Gesetzgebung macht es informationsvermittelnden Einrichtungen einfacher, Literatur und Informationen ihren Nutzerinnen und Nutzern anzubieten und aufbereitet zur Verfügung zu stellen. Deshalb ist die Entfristung des Urheberrechts-Wissensgesellschafts-Gesetzes sehr wichtig.

Ein Medium, was in öffentlichen Bibliotheken immer häufiger verliehen wird, sind E-Books. Jährlich sind es rund 29 Millionen. Endlich kommt nun der ermäßigte Mehrwertsteuersatz für sie. Aber die Bibliothekstantieme gilt für E-Books nicht. Welche Probleme und auch Herausforderungen bringt dieser Umstand mit sich?

Der DBV tritt dafür ein, die Bibliothekstantieme für E-Books gesetzlich zu verankern. Dadurch wird möglich, für E-Books ein ähnliches Ausleihverfahren wie für gedruckte Bücher zu realisieren. Wenn es keine gesetzliche Regelung gibt, unterliegt die Bereitstellung von E-Books ausschließlich den Lizenzierungskonditionen der Verlage, die frei gestaltbar sind – bis hin zu dem Szenario, dass Verlage den Bibliotheken Bücher nicht zur Verfügung stellen. Diese Abhängigkeit von Verlagslizenzen ist nachteilig. Deshalb ist die vom DBV geforderte Bibliothekstantieme für E-Books wichtig.

Zum Abschluss: Wie soll für Sie die Bibliothek der Zukunft aussehen?

Die Digitalisierung wird sich fortsetzen. Auch künftig werden Bibliotheken als Informationsplattformen genutzt. Zudem entwickeln Bibliotheken sich zu »Makerspaces« – also zu Orten, an denen Bibliotheksnutzerinnen und -nutzer mit digitalen und analogen Werkzeugen kreativ etwas produzieren können. Bibliotheken bleiben Orte, an denen man sich gern aufhält – für junge wie auch für alte Menschen, die einen solchen Anlaufpunkt brauchen und schätzen. Bibliotheken werden verstärkt Orte der Qualifizierung und Weiterbildung sein – und dies in Kooperation mit Volkshochschulen und anderen Bildungsträgern. Schließlich greifen Bibliotheken künftig verstärkt gesellschaftliche Diskurse auf und tragen auf diese Weise zur gesellschaftlichen Teilhabe von Bürgerinnen und Bürgern bei.

Vielen Dank.

Andreas Degkwitz ist Direktor der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin und Bundesvorsitzender des Deutschen Bibliotheksverbandes. Theresa Brüheim ist Chef vom Dienst vom Politik & Kultur



Die Stadtbibliothek Stuttgart ist eine der aktuell 9.397 Bibliotheken in Deutschland. Ihre Kinderbibliothek will besonders Kinder im selbstbestimmten Umgang mit den Medien stärken

Sie sind nicht nur Direktor des Grimm-Zentrums, einer wissenschaftlichen Bibliothek, sondern auch Bundesvorsitzender des Deutschen Bibliotheksverbandes (DBV), zu dem neben den wissenschaftlichen auch öffentliche Bibliotheken gehören. Wie bringen Sie beide Positionen in Einklang? Welche Synergien ergeben sich? Öffentliche und wissenschaftliche Bibliotheken weisen einerseits große Unterschiede auf – insbesondere bei den Zielgruppen. Sie ergänzen sich aber auch gegenseitig: Ein Teil der Besucher öffentlicher Bibliotheken geht auch in wissenschaftliche Bibliotheken wie auch umgekehrt. Öffentliche und wissenschaftliche

Öffentliche Bibliotheken, die bereits jetzt an Sonntagen geöffnet sind, haben großen Zulauf. Das zeigt, dass es viele Bürgerinnen und Bürger gibt, für die das attraktiv ist. Es sind oft Familien, die diese Gelegenheit wahrnehmen. Denn unter der Woche ist es oft schwierig, gemeinsam eine Bibliothek zu besuchen. Im Grunde verhält sich dies ähnlich wie bei Museen, die auch an Wochenenden mehr Zulauf als an Werktagen haben. Bündnis 90/Die Grünen haben im Februar 2019 einen entsprechenden Antrag in den Deutschen Bundestag eingebracht, der seither in den Ausschüssen verhandelt wird. Das Bundesarbeitsministerium ist dabei einbezogen. Denn im Grunde ist es ein Thema der Arbeitsgesetz-

ihre Besucherinnen und Besucher stellen. Bibliotheken hingegen bieten Zugang für jede und jeden, um dort zu lesen, zu arbeiten oder in anderer Weise kreativ zu sein. Zugleich sind die Informationen und Medien, die in Bibliotheken zur Verfügung stehen, von großem Interesse. Da diese oft digital zugänglich sind, ist die Gelegenheit gut, sich von Bibliothekarinnen und Bibliothekaren dazu beraten zu lassen und Kompetenzen zu entwickeln, um mit digitalen Medien professioneller umzugehen und um eigene Kreativität zu fördern. Das ist eine große Chance für öffentliche und wissenschaftliche Bibliotheken – und auch eine neue Rolle, die die Digitalisierung erfordert.

das Berufsbild als auch das Bild der Bibliotheken deutlich attraktiver wird, um mehr junge Menschen für diesen Beruf zu gewinnen. Wir wollen deutlich machen, dass eine Tätigkeit in Bibliotheken mit sozialem Engagement, mit Beratung bei der Literatur- und Informationssuche und mit Vermittlung von digitalen Kompetenzen in Zusammenhang steht – also ein insgesamt sehr interessantes, berufliches Spektrum ist.

Wieso nimmt das Interesse an diesem Berufsfeld ab? Welche Gründe gibt es?

Vielleicht haben ein sehr traditionelles Bild von Bibliotheken. Mittlerweile haben wir eine Nachwuchsgeneration,

Muss diese Figur männlich sein?

Geschlechtergerechtigkeit in Fernsehen und Kino

NEROPA steht für NEutrale Rollen PARität, eine Methode, die im ersten Schritt zu mehr Geschlechtergerechtigkeit in Drehbüchern führt, und in einem zweiten für eine vielfältigere Besetzung sorgt.

Belinde Ruth Stieve, Schauspielerinnen und Ideengeberin, bezeichnet NEROPA als »Gender & Diversity Tool«. Mit einer einfachen Vorgehensweise will NEROPA Produktionen ermöglichen, eine lebensnahe Vielfalt von Charakteren in Filmen oder Theaterstücken abzubilden.

Die Durchführung der Methode wird idealerweise einem Dreier-Team übertragen, bestehend aus Personen verschiedener Abteilungen, wie Casting, Regie, Produktion, Drehbuch oder Redaktion. Diese überprüfen zunächst einzeln das Drehbuch und kennzeichnen alle Figuren als neutral, die ihrer Meinung nach jedes Geschlecht haben könnten – egal wie groß oder klein die Rollen sind, ob sie bereits einen Namen haben oder nicht. Für diesen Prozess eignet sich die Hilfsfrage: Muss diese Figur männlich sein?

Anschließend kommt das Trio zusammen und einigt sich auf die neutralen Figuren. Diese werden im Wechsel als Frau-Mann-Frau-Mann festgelegt. Das Drehbuch wird entsprechend angepasst, z. B. durch Änderung der Namen und Pronomen – fertig! Die endgültige Rollenliste steht, die Besetzungsarbeit kann beginnen.

Darauf folgt der »NEROPA Feinschliff«: Damit können die Personen, die für die Besetzung verantwortlich sind, alle Figuren noch weiter diversifizieren. Wenn Story, Setting und Rollen es erlauben, können diese in Bezug auf Alter, Ethnizität, Körperlichkeit, Sexualität, Schwangerschaft, (Nicht-)Behinderung sowie ihren sozioökonomischen Hintergrund und Berufe bunt besetzt werden. Hier eignet sich die Hilfsfrage: Muss diese Figur weiß, jung, gut aussehend, makellos und schlank sein?

Das NEROPA-Prinzip kann bereits in der Stoffentwicklung angewendet werden. So entstehen weniger unnötig männerlastige Geschichten mit stereotypen Figuren.

Cornelie Kunkat spricht mit Belinde Ruth Stieve über dieses Instrument für geschlechtergerechte Drehbücher.

Cornelie Kunkat: Eine Ausgeglichenheit zwischen männlichen und weiblichen Rollen ist weder in deutschen Kino- noch Fernsehproduktionen Realität. Dies hat sowohl negative Konsequenzen für Schauspielerinnen als auch für die Tradierung von Rollenklischees. Können Sie das Verhältnis beziffern?

Belinde Ruth Stieve: Das ist für jeden Film anders, mal ist es relativ ausgeglichen, mal gibt es doppelt so viele Männer- wie Frauenrollen, mal vier- oder zehnmal mehr. Das hängt auch mit den Geschichten zusammen und ist selbstverständlich in Ordnung. Es braucht nicht jeder Film einen 50:50-Cast. Allerdings, wenn



Die Regisseurin Julia von Heinz hat für ihren preisgekrönten »Für immer und dich«-Tatort NEROPA angewendet

wir eine Filmreihe oder einen Kinjahrgang betrachten und die Filme in der Gesamtheit immer noch zwei- bis dreimal mehr Männerfiguren aufweisen, dann haben wir ein Problem. Und das ist ja schon seit Jahren so.

Woran liegt das?

Zum einen an den produzierten, in Auftrag gegebenen bzw. geförderten Stoffen. Die handeln immer noch überwiegend von Männern und spielen in Männerwelten oder -kreisen. So gibt es fast keine Filme mit Frauenrollenübergewicht, die den Männerfilmen die Waage halten könnten. Zum anderen liegt es an den neutralen Rollen, wie ich sie nenne, die gewohnheitsmäßig als männlich geschrieben werden. Zudem wird selten das Ensemble, also die Gesamtheit aller Rollen in den Blick genommen. Der Fokus liegt auf den Hauptrollen. Manchmal werden neue Kommissarinnen oder andere weibliche Hauptfiguren erfunden, aber das Ungleichgewicht bei den Neben- und Tagesrollen vernachlässigt. Das ist nationale wie internationale Normalität.

Können Sie ein prägnantes Filmbeispiel nennen?

Vor einigen Jahren wurde der Blockbuster »Rogue One: A Star Wars Story« in Hollywood als »female-led« gefeiert. Ja, es steht eine junge Frau im Zentrum, allerdings gemeinsam mit sechs, sehr divers besetzten Männern. Ich glaube, es gab noch zwei weitere weibliche Figuren, eine war die Mutter der jungen Frau, die ganz am Anfang ermordet wurde, ansonsten Männer. Also auch nicht wirklich besser als der erste Star-Wars-Film vier Jahrzehnte zuvor.

Und ein deutsches?

»Babylon Berlin«. Drei Regisseure, die auch die Drehbücher schrieben, drei Produzenten, drei Kameramänner. Keine Autorin. Keine Dramaturgin. Kein NEROPA. Mehr als dreieinhalbmal so viele Männer- wie Frauenrollen. Und dann die Sache mit Charlotte. Die junge weibliche Hauptfigur – an der Seite von drei Männern – stammt in der Romanvorlage aus kleinbürgerlichen Verhältnissen, studiert Jura und jobbt nebenbei bei der Polizei. Die Regisseure machten aus ihr eine Proletarierin, die aber gebildet ist und Steno kann, im Gegensatz zu den anderen aus ihrer Klasse bildhübsch, sauber, reine Haut, perfekte Zähne, wortgewandt. Warum konnte sie nicht bleiben, was sie war? Und wenn schon Nachtclub, warum Prostituierte und nicht Zigarettenverkäuferin? Das bedient doch ein uraltes Klischee.

Sie engagieren sich bereits seit vielen Jahren für mehr Geschlechtergerechtigkeit in Film und Fernsehen. Schon vor MeToo waren Sie aktiv. Ergreift der Bewusstseinswandel endlich auch Personen mit Einfluss in Filmproduktionen oder Redaktionen?

Das kann ich nicht wirklich beurteilen. Einiges ist in Bewegung, aber inwieweit das aufgrund eines gewandelten Bewusstseins geschieht oder weil es gerade angesagt ist, weiß ich nicht. Manches ist gut gemeint, greift aber zu kurz. Nehmen wir das Beispiel Regie: Endlich ist hier die Benachteiligung von Frauen Thema. Es gibt Zielvorgaben, wie z. B. die – niedrige – 20-Prozent-Quote für Tatorte von Degeto Film. Aber nicht einmal die wird er-

reicht, und die anderen Kerngewerke, allen voran Drehbuch und Kamera, werden ignoriert und bleiben weiter in Männerhand. Das heißt, die Geschichte hat ein Mann geschrieben, die Bilder stammen von einem Mann. Da kann es schwer werden für eine Regisseurin, die Perspektive des Films zu ändern. Wobei es machbar ist. Julia von Heinz hat sogar bei ihrem preisgekrönten »Für immer und dich«-Tatort NEROPA angewendet!

Ihre NEROPA-Methode ist ein denkbar einfaches Tool für mehr Diversität in Handlungen. In der Umsetzung ist es auch kein Kostentreiber. Warum wird NEROPA in Deutschland nicht häufiger angewendet?

Tatsächlich weiß ich gar nicht, wie häufig es bereits angewendet wird, denn ich bekomme selten Feedback. Das ist sehr schade, denn über die »denkbar einfache« Anwendung hinaus, also den NEROPA-Check und den Feinschliff, kann beispielsweise ein praktischer Workshop Umsetzungsmissverständnisse verhindern und zu einer Auseinandersetzung mit eigenen Klischeevorstellungen, Stereotypen und Denkmustern führen. NEROPA bleibt also nicht an der Oberfläche und ist keine Ergebniskosmetik. Aber vielleicht ist das dann schon wieder zu viel. Und es fehlt der Mut zu wirklicher Veränderung. Immer wird mit Sorge auf die Einschaltquote geschaut. Das deutsche Fernsehen wie auch das Kino sind oft recht konservativ: Etwas ist erfolgreich, also wird genau das Gleiche noch einmal produziert. Neue Wege zu gehen, macht anscheinend Angst.

Haben Sie diesbezüglich im Ausland andere Erfahrungen gemacht?

Ja, beispielsweise in Großbritannien und Irland sind sie deutlich weiter. Sowohl was neue öffentlich-rechtliche Formate und Inhalte als auch Bedingungen für Fördermittel und Weiterbildung des Personals betrifft.

Ich wurde in den letzten Jahren mehrfach mit NEROPA auf die Britischen Inseln eingeladen. Erste treibende Kraft war die Schauspielergewerkschaft »Equity UK« bzw. ihr demokratisch gewählter Frauenausschuss, das »Women's Committee«. Sie organisierten Anfang 2018 am British Film Institute (BFI) ein NEROPA Symposium für die Filmbranche. Es folgten Events in Belfast und Dublin. Auch Women in Film and Television UK (WIFT) gaben mir die Möglichkeit, NEROPA bei einer internationalen Konferenz vorzustellen. Das BFI hat NEROPA in die empfohlenen Maßnahmen zu ihren Diversity Standards aufgenommen. Schließlich wurden die nordirische Filmförderung, britische Fernsehsender, die Produzentenallianz und andere, die auf der Suche nach Tools sind, um Frauenanteil und Diversität zu steigern, auf NEROPA aufmerksam.

Und deutsche Organisationen?

WIFT Germany unterstützt NEROPA und hat mehrere Veranstaltungen zur Situation vor der Kamera gemacht. Beim Schauspielverband BFFS ist die Benachteiligung von Schauspielerinnen – weniger Rollen, niedrigere Gagen, früheres Karriereende – leider noch nicht wirklich angekommen. Das hat vielleicht auch mit den Strukturen und dem

seit mehr als zwölf Jahren männerdominierten Vorstand zu tun. NEROPA ist dem BFFS bekannt, wird aber ignoriert.

Ganz offensichtlich kann Ihre NEROPA Methode bereits in der Stoffentwicklung bzw. beim Drehbuchschreiben angewendet werden. Wie reagieren denn entsprechende Filmhochschulen auf Ihre Methode?

Unterschiedlich. Es besteht grundsätzliches Interesse, und ich habe auch bereits an einigen Schulen Workshops gegeben bzw. Vorträge gehalten. Weiteres ist in Planung. Manche Hochschulen nennen als Gründe, warum NEROPA nicht unterrichtet oder vorgestellt werden kann, Zeitmangel, zu volle Lehrpläne oder den Mangel an Lehrplänen oder den Mangel an Lehrplänen, die diesbezüglich alles in Ordnung ist. Neben den Filmhochschulen gibt es aber auch noch die individuellen Autorinnen und Autoren. Deshalb habe ich mich sehr gefreut, als der Dramaturgie-Verband VeDra mich zu einem Workshop einlud, um ihre Mitglieder mit NEROPA vertraut zu machen.

Wie geht es weiter in 2020? Ich habe gerade eine Einladung in die Jury vom FernsehKrimi-Festival in Wiesbaden erhalten und schreibe an einem neuen Drehbuch. Ich hoffe auf spannende Rollenangebote und darauf, dass sich NEROPA auch in Deutschland etabliert.

Vielen Dank.

Belinde Ruth Stieve ist Schauspielerin, Autorin und Erfinderin von NEROPA. Cornelie Kunkat ist Referentin für Frauen in Kultur und Medien beim Deutschen Kulturrat

Nichts los am westlichen Ende Europas?

Portugals Kulturlandschaft nach der Krise

SUSANNE SPORRER

Nach den ökonomischen Krisen Jahren zwischen 2010 und 2014 erlebt Portugal derzeit eine Phase wirtschaftlichen Wachstums. Die Indikatoren sind ermutigend. Doch hat diese Erholung gleichermaßen die Kultur erreicht? Und wie steht es insgesamt um die Kultur dieses Landes, das 2003 den Literaturnobelpreisträger José Saramago und mit Maria João Pires eine international renommierte Pianistin hervorgebracht hat, und das mit Manoel de Oliveira einen der größten europäischen Filmemacher aufweist, der in einem Atemzug mit Luis Buñuel, Jean-Luc Godard oder Rainer Werner Fassbinder genannt wird und den Wim Wenders als sein »größtes Vorbild« bezeichnete?

In einer 2013 veröffentlichten Eurobarometer-Umfrage heißt es wenig schmeichelhaft: »Die Portugiesen gehören zu den Bürgern der Europäischen Union mit der geringsten Teilnahme an kulturellen Aktivitäten, und Portugal ist das Land, in dem das größte Desinteresse am Lesen besteht.« Nichts los also am westlichen Ende Europas? Sind also die oben genannten Kulturschaffenden lediglich Einzelphänomene in einem ansonsten kulturell wenig affinen Umfeld?

Um darauf eine Antwort zu finden, lohnt ein Blick in die Geschichte Portugals. Im 20. Jahrhundert war Portugal jahrzehntelang einem autoritären Regime

gekennzeichnete gesellschaftliche Klima. Gleichzeitig wurden gänzlich neue kulturpolitische Ziele definiert, die in den Regierungsprogrammen seitdem weitgehend konstant blieben, wie Universalität, Demokratisierung, der Zugang zu kulturellen Gütern und Dezentralisierung. Mit dem Beitritt zur Europäischen Union 1986 und der Schaffung eines Kulturministeriums 1995 verzeichnete das Land einen deutlichen Anstieg der öffentlichen Ausgaben und Investitionen in die Kultur. Dabei spielten auch Kommunen eine wichtige Rolle. Generell gewann Kultur an Sichtbarkeit: So wurde unter anderem das Netzwerk von Galerien und Museen, Bibliotheken und Kulturzentren ausgebaut, zahlreiche Festivals entstanden. Portugiesische Kunst und Kultur entwickelten sich vor allem in den beiden Metropolen Porto und Lissabon zu einem kosmopolitischen Produktionsraum. In dieser Zeit erhielt auch José Saramago den Literaturnobelpreis und Portugal konnte sich als Gastland der Frankfurter Buchmesse international als relevante Stimme der Literatur präsentieren.

Diese relative Hochphase der portugiesischen Kulturpolitik endete jäh durch die Wirtschaftskrise 2009/2010, in der die Kultur – wie in Krisenzeiten üblich – zu den am meisten betroffenen Bereichen zählte.

nachstehen. International, vielseitig, jung und innovativ. Dokumentar- und Kurzfilmfestivals, die ein stetig wachsendes Publikum anziehen und auf denen die anspruchsvollsten Filme noch zahlreiche Zuschauerinnen und Zuschauer finden; experimentelle Musikfestivals, die auch in kleineren Städten die Räume füllen oder ausverkaufte Theatervorstellungen, bei denen auch Stücke von Thomas Ostermeier und Rimini-Protokoll mit Standing Ovations gefeiert werden.

Das kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Situation vieler Kunstschaffender und auch vieler Kulturinstitutionen in Portugal nach wie vor prekär ist. Und so tobt seit vielen Jahren ein für portugiesische Verhältnisse erbitterter Streit darüber, wie viel Prozent des Staatshaushalts für die Kultur bereitgestellt werden müssten. Während die einen von transversalen Budgets für die Kultur in den verschiedenen Ministerien sprechen und Kultur und öffentlichen Rundfunk budgetär zusammenlegen, pochen andere auf das Ziel, ein Prozent des Staatshaushalts nur in die Kultur zu investieren. Aber nicht nur die Höhe, sondern auch die Verteilung der Mittel ist Anlass für Diskussionen.

Der 2016 zum Kulturstaatsminister ernannte Kulturmanager Miguel Honra-

Seit vielen Jahren tobt ein für portugiesische Verhältnisse erbitterter Streit darüber, wie viel Prozent des Staatshaushalts für die Kultur bereitgestellt werden müssten

Ein weiteres Grundproblem der portugiesischen Kultur ist die strukturelle Ungleichheit. Zwar steigt die Zahl der Kultureinrichtungen kontinuierlich an, doch ist eine starke Konzentration auf die beiden Metropolen Lissabon und Porto zu verzeichnen. Vor allem das Hinterland ist teilweise abgeschnitten von der kulturellen Grundversorgung. Die Förderung von Kultur in ländlichen Gebieten setzt häufig auf eine Verbindung von Kultur und Tourismus, wie das erfolgreiche Internationale Musikfestival Marvão im östlichen Alentejo und andere gelungene Festivals zeigen. Eine kontinuierliche Förderung von Kulturinstitutionen wie Museen oder gar Theatern ist jedoch eher selten.

Entsprechend gehören die Pro-Kopf-Ausgaben für Kultur in Portugal nach wie vor zu den niedrigsten in Europa und vieles wird künftig davon abhängen, ob Portugal seinen wirtschaftlichen Aufschwung verstärkt für die Kultur nutzen wird und welchen Wert die Entwicklung kultureller Infrastruktur und die Kulturförderung haben werden. Es wäre ein guter Zeitpunkt, denn eine junge, gut ausgebildete und internationale Generation von Kulturschaffenden sowie Künstlerinnen und Künstlern beginnt, die Kultur des Landes zu prägen, gründet Festivals, entwickelt Projekte. Ein Aufbruch, ein Umbruch? Es bleibt abzuwarten, aber zweifellos ist dies eine besonders fruchtbare Zeit für die Arbeit des Goethe-Instituts. War es während der ökonomischen Krise des Landes wichtig, den begonnenen internationalen Austausch auch weiterhin zu unterstützen, so kooperiert das Goethe-Institut heute mit einem immer größer werdenden Netzwerk aus privaten und öffentlichen Kulturinstitutionen und -initiativen, mit denen ein unvergleichbar konstruktiver Austausch möglich ist – und setzt so eine lange Tradition erfolgreicher Kulturarbeit des Instituts in Portugal fort.

Gegründet wurde das Institut in der Spätphase des Salazar-Regimes. Dessen Ende hatte unmittelbare Auswirkungen auf die Kulturarbeit des Goethe-Instituts in Portugal und umgekehrt, war doch die Rolle des Goethe-Instituts vor und nach der portugiesischen Nelkenrevolution von großer Bedeutung für das sich im Umbruch befindende Land. Legendar ist in Portugal bis heute die Arbeit des großen Intellektuellen und Portugal-Kenners Curt Meyer-Clason, der von 1969 bis 1979 das Goethe-Institut leitete, es für die kritische Opposition öffnete und sie mit Kunstschaffenden und Intellektuellen aus Deutschland ins Gespräch brachte.

Heute geht es dem Goethe-Institut in Portugal um neue bilaterale und vielfach europäische Projekte und Fragestellungen, wie die Frage des Umgangs mit dem Kolonialismus, der in Portugal ebenso wenig aufgearbeitet wurde wie in Deutschland und in vielen anderen Ländern Europas. Weitere Themen sind Nachhaltigkeit und Ökologie, Migration, kulturelle Bildung oder ziviles Engagement.

Dabei kann sich das Goethe-Institut auch auf das wachsende gegenseitige Interesse stützen. Nach der Krise stand und steht vor allem Berlin bei vielen portugiesischen Künstlerinnen, Künstlern und Intellektuellen weit oben auf der Agenda der Orte, die für ihre Arbeit essenziell sind, und umgekehrt entdecken immer mehr in Deutschland lebende Kunstschaffende die neue Leichtigkeit, Kreativität und Professionalität der portugiesischen Kulturszene.

Nichts los am westlichen Ende Europas? Im Gegenteil, es verspricht, spannend zu werden.

Susanne Sporrer leitet das Goethe-Institut Portugal

GOETHE WELT

Die Beitragsreihe »Goethes Welt« entsteht in Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut. In jeder Ausgabe berichtet eines der europäischen Goethe-Institute über aktuelle Kultur und Kulturpolitik im jeweiligen Gastland.



100 Prozent Lissabon von Rimini-Protokoll 2019 in der »Culturgest«

ausgesetzt. Das Anliegen des sogenannten Salazarismus war es, eine nationale und populäre Kultur zu etablieren: »Fado, Futebol, Fátima« – »Fado, Fußball und Religion« war die Maxime unter António de Oliveira Salazar. Und so wurde das Land noch bis in die 1970er Jahre des vergangenen Jahrhunderts gegen internationale Einflüsse abgeschottet und kulturell isoliert.

Die Nelkenrevolution von 1974 markierte eine weitreichende Zäsur auch in der Kulturpolitik. Hunderttausende sogenannte »Retornados« kehrten aus den ehemaligen Kolonien nach Portugal zurück oder kamen erstmals nach Portugal, gefolgt von einer Vielzahl von Migrantinnen und Migranten, die es zu integrieren galt. All das veränderte sukzessive das von Stag-

Diese Phase mit ihrer rigiden Geldpolitik unter dem EU-Rettungsschirm erwies sich für den gesamten Kunst- und Kulturbetrieb Portugals in jeder Hinsicht als desaströs, eine Situation, die sich erst durch den Wahlsieg des Sozialisten António Costa im Jahr 2015, der von den Kulturschaffenden stark unterstützt worden war, langsam verbesserte.

Wer heute in den expandierenden Städten Lissabon und Porto ein paar Tage verbringt, gewinnt rasch den Eindruck, dass die Kulturangebote von Casa da Música, Fundação Serralves, Fundação Calouste Gulbenkian, Centro Cultural de Belém, Culturgest, MAAT oder des Nationaltheaters Dona Maria II. und vieler mehr, denen anderer europäischer Metropolen in nichts

do hatte nach Beratungen unter anderem mit Vertreterinnen und Vertretern der Kulturszene das Modell der Kulturförderung in Portugal überarbeitet, das bis heute die Gemüter erhitzt. Es basiert auf der Ausschreibung von Wettbewerben für Kulturförderungen mit einem gestaffelten System von ein-, zwei- und vierjährigen Förderungen sowie einem Punktesystem. Die Bekanntgabe der Ergebnisse führt seit seiner Einführung zu Protesten. Während die einen die Transparenz der Mittelverteilung nach festgelegten Bewertungskriterien loben, kritisieren andere diese Kriterien und sprechen von einem kulturellen Kahl-schlag, da der Entzug dieser Förderung auch renommierte Kulturinstitutionen existenziell bedroht.

»Ich möchte die europäische Vielfalt wieder zum Blühen bringen«

Zum 80. Geburtstag von Klaus-Dieter Lehmann, Präsident des Goethe-Instituts

URSULA GAISA

Der diplomierte Physiker und Mathematiker Professor Dr. h.c. Klaus-Dieter Lehmann wurde 1940 in Breslau geboren. Seine Familie konnte 1945 mit dem letzten Zug aus der brennenden Stadt fliehen, bevor die Rote Armee den Ring um die Stadt zu schließen begann, Lokführer war sein Großvater. Er wuchs in der oberfränkischen Kleinstadt Rehau und später in Düsseldorf auf. Die Flüchtlinge landeten in einer gebildeten Familie, wo Lehmann seine Liebe zu den Büchern entdeckte: »Die Bücher waren mein Tor zur Welt.« In Buchereien und Bibliotheken fand er Zuflucht, ohne introvertiert zu sein: »Was ich gesehen habe, habe ich auch immer weiter erzählt. Ich bin also ein typischer Vermittler, das bin ich immer geblieben.«

Über Menschen Heimat erleben

An die Flucht kann er sich erinnern, heimatlos fühlte er sich trotzdem nicht: »Ich bin zwar recht aktiv in deutsch-polnischen Beziehungen, habe auch wieder Kontakt zu Breslau aufgenommen, aber ich habe mich Zeit meines Lebens immer dort wohl gefühlt, wo meine Freunde und die Menschen, mit denen ich gearbeitet habe, waren. Frankfurt war eine wichtige Heimat. Dort habe ich mein Handwerk gelernt. Und Berlin natürlich, was nicht so überraschend ist. Denn wenn Breslauer Karriere machen wollten, sind sie immer nach Berlin gegangen. Ich habe eben einen Umweg über Westdeutschland gemacht und bin jetzt wieder da, wo ich hin gehöre. Ich kokettiere immer damit, ich wäre ein Nomade, weil ich eben von Düsseldorf nach Mainz, nach Frankfurt, dann nach Berlin und wieder nach München gezogen bin, das hat Vorteile. Ich kann mich sehr schnell eingewöhnen. Ich bin immer ein neugieriger Mensch gewesen und hab es immer geschafft, mich in jedem neuen Umfeld wieder mit Menschen anzufreunden und zu verbinden. Das ist im Grunde mein Ansatz: über die Menschen Heimat zu erleben.«

Die Bücher waren zuerst da

In den 1970er Jahren arbeitete er am Mainzer Max-Planck-Institut, bevor er nach seinem Staatsexamen in Bibliothekswissenschaften ab 1973 Direktor an der Stadt- und Universitätsbibliothek in Frankfurt am Main wurde. »Ich war unsicher, ob meine Leidenschaft für Bücher in einen Brotberuf münden könnte. Quasi mein ganzer Freundeskreis studierte Naturwissenschaften und da ich in diesen Fächern gut war, schloss ich mich an. Dann änderte sich die Welt um mich herum: Die Bücher wurden plötzlich mit Computern produziert und vertrieben. Die Netzwerke waren entscheidend für die Vermittlung. So bin ich ganz bewusst aus meiner Wissenschaftlerkarriere heraus, studierte Bibliothekswissenschaft und habe dann meine naturwissenschaftliche Fähigkeit, analytisch zu denken, Instrumente wie Computer und Netze zu beherrschen, auf die Kultur angewandt. Das heißt, ich konnte meine persönliche Passion verbinden mit meinen naturwissenschaftlichen Kenntnissen. Ideal.«

1998 wurde er als Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz in Berlin berufen. In dieser Funktion verantwortete er insbesondere die Wiederherstellung der Museumsinsel. »Als ich nach Berlin kam, waren die West- und Ostbiografien nach dem Mauerfall gespalten. Es gab ausufernde Diskussionen über die Zusammenführung der Museumslandschaften. Man kam zu keinem Schluss. 1998 kam ich von außen und hatte die Chance, mit einem ganz anderen Blick einen Masterplan gemeinsam mit den Museen zu entwickeln. Ich machte deutlich, dass ein vereintes Berlin mit den Museen nicht im Kulturforum stattfinden würde, sondern in das alte Zentrum, in die Mitte, gehöre. Und das ist die Museumsinsel. Für mich war sie ein Symbol der Wiedervereinigung. Es war eine Gemeinschaftsleistung, die bis heute Richtschnur geblieben ist.«

Präsident des Goethe-Instituts

Die 1951 ins Leben gerufenen Goethe-Institute sollen die deutsche Sprache fördern und die kulturelle Zusammenarbeit im Ausland stärken. Derzeit verfügt es über 157 Institute in 98 Ländern, finanziell unterstützt wird das »Goethe« vom Auswärtigen Amt. Klaus-Dieter Lehmann war seit 2002 Vizepräsident, 2008 folgte er Jutta Limbach auf die Position als Präsident des Goethe-Instituts. »Ich kam in der Krise! Schließungen und Goethe war für die Öffentlichkeit damals fast ein Synonym. Deshalb war eine Strukturreform unumgänglich. Für mich war die Globalisierung nur durch eine dezentrale Verantwortung gestaltbar. Die Zentrale wurde verkleinert, Regionen und dezentrale Verantwortungen wurden geschaffen, und wir haben budgetiert. Vorher hatten wir für jede Anwendung eine finanzielle Zweckbindung. Eine Welt, die so unterschiedlich und so fragmentiert ist, kann man nicht

mit Kameralistik steuern. Wir müssen Budgets haben, die direkt vor Ort in den Regionen vergeben werden, sodass die Verantwortung in der Weise wahrgenommen wird, dass die Erwartung an uns und das was sie möglich machen, deckungsgleich gemacht werden kann. Das hat wieder zu vielen Akteuren geführt. Damit war das Goethe-Institut nicht mehr dieser große schwere Tanker, sondern es entstanden viele Begleitboote, die für sich in den Regionen gemeinsam arbeiten konnten.«

Allein in Afrika entstanden dadurch ab 2008/2009 sechs neue Institute, Novosibirsk wurde gegründet, was den ganzen Raum nach Osten öffnete. »Und bei aller Digitalisierung, diese Begegnungsorte sind und bleiben sehr wichtig.«

Reiches Europa

Wichtig waren und sind ihm als Präsident des »Goethe« auch Themen wie Dekolonisierung, aufkeimender Nationalismus in Europa und Nachhaltigkeit. »Ich werde mich dieses Jahr noch mal intensiv dafür einsetzen, dieser verhängnisvollen Entwicklung in den europäischen Ländern von gegenseitiger Abschottung, Rassismus und Antisemitismus mit intelligenten Allianzen entgegenzutreten. Wir müssen eine gemeinsame Verantwortung für den europäischen Kulturraum wahrnehmen. Es geht mir darum, diese europäische Vielfalt, die ja unser großer Vorteil ist, unser Potenzial, wieder zum Blühen zu bringen. Die europäische Kultur ist eigentlich eine Kultur der Migration. Wir wären in Europa nicht so lebendig und vielfältig, wenn wir diese Migrationsfähigkeit nicht hätten. Das ist mein großes Thema für 2020.«

Mit der Einrichtung deutsch-französischer Institute in Rio de Janeiro und Palermo wollen die Goethe-Institute Europa und seine unterschiedlichen

Kulturen in der Welt darstellen und vermitteln, auch im Irak wird gerade eine deutsch-französische Zusammenarbeit vorbereitet.

Lehmann ist Träger des Kulturgroßschens des Deutschen Kulturrates, und die Zusammenarbeit war und ist ihm immer wichtig gewesen: »Ich finde es erstaunlich, wie gut dieser Zusammenschluss funktioniert, ohne faule Kompromisse einzugehen. Es müssen im Grunde sehr viele unterschiedliche Interessen zusammengeführt werden, die aber eine gemeinsame Stimme haben, das schafft der Kulturrat. Themen wie die Deutschlandjahre, die Migrationsfragen, der Kolonialismus, darüber haben wir uns immer

ausgetauscht und aktiv beteiligt.« Am 29. Februar 2020 feiert Klaus-Dieter Lehmann seinen 80. Geburtstag. Das besondere Datum stört ihn nicht: Statt alle vier Jahre wird immer am 28. Februar und am 1. März gefeiert. »Ich sage immer, ich gehöre zum Sonnenjahr, weil der 29. Februar eine Korrektur zum Kalenderjahr macht. Etwas Besseres kann man sich gar nicht wünschen!« Und an ehrenamtlicher Arbeit in diversen Stiftungen wird es ihm auch nach der Stabübergabe an die Ethnologin Carola Lentz im November 2020 sicher nicht fehlen.

Ursula Gaisa ist Redakteurin der neuen musikzeitung



Physiker, Mathematiker, Kulturmanager und Präsident des Goethe-Instituts: Klaus-Dieter Lehmann

FOTO: GOETHE-INSTITUT / LOUISA M. SUMMER

Nachhaltigkeit ist mehr als Schadensbegrenzung

Wie nachhaltig sind reaktive Maßnahmen?

SUSANNE KEUCHEL

Das Leitprinzip der Nachhaltigkeit gewinnt an gesamtgesellschaftlicher Relevanz. Aktuell geht es dabei in Deutschland vor allem um ökologische Fragen wie den CO₂-Ausstoß, die auch zu neuen Diskursbegriffen führten wie der »Dieselskandal« oder die »Flugscham«.

Ja, der CO₂-Ausstoß ist zu groß, daher müssen wir diesen drosseln. Es werden zu viele Ressourcen verbraucht, daher müssen wir sparsamer haushalten. Verzicht und Verbote sind jedoch für viele Menschen nicht motivierend und provozieren sogar oftmals eine Abwehrhaltung, wie beim Dieseldiskurs beobachtet werden kann.

Auch bei anderen aktuellen gesellschaftlichen Herausforderungen kann eine reaktive statt agierende Haltung beobachtet werden, beispielsweise bei der Digitalisierung. So ist auch die EU-Datenschutzrichtlinie lediglich eine Reaktion auf bestehende Missstände. Aber sind reaktive Maßnahmen wirklich »nachhaltig«? Der Begriff der

Nachhaltigkeit referiert unter anderem auf die Forstwirtschaft. Es soll nicht mehr verbraucht werden als jeweils nachwachsen und somit künftig wieder bereitgestellt werden kann. Hier geht es nicht um Schadensbegrenzung, sondern um langfristige Planung. Die Nachhaltigkeitsagenda



KEUCHEL'S KONTEXTE

2030 referiert in diesem Sinne auf die Definition der Generationengerechtigkeit im Brundtland-Bericht der Vereinten Nationen von 1987. Hierin heißt es: »Humanity has the ability to make development sustainable – to ensure that it meets the needs of the present without compromising the ability of future generations to meet their own needs.« Es geht also um Langzeitperspektiven, die sowohl die Lebensumstände der aktuellen wie die der nachfolgenden Generationen miteinbezieht. Es geht also auch nicht um ein gegenseitiges Ausspielen der Generationen, sondern um eine gemein-

same zukunftsorientierte Planung, nicht nur ökologischer, sondern gesamtgesellschaftlicher Bereiche. Eine langfristige Planung kann nicht nur auf Verboten basieren, sondern braucht konkrete Zukunftsvisionen, wie wir künftig miteinander leben wollen, wie Mobilität beispielsweise langfristig gestaltet werden soll. In Zeiten beispielsweise, in denen Mobilität eine entscheidende staatsstragende Frage des klimatechnischen Überlebens geworden ist, müssen gesamtgesellschaftliche Lösungen erarbeitet werden. Es kann nicht nur Bürgerverzicht eingefordert werden, sondern es müssen Alternativen, neue attraktive Mobilitätsvisionen entwickelt werden. Warum nicht Mobilität als staatliche gemeinschaftliche Aufgabe begreifen, statt den einzelnen Bürger mit Beförderungsentgelt zu beteiligen. Straßen werden von Steuergeldern finanziert, warum nicht ein gesamtgesellschaftliches Zukunftsmobilitätskonzept, das ausschließlich auf öffentlichem Nah- und Fernverkehr baut, in einer Frequenz und einem Umfang, die dem Bürger den Verzicht auf den Individualverkehr leichtmacht? Viele gesellschaftliche Bereiche ha-

ben wir in den letzten Jahrzehnten ökonomisiert. Wenn wir künftig das Leitprinzip der Nachhaltigkeit wichtiger erachten als das der Ökonomie, dann bedeutet das nicht nur ein umweltbewussteres Verhalten des Einzelnen, sondern einen gesellschaftlichen Systemwechsel. Im Sinne der Nachhaltigkeitsagenda 2030, die beispielsweise auch Bildungsgerechtigkeit fordert, macht eine Finanzierungsbeitragung des einzelnen Bürgers bei der individuellen Nutzung von öffentlichem Personennahverkehr, aber beispielsweise auch Kultur- oder Bildungsangeboten, keinen Sinn mehr. Vielmehr müssen Überlegungen angestellt werden, wie diese Angebote allen Bürgern gleichermaßen zugänglich gemacht werden können, da letztlich alle – die Gesellschaft – von dem Rückgriff der Bürger auf diese Angebote profitieren. Nachhaltigkeit als Vision und nicht als Schadensbegrenzung zu begreifen, kann gewinnbringend, bereichernd sein und Menschen motivieren, ihr Lebensumfeld nachhaltig aktiv mitzugestalten.

Susanne Keuchel ist Präsidentin des Deutschen Kulturrates

ZUR PERSON ...

Joachim Knuth ist neuer Intendant des NDR

Seit dem 13. Januar 2020 ist Joachim Knuth neuer Intendant des Norddeutschen Rundfunks (NDR). Er trat damit die Nachfolge von Lutz Marmor an, der sich nach zwei Amtszeiten als Intendant verabschiedet. Knuth ist bereits seit 1985 im NDR tätig, unter anderem als Referent des Intendanten, Programmleiter von NDR Info, Hörfunk-Chefredakteur und Programmdirektor Hörfunk. Seit 1. Juli 2019 war Knuth Stellvertretender Intendant des NDR von 2012 bis 2019 Geschäftsführer der NDR Media GmbH. Er wurde in Kiel geboren und studierte politische Wissenschaft, Kommunikationswissenschaft und Geschichte in München sowie als Fulbright-Stipendiat in Austin, Texas, und besuchte die Deutsche Journalistenschule in München.

Sächsische Staatsministerin für Kultur und Tourismus: Barbara Klepsch

Barbara Klepsch ist seit dem 20. Dezember 2019 Sächsische Staatsministerin für Kultur und Tourismus. Die Verwaltungs-Betriebswirtin war zuvor Sächsische Staatsministerin für Soziales und Verbraucherschutz. Von 1993 bis 2001 war Klepsch Kämmerin der Stadt Annaberg-Buchholz und im Anschluss bis 2014 Oberbürgermeisterin ihrer Geburtsstadt im sächsischen Erzgebirgskreis. Seit 2005 ist Klepsch Mitglied im Vorstand der CDU Sachsen, im November 2013 wurde sie stellvertretende Vorsitzende.

Bernd Sibler übernimmt Vorsitz der Kulturministerkonferenz

Bayerns Staatsminister für Wissenschaft und Kunst, Bernd Sibler, übernimmt für das Jahr 2020 den Vorsitz der Kulturministerkonferenz, kurz Kultur-MK. In seiner Amtszeit will Sibler die Eigenverantwortung der Länder noch stärker betonen, die Digitalisierung voranbringen sowie Kultur im ländlichen Raum sichtbar machen. Auch der Umgang mit Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten und die Rückgabe NS-verfolgungsbedingt entzogenem Kulturgut soll weiter die gemeinsame Agenda bestimmen. Die Kultur-MK, die Angelegenheiten der Kulturpolitik von überregionaler Bedeutung behandelt, gibt es im Rahmen der Kultusministerkonferenz seit 2019. Der Konferenzvorsitz wechselt jährlich, der erste Vorsitzende war 2019 Hamburgs Senator für Kultur und Medien Carsten Brosda.

Neue Vorsitzende der Fachausschüsse Bildung und Europa/ Internationales des Deutschen Kulturrates

Zur neuen Vorsitzenden des Fachausschusses Bildung des Deutschen Kulturrates wurde Susanne Keuchel gewählt. Die Direktorin der Akademie der Kulturellen Bildung des Bundes und des Landes NRW e.V. ist Vorsitzende des Instituts für Bildung und Kultur, Vorsitzende der Bundesvereinigung Kulturelle Kinder- und Jugendbildung (BKJ) und Präsidentin des Deutschen Kulturrates. Im Fachausschuss Bildung werden Fragen der kulturellen Bildung inner- und außerhalb der Schule bearbeitet. Zudem werden kulturelle Bildungsprojekte begleitet. Als Vorsitzender des Fachausschusses Europa/ Internationales des Deutschen Kulturrates wurde der Geschäftsführer des Kulturzentrums GEMS in Singen, Vorsitzender der LAKS Baden-Württemberg und Mitglied des Sprecherrates des Deutschen Kulturrates, Andreas Kämpf, bestätigt. Die Bearbeitung von Fragen der auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik, die europäische Kulturförderung und Kulturpolitik zählen zu den thematischen Schwerpunkten.

Nie wieder

Die dritte Generation über Auschwitz

Wie gehen Enkelkinder mit den Erinnerungen ihrer Großeltern als Auschwitz-Überlebende um? Inwiefern nimmt das Erlebte der Großeltern auch Einfluss auf das Leben der Enkelinnen und Enkel im Hier und Jetzt? Und welche Rolle spielte die zweite Generation im Erinnerungsprozess? In ihrem Buch »Leben mit Auschwitz. Momente der Geschichte und Erfahrungen der dritten Generation« befasst sich Andrea von Treuenfeld mit Eindrücken und dem Umgang der Erinnerungen von Überlebenden der Nazi-Verfolgungen aus Perspektive der dritten Generation. Mithilfe von 14 Interviews – im Wechsel gefolgt von markanten Ereignissen nach 1945, beispielsweise die juristische Ahndung der Nazi-Verbrechen, die Ernennung des Auschwitz-Denkmal zum UNESCO Weltkulturerbe, die künstlerische Auseinandersetzung mit dem Thema und vieles mehr – erhält der Leser neben sehr persönlichen Eindrücken auch bündige Hintergrundinformationen.

Anhand der Erzählungen der interviewten Enkelinnen und Enkel wird der sehr unterschiedliche Umgang mit traumatischen Erlebnissen deutlich. Ihre Großeltern waren jüdischen Glaubens, politisch verfolgte, Sinti und Roma – sie überlebten Auschwitz, weitere Konzentrationslager und qualvolle Todesmärsche. Vielen von ihnen fiel das Sprechen über das Erlebte nach Kriegsende schwer. Besonders die eigenen Kinder, die zweite Generation, spürten dennoch unmittelbar die Verarbeitung des Erlebten. Die dritte Generation erfährt die Erinnerungen ihrer Oma oder ihres Opas

auf ganz andere Art und Weise und stellt vor allem andere Fragen.

Die Lehren aus Auschwitz sind vielfältig. Eines ist ihnen dennoch gemein: Sie richten sich gegen jede Form der Ausgrenzung und Diskriminierung. Annika von Treuenfeld's Buch handelt von erstaunlichen Überlebensgeschichten – oder vielmehr von Geschichten erstaunlichen Überlebenswillens. Ein lesenswertes Buch, welches nicht nur zeigt, dass die Erinnerung an die Shoah wachgehalten werden muss, sondern gleichzeitig mögliche Wege dessen aufzeigt.

Kristin Braband

Andrea von Treuenfeld. *Leben mit Auschwitz. Momente der Geschichte und Erfahrungen der Dritten Generation.* Gütersloh 2020



Hundert Kirchen

Sakrale Räume der Klassischen Moderne

In den Jahren 1926/27 im Art Déco-Stil von Peter Jürgensen (1873-1954) erbaut, steht sie in der Magdeburger Allee 48 in der Johannesvorstadt von Erfurt: die Lutherkirche. Hier habe ich zum alljährlichen Weihnachtskonzert meiner Schule stets musiziert oder Gedichte vorgetragen. Jetzt begegnet mir dieser Ort der Kindheit auf Seite 59 des Buches »Neue Sakrale Räume: 100 Kirchen der Klassischen Moderne«, herausgegeben von Klaus-Martin Bresgott, nach vielen Jahren wieder. Dort werden nüchtern Bauweise und architektonische Besonderheit beschrieben: »Der weithin sichtbare, westlich zur Straße stehende querechteckige Turm der Lutherkirche ist mit zwei kleinen Annexbauten dem Kirchenbau vorgelagert und hat ein vergleichsweise kleines, parabel-

förmig expressionistisches, in hellen Werkstein gefasstes Portal.« Daneben findet man tolle Architektur fotografien, die dem Beschriebenen Gestalt geben. Neben der Erfurter Lutherkirche finden sich 99 weitere Kirchen, die zwischen 1921 und 1937 erbaut wurden und sich in Deutschland, Österreich und der Schweiz befinden – von Wien und Basel über Nürnberg und Leipzig bis nach Güstrow und Norderney.

Am Beispiel der 100 klassisch modernen Kirchen zeigt Bresgott, wie unterschiedlich Kirchengemeinden und Architekten auf die Herausforderungen der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen reagierten. Deutlich wird die Stilmultivalenz dieser Jahre. Begleitet werden die Kirchenporträts in Text und Bild von deutsch- und englischsprachigen Essays von Andreas Hillger, Johann Hinrich Claussen und Klaus-Martin Bresgott selbst, die das Panorama der Zeit- und Kulturgeschichte erläutern und auf das damalige Verhältnis und Kunst und Kirche eingehen. Am Anfang steht auch ein Grußwort von Philip Kurz.

»Neue Sakrale Räume« ist ein neues Übersichtswerk zum modernen Kirchenbau, ästhetischer Bildband und anregender Architekturführer zu gleichen Teilen. Es macht Lust auf eine Reise durch Deutschland, Österreich und die Schweiz auf den Spuren der 100 Kirchen der Klassischen Moderne – vielleicht ist auch Ihr Ort der Kindheit oder heutige Kirchengemeinde dabei?! Theresa Briühem

Klaus-Martin Bresgott (Hrsg.). *Neue Sakrale Räume: 100 Kirchen der Klassischen Moderne.* Zürich 2019.



Von Bonn nach Berlin

Blick hinter die politischen Kulissen

Kurzweilig, amüsant, hintergründig, nachdenklich mit diesen Adjektiven lässt sich das Buch von Günter Bannas »Machtverschiebung« beschreiben. Im Sommer 1999 zog die Regierung von Bonn nach Berlin. Vieles hat sich seitdem verändert. Der Hauptstadtbüro-Leiter der Frankfurter Allgemeinen Zeitung Bannas, von 1981 bis zu seinem Ruhestand 2018 am Sitz der Regierung, erst in Bonn, später in Berlin, als Journalist tätig, war nah dran. Kohl, Genscher, Schröder, Merkel – Bannas hat sie alle über die Jahre und Jahrzehnte kennengelernt und begleitet; alle Akteure, großen Entscheidungen und Dramen.

Dies spiegelt sich auch in dem umfangreichen Personenregister wider, das im Buch zu finden ist. Günter Bannas beschreibt in »Machtverschiebung« in kurzen prägnanten Beiträgen, wodurch sich seiner Ansicht nach die Politik sowie die Kommunikation von Politik und Journalismus in Bonn und Berlin unterscheidet. Dabei blickt er hinter die Kulissen und zeigt den Wandel der Politik. Im ersten Beitrag beschreibt er den Einschnitt Wiedervereinigung und die Auseinandersetzung um die Hauptstadt bzw. den Sitz von Regierung und Parlament, Bonn oder Berlin. Seine Stärke, gerade in der Beschreibung der Bonner Jahre, aber auch der Berliner Republik, besteht darin, dass er am Beispiel bestimmter Orte oder Debatten eine ganze Dis-



kussion verdeutlicht. Im Mittelpunkt des Buches stehen die Menschen, die Politik gestalten, mit ihren politischen Ideen, ihren Konflikten und ihren Einhegungen durch Sachzwänge. Das alles ohne zynisch oder denunziatorisch zu werden. Die Veränderung der Politik sieht Bannas nicht in erster Linie in der Ortsveränderung, sondern vor allem in der veränderten Medienlandschaft. Auch die aktuelle GroKo und die Rolle des Bundespräsidenten bei deren Zustandekommen wird von Bannas analysiert. Mit dem Kapitel »AKK – auf Merkels Spuren« schließt Bannas sein Buch und die in knapp vier Jahrzehnten gesammelten und zusammengefassten Einsichten ab. Sehr lesenswert.

Gabriele Schulz

Günter Bannas. *Machtverschiebung: Wie die Berliner Republik unsere Politik verändert hat.* Berlin 2019

Zeitenwende

Große Linien der Weltpolitik

Das Jahr 1979 steht für Krisen, Aufbrüche, Revolutionen: In diesem Jahr fand z. B. die iranische Revolution statt, auch Margaret Thatchers Neoliberalismus oder der AKW-Unfall von Harrisburg prägten es. Gewagt ist jedoch die Idee von Frank Bösch, das Jahr 1979 als Jahr einer Zeitenwende zu beschreiben. Frank Bösch selbst schreibt im Nachwort seines Buches »Zeitenwende 1979. Als die Welt von heute begann«, dass er selbst bei einer Historikertagung einmal besonders originell sein wollte und daher mit Blick auf das einschneidende Jahr 1989 bemerkte, dass die Zeitenwende doch eigentlich zehn Jahre zuvor begonnen habe. Dieser Frage geht er in dem Buch »Zeitenwende 1979. Als die Welt von heute begann« nach.

Dabei widmet er sich in zehn Kapiteln internationalen Fragen, z. B. der Revolution im Iran, Chinas Öffnung unter Deng Xiaoping, Boat People aus Vietnam u.v.m.

Bösch zeigt an diesen und weiteren Ereignissen auf, welche Wirkung sie in der seinerzeit bipolaren Welt hatten, und welche Bedeutung sie noch heute haben. Dabei beruft er sich zum Teil auf bisher unbekannte Dokumente.

Besonders interessant sind dabei seine Rückbezüge zur bundesdeutschen Politik, so z. B. das große Engagement der Konservativen in der Aufnahme von Flüchtlingen aus Vietnam auch als Gegenpol zum Eintreten der Sozialdemokraten und von Kirchen für die Befreiungsbewegungen in Südamerika und speziell in Nicaragua.

Das besondere Verdienst von Bösch liegt darin, größere Linien aufzuzei-

gen. Nicht jedes Kapitel ist gleich gut gelungen, insgesamt ist das Buch aber ein sehr großer Gewinn und lässt sich hervorragend lesen.

Gabriele Schulz

Frank Bösch. *Zeitenwende 1979: Als die Welt von heute begann.* München 2019



PERSONEN & REZENSIONEN

Politik & Kultur informiert an dieser Stelle über aktuelle Personal- und Stellenwechsel in Kultur, Kunst, Medien und Politik. Zudem stellen wir in den Rezensionen alte und neue Klassiker der kulturpolitischen Literatur vor. Bleiben Sie gespannt – und liefern Sie gern Vorschläge an puk@kulturrat.de.

Politik & Kultur



Bauer und Jungfrau vom Kölner Dreigestirn 2020

THEMA

FOTO: PICTURE ALLIANCE

Kulturgut vom Feinsten: Fasching-Fastnacht-Karneval

Die Karnevalsverbände gehören in den Deutschen Kulturrat

OLAF ZIMMERMANN

Mit den Jahreszeiten ist es so eine Sache... Fast jeder hat Erinnerungen oder Bilder von Jahreszeiten. Verschnittene Winterlandschaften, leuchtende Sommer, glühende Herbstlichter oder das erste zarte, wärmende Licht des Frühlings. Diese Bilder sind oft verbunden mit Assoziationen zu Gerüchen, Geschmacksnuancen und anderem mehr. Jedes dieser Bilder ist individuell und geprägt durch Erfahrungen, Erlebnisse und nicht zuletzt durch Erzählungen. Eine regionale Besonderheit in dieser immer wiederkehrenden Abfolge ist die fünfte Jahreszeit, der Karneval, die Fastnacht, der Fasching.

Für Karnevalisten gehört die fünfte Jahreszeit zum Jahreszyklus dazu. Sie ist ein fester Bestandteil nicht nur im Feiertagskalender.

Doch die fünfte Jahreszeit hat nicht nur Freunde. Außerhalb des närrischen Treibens hat man für dieses Brauchtum oft nur Hohn und Spott übrig. Schunkelnde, angeheiterte Narren, die Helau oder Alaaf brüllen, sind für Nicht-Karnevalisten pure Unkultur. Und in den Hochburgen des närrischen Treibens wird man schnell, ohne zu fragen, mit einem Bützchen – für Nicht-Karnevalisten: Küsschen – bedacht, verliert man an Altweiber den Schlipps und wird gerne zum Mittanzen genötigt. Wer das nicht mag, dem bleibt nur die Flucht.

Gewöhnungsbedürftig ist die fünfte Jahreszeit in der Regel für jene, die nicht mit ihr groß geworden sind. Wer nicht schon als Kind die »Schull- und Veedelszöch« mitgemacht hat, wer das Hinarbeiten und Hinfeiern auf den Straßenkarneval nicht von klein auf miterlebt hat, das sorgfältige Überlegen der Kostümierung, die Vorbereitung von Sitzungen, das Einüben von Tänzen, das Trainieren von Büttensreden und vielem anderen mehr, dem ist die fünfte Jahreszeit oft unheimlich.

Doch was ist Karneval eigentlich, Kultur oder Zumutung? Fasching, Fastnacht, Fasnet, Fassenacht, Fastabend, Fasteleer, Fastelovend, Fastnacht, Karneval ist Kulturgut vom Feinsten. Man feiert ausgelassen bis Aschermittwoch, dann beginnt die traditionelle 40-tägige Fastenzeit, die am Osterfest endet. Mindestens seit dem Mittelalter gibt es diesen »christlichen« Brauch, bei dem gerne die Herrschenden, Staat wie Kirche, persifliert werden.

Dass Karneval Kultur ist, sieht auch die Deutsche UNESCO-Kommission so. Seit 2014 wurden der »Rheinische Karneval mit all seinen lokalen Varianten« und die »Schwäbisch-alemanische Fastnacht« in das bundesweite Verzeichnis immateriellen Kulturerbes aufgenommen. Sie gehören im bundesweiten Verzeichnis immateriellen Kulturerbes zu den Bräuchen und Festen im Jahresverlauf. Andere Feste und Bräuche sind beispielsweise das Sternsingen, das Biikebrennen, die Passions-

spiele Oberammergau, die Bergparaden und Bergaufzüge in Sachsen und andere mehr. Der Aufnahme ging ein mehrstufiges Bewerbungsverfahren voraus, dessen Impuls aus der Zivilgesellschaft, also den Vereinen, kam.

Die Besonderheit des immateriellen Kulturerbes ist, dass es eben kein Erbe ist, das konserviert werden soll, sondern dass es vielmehr lebendige und praktizierte kulturelle Traditionen und Ausdrucksformen sein müssen. Im Bundesweiten Verzeichnis immateriellen Kulturerbes aufgenommene Ausdrucksformen müssen auf Traditionen beruhen und sich zugleich dynamisch weiterentwickeln. Sie sollen eben nicht nur konserviert werden, sondern sich bei Erhalt des Kerns ständig verändern – nahezu die Quadratur des Kreises.

Dem »Rheinischen Karneval mit all seinen lokalen Varianten« wird von der Deutschen UNESCO-Kommission eine einladende Willkommenskultur attestiert, die in Zeiten gesellschaftlicher Umbrüche ihre integrierende Kraft erweist. Auf der Seite der Deutschen UNESCO-Kommission ist zu lesen: »Nach Notzeiten setzte das Fest Impulse zum Wiederaufbau und Flüchtlinge vermochten durch aktive Mitgestaltung Wurzeln in der neuen Heimat zu schlagen. Die Willkommenskultur des Karnevals wirkt sehr einladend. Migranten finden in ihm einen einfachen Zugang zur regionalen Gemeinschaft. Gemeinsam »jeck« zu sein, sich verkleiden, in andere Rollen zu schlüpfen und aus-

gelassen zu feiern, gehört ebenso zum Karnevalsfest wie das ehrenamtliche und soziale Engagement.«

Über die schwäbisch-alemanische Fastnacht ist zu lesen, dass zum »Charakteristikum der Festivitäten schließlich die Totalvermummung und Maskierung der Akteure wurden, wie sie die Fasnet bis heute prägt. Das streng ritualisierte Brauchgeschehen, als dessen Zentralfigur sich nach und nach der Narr herauskristallisiert hat, lebt wesentlich vom Ideenreichtum und kreativen Potenzial der regionalen Volkskunst. Insbesondere die holzschnitzten Masken, die ältesten bis zu 250 Jahre alt, sind von herausragender Qualität. Gleiches gilt für die handbemalten Gewänder und Requisiten zahlreicher Figuren.«

Der Karneval ist aber nicht erst Kulturgut seit er in das »Bundesweite Verzeichnis immateriellen Kulturerbes« aufgenommen wurde. Kultur und Karneval sind eng verbunden. Zu denken ist an die vielen Musikerinnen und Musiker, die im Karneval Hochsaison haben oder auch an die bildenden Künstlerinnen und Künstler, die einen Teil ihres Einkommens durch das Entwerfen und Bauen von Wagen für die Umzüge erzielen. Ganz abgesehen davon, dass der Karneval ein Sprungbrett für Kabarettisten sein kann.

Karneval ist zugleich Ausdruck des bürgerschaftlichen Engagements. Karneval lebt vom Engagement der vielen, die sich in den Vereinen zusammen-

finden, Veranstaltungen vorbereiten, Umzüge organisieren, Kamelle werfen und vieles andere mehr leisten. Neben den Karnevalsprofis ist es gerade diese große Laienbewegung, die den Karneval so lebendig macht und ihn im besten Sinne des immateriellen Kulturerbes ständig verändert. Das gilt für die Kostümierung, für die Wagen wie für die Reden.

Dem Deutschen Kulturrat, mit seinen acht Sektionen und ihren 258 bundesweit tätigen Mitgliedsverbänden, ist es wichtig, den Kulturbereich in Deutschland in seiner ganzen Breite zu repräsentieren. Deshalb ist es überfällig, dass auch die bundesweit tätigen Karnevalsverbände Mitglied des Deutschen Kulturrates werden. Karneval ist Kultur und deshalb gehört er auch in den Deutschen Kulturrat. Erste Gespräche über eine Zusammenarbeit haben bereits stattgefunden.

So wie die Jahreszeiten zum Jahreszyklus von Mitteleuropäern gehören, so ist die fünfte Jahreszeit ein fester Bestandteil des Lebens in den Karnevalshochburgen. Sich hierauf einzulassen, ist für Nicht-Karnevalisten, wie ich es bin, ein Abenteuer, doch warum dies nicht einmal wagen und in eine ganz neue, unbekannte Rolle schlüpfen. In diesem Sinne »Alaaf«, »Helau« und eine fröhliche fünfte Jahreszeit.

Olaf Zimmermann ist Geschäftsführer des Deutschen Kulturrates und Herausgeber von Politik & Kultur

Eine zweite Heimat

Der Brauchkomplex Karneval aus Kölner Sicht

MICHAEL EULER-SCHMIDT

In Köln »feiert man Carneval des Jahres 1823. Ganz Deutschland hörte von ihm. In den damals gelesenen Zeitungen und Zeitschriften, wie unter andren in der Abendzeitung, der Zeitung für die elegante Welt, in der Morgenzeitung und dem Freimüthigen, erschienen darüber Berichte, die voll des Lobes waren und zur Nachahmung aneiferten.«

Die Festordnung des Kölner Karnevals im Jahre 1823 durch ein Festordnendes Comitee schlug damals wie eine Bombe ein. Ausgehend von dieser neuen Strukturierung entwickelten sich ab den frühen 1820er und 1850er Jahren unter anderem in den Städten Aachen, Bonn, Düsseldorf und Mainz traditionelle Brauchstrukturen, die Strahlkraft weit über die jeweiligen Stadtgrenzen und das Rheinland hinaus hatten.

Im Übrigen feierte man damals auch im gesamten deutschen Südwesten »Carneval« nach dem Kölner Vorbild und kehrte erst um die Wende zum 20. Jahrhundert im schwäbisch-alemannischen Raum wieder zu den alten Fastnachtformen zurück, wie sie vor 1800

üblich gewesen waren. Die Wurzeln dieses vielschichtigen Brauchkomplexes »Karneval« reichen aber zurück bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts. So ist Karneval von seiner Grundidee ein Schwellenfest im christlichen Festkalender, und man bereitet sich in der Gemeinschaft auf die vorösterliche Fastenzeit vor. In der Nacht vor Fasten wurde im 13. Jahrhundert noch einmal deftig gefeiert, und vor allem wurden dabei leicht verderbliche Lebensmittel verzehrt. Nach und nach kamen Tanz, Musik und viele andere Festelemente hinzu.

In den darauffolgenden Jahrhunderten kam es, bedingt durch gesellschaftliche Entwicklungen, zu zwei ganz wesentlichen Veränderungen in diesem Festbrauch. So begann im 15. und 16. Jahrhundert die Kirche das mittlerweile ausschweifende Fest didaktisch-pädagogisch als Symbol für das sündhafte, irdische Leben zu sehen und stellte diesem die Fastenzeit als Symbol für das himmlische Reich Gottes gegenüber. Zentrale Figur dafür wurde der gottesferne Narr. Es gab in der Folge in ganz Europa Narrenkönige, die für eine begrenzte Zeit bis Aschermittwoch

regierten. Sie und auch kostümierte Jecken stellten in der Karnevalszeit die gesellschaftliche Ordnung infrage und auf den Kopf: Reich wurde zu arm, dünn zu dick, Frau zu Mann oder Mann zu Frau. Man zeigte damit an: Nicht das irdische Leben ist wichtig, sondern das himmlische.

Die zweite große Veränderung vollzog sich Anfang des 19. Jahrhunderts, in dem sich eine neue, nun bürgerliche und zunehmend säkularisierte Form des Karnevals entwickelte. Die bisherigen, vielfältigen Festformen wurden nun zentralisiert und geordnet.

Doch, was war um 1823 in Köln dafür der Auslöser?

Mit dem Einzug der Franzosen 1794 und dem Ende der Freien Reichsstadt änderte sich das gesellschaftliche Gefüge in Köln.

Der Karneval musste neue Formen finden, denn das Fest war durch das Verbot der Preußischen Besatzer ab 1814/15 in seinem Fortbestand gefährdet. Kölns Bürger, teils Intellektuelle, die dem Gedankengut der Romantik nachhingen, gründeten deshalb ein ordnendes Comitee. Die zentrale Figur bei den Verhandlungen war der 1823 erste Prä-

sident des Festkomitees, Heinrich von Wittgenstein. Er überzeugte die Besatzer davon, dass es galt, Rücksicht auf lokale Traditionen zu nehmen.

Erstaunlich bleiben aus heutiger Sicht die inszenatorischen Ergebnisse, vor allem der Rosenmontagszüge, die von Wittgenstein ausgehandelt hatte. Oberflächlich gesehen, kann man diese ersten Züge ab 1823 als Darstellung kollektiver Erinnerung bewerten. Hinterfragt man die Zusammenstellung aber unter dem Gesichtspunkt der Demonstration von alter Kölner Macht und Stärke, dann ist z.B. die Darstellung der alten Kölner Stadtsoldaten, den Roten Funken, aus der Zeit der Freien Reichsstadt – und das trotz des allgemeinen Uniformverbotes – überaus bemerkenswert.

Der Prinz Carneval war zunächst ein König und die Colonia, die zur jungfräulichen Verkörperung der Colonia Agrippina wird, deren Mauern als sinnfälliges Zeichen ihrer Autonomie standgehalten haben, reiht sich hier ebenso ein wie auch der Kölner Bauer mit den 1288 zu Köln-Worringen tapfer verteidigten Stadtschlüsseln Stärke und Reichstreue symbolisierte.

Wohl verpackt war die ganze Szenerie mit Elementen des venezianischen, höfisch geprägten Karnevals, mit dem man sich schon auf einer Stufe sah. Das Gedankengut der Romantik lag als Mantel über allem, streng nach Novalis: »Die Welt muss romantisiert werden. So findet man den ursprünglichen Sinn wieder...«.

Aber die Preußen gingen auf Nummer sicher. Sie saßen nicht nur am Vorstandstisch des Comitees, ja, sie erfanden auch die Kölner Karnevalsmütze als Sinnbild der Gleichheit der Narren.

Rasch wurde der Kölner Karneval zu einem Selbstläufer und zu einem ernst zu nehmenden Touristenfaktor. In Köln wurden die Dächer der Häuser am zentralen Festplatz, dem Neumarkt, abgedeckt, um Platz für die Zuschauer zu finden.

Die frühen Festordner spürten zudem die vom Fest ausgehende ungeheure Wucht und Wirkung für die Identitätsbildung von Stadt und Region. Gerade der partizipatorische Charakter und das Feiern in der Gemeinschaft wurde immer mehr zu einem gesellschaftlichen Faktor.

Quasi per Kulturtransfer verbreiteten sich die Kölner Brauchformen in ganz Deutschland, denn wie sagten doch die Kölner Zuggestalter 1859: »Unser Karneval war stets, wie früher mehrmals gesagt worden, ein Kind seiner Zeit: In ihm spiegelte sie sich ab, und daher kam es

denn auch, das in seinem öffentlichen Auftreten die jeweilige Zeitlage... eine hervorragende Stelle einnahm.«

Diese frühe Erkenntnis gilt im Übrigen durch die Jahrhunderte bis heute, denn der Brauchkomplex Karneval ist immer noch ein Spiegelbild der jeweiligen gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse. Der Brauchkomplex reagiert darauf und verändert sich ohne Frage. Aber die Brauchtumshüter müssen darauf achten, dass die Ursprünglichkeit der Brauchformen nicht verwässert, sondern erhalten bleibt. So vor allem die Brauchgrenzen, denn: »Weihnachten ist schließlich auch nicht an Ostern.«

Insofern war es richtig und wichtig, dass die Jecken des Rheinischen Karnevals und die schwäbisch-alemannische Fastnacht den Brauchkomplex Fasching-Fastnacht-Karneval mit Kenntnis des Bund Deutscher Karneval zum immateriellen Kulturerbe vorgeschlagen haben und nun das Logo tragen dürfen, denn gewürdigt und mit Inhalt gefüllt wurden bei der Bewerbung unter anderem folgende Aspekte: die bis ins 13. Jahrhundert zurückreichende Geschichte des Festes; seine große Verbreitung und Wirkkraft; die ungeheure Vielzahl an Bräuchen und Wissensformen in Musik, Sprache, Tanz, Theater, bildender Kunst und Kunsthandwerk etc., die von Generation zu Generation weitergegeben wird; die große Bedeutung des Festes – sowohl als Wirtschafts- und Tourismusfaktor als auch die Identitätsbildung der Region; die vielen Festformen und Bedeutungsinhalte, speziell für Kinder, die mit dem Brauch vertraut gemacht werden; die Gefährdung des Brauchs durch Globalisierung und Kommerzialisierung; der selbstkritische Umgang mit Fehlentwicklungen in Vergangenheit und Zukunft: hier die Aufarbeitung des Nationalsozialismus; Gewährleistung globaler Standards, insbesondere der Menschenrechte, d. h. Gendergerechtigkeit, das selbstverständliche Mitwirken von Menschen aller Glaubensrichtungen, Frauen und Männer aller sozialen Schichten, aller Nationalitäten, hetero- und homosexueller Karnevalisten.

Fasching-Fastnacht-Karneval sind drei Begriffe für ein kulturelles Phänomen und das Fest ist längst zum Spiegelbild einer interkulturellen Gesellschaft geworden, und das Brauchtum ist für viele Menschen auch eine »Zweite Heimat«.

Michael Euler-Schmidt ist Kulturpreisträger der Deutschen Fastnacht

Die Fastnacht der »Volksgemeinschaft«

Zur Umdeutung von Fasching-Fastnacht-Karneval im Nationalsozialismus

MICHAEL KISSENER

Die Mainzer Fastnacht ist seit alters her ein Volksfest, bei dem die Menschen, lustig verkleidet, die Alltagsorgen vergessen, Standes-schranken überwinden und tagelang fröhlich gemeinsam in geselliger Runde feiern. In der Zeit des Nationalsozialismus erschien genau das den Machthabern überaus geeignet, um aller Welt zu demonstrieren, wie eine unter dem neuen Reichskanzler Adolf Hitler 1933 angeblich geeinte deutsche »Volksgemeinschaft« zusammensteht und sich auf den Weg macht, allen Herausforderungen zu trotzen.

Kein Wunder daher, dass das NS-Regime und seine für Freizeitgestaltung zuständige Organisation »Kraft durch Freude« Fasching-Fastnacht-Karneval förderten wie nie zuvor. Die Mainzer Fastnächter und ihre Vereine, die zum Teil am Ende der Republik wirtschaftlich kaum mehr überlebensfähig gewesen waren, erfreuten sich nach 1933 einer nie gekannten staatlichen Unterstützung und konnten in Sonderzügen herbeigebrachten »Volksgenossen« ihr Fest nahebringen. Selbst den armen »Volksgenossen« wurde es durch Zuschüsse möglich, beim Rosenmontagszug einmal für einige Stunden ihre Sorgen zu vergessen. So wurde die Mainzer Fastnacht in der NS-Propaganda schnell zum Demonstrationsobjekt der nun scheinbar verwirklichten, lebendigen »nationalsozialistischen Volksgemeinschaft«, die schon immer

wesentlicher Bestandteil der NS-»Weltanschauung« gewesen, aber auch von vielen in den Jahren der wirtschaftlichen und politischen Krise von Weimar heiß ersehnt worden war.

Doch für all das war ein Preis zu bezahlen: Die neue, nationalsozialistische Volksgemeinschaft forderte den Ausschluss aller »Gemeinschaftsfremden« – Juden hatten die Vereine zu verlassen, waren nunmehr beim Feiern unerwünscht, selbst wenn sie seit Jahrzehnten sich Verdienste um die Fastnacht erworben hatten. Politisch Andersdenkende wurden verdrängt, Vereine, die im Verdacht standen, mehrheitlich eine nicht nationalsozialistische Gedankenwelt zu vertreten, wurden behindert oder gar verboten. Fasching-Fastnacht-Karneval wurden in absurder Weise im Sinne des Regimes umgedeutet als germanische Brauchtumstraditionen und die Vorstände und Komitees von Vereinen und Garden zunehmend mit zuverlässigen Nationalsozialisten besetzt, die ihre Tätigkeit im Sinne des Regimes sicherstellen sollten.

Die Folge war, dass mehr und mehr auch im Mainzer Fastnachtsumzug Wagen zu sehen waren, mit denen Juden verhöhnt oder der aggressiven Außenpolitik des Regimes Respekt gezollt wurde. Sogar die Reichspogromnacht fand in einer Mainzer Büttenrede 1939 lobende Zustimmung.

Allerdings: Eine völlige Gleichschaltung gelang nicht. Die politische Büttenrede, wie sie seit jeher die Mainzer Fastnacht ausgezeichnet hatte, wurde immer wieder zum Stein des Anstoßes, obwohl der Pressebeauftragte der NSDAP in Mainz, Gustav Staabe, mehrfach betonte: »Wir sind keine Trübsalblaser. Wir wollen Deutsche haben, die lachen

können ... Wir sind aber der Meinung, daß weltanschauliche Frozzeleien und Hinterhältigkeiten, die Stimmungsmache gegen den Nationalsozialismus bezwecken, nicht aus der »Bütt« gesprochen werden dürfen. Der Nationalsozialismus hat dem Karneval allen Schutz angedeihen lassen und hilft, wo er kann. Diese verächtliche Stimmungsmache hat aber zu unterbleiben.«

Im Blick hatte er dabei Fastnächter wie etwa Seppel Glückert, einen geprägten Katholiken und Zentrumsmann, der schon 1931 in der Bütt gereimt hatte: »Heil ruft man hier, Heil ruft man dort/ Ein Silbchen nur fehlt diesem Wort/ In allen unseren deutschen Landen/ Ist Unheil nur daraus entstanden.« Auch nach 1933 formulierte er manch kritische Bemerkung über den Nationalsozialismus, zeigte aber auch Anpassungsbereitschaft, etwa wenn er in der Fastnachtszeit für das Winterhilfswerk sammelte. Erhaltene politische Zeugnisse von Mainzer Parteistellen über ihn zeigen, dass man ihm einen Gesinnungswandel freilich nie abnahm. 1939 trat er schließlich zurück, weil ihm die Gefahr, zum Opfer nationalsozialistischer Verfolgungsmaßnahmen zu werden, wie es einigen anderen Fastnächtern und Karnevalisten widerfuhr, offenbar zu groß wurde.

Mit dem Krieg wurde das öffentliche Fastnachtfeiern weitgehend eingestellt. Manch ein Fastnächter half noch bei der moralischen Aufrüstung der kämpfenden Truppe durch Frontbesuche und aufmunternde Vorträge. Nach 1945 erfolgte unter den Mainzer Fastnächtern ebenso wenig eine wirkliche Aufarbeitung dieser Vergangenheit wie in der Gesamtgesellschaft, aber immerhin erinnerte Glückert in seinen ersten Nachkriegsreden auch an das Versagen der politischen Mainzer Fastnacht. Erste volkskundliche Aufarbeitungsver-suche erfolgten in den 1970er Jahren, doch viele Zusammenhänge bedürfen bis heute noch einer historischen Aufarbeitung.

Michael Kißener ist Professor für Zeitgeschichte an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz

AUFARBEITUNG: FASTNACHT IM NATIONALSOZIALISMUS

Zur Aufarbeitung dieses Themas will die Publikation »Die Fastnacht der nationalsozialistischen »Volksgemeinschaft«, herausgegeben von

Michael Kißener und Felicitas Janson, beitragen. Sie erscheint im November 2020 im Peter Lang Verlag.

ÜBERBLICK SCHWERPUNKT

Fasching-Fastnacht-Karneval in Politik & Kultur? Ja, die 5. Jahreszeit ist Kultur! Allen, die mit diesen Traditionen fremdeln, sei die Berührungsgang genommen: Auf S. 21 finden Sie ein Glossar. Wir wollen sie alle mitnehmen: die Jecken, die Narren, die Skeptiker. Auf S. 1 erläutert der Vizepräsident im Bund Deutscher Karneval, Peter Krawietz, dass die Brauchformen von Fasching-Fastnacht-Karneval bis ins Mittelalter zurückreichen.

Nach der Einleitung von Olaf Zimmermann auf S. 19, beschreibt Michael Euler-Schmidt den Brauchkomplex aus Kölner Sicht auf S. 20. Der Professor für Zeitgeschichte Michael Kißener befasst sich mit der Aufarbeitung der im Nationalsozialismus vorgenommenen Umdeutung von Fasching-Fastnacht-Karneval. Auf S. 21 macht Daniela Sandner deutlich, was die Traditionen der 5. Jahreszeit zum Immateriellen Kulturerbe qualifiziert. Die schwäbisch-alemannische Fastnacht ist bereits im UNESCO-Verzeichnis immaterielles Kulturerbe; auf S. 22 beschreibt Ulrich Ruh ihre Kostüme und Holzmasken. Neben den Karnevalklassikern gibt es auch

Alternativen wie die Stunksitzung: Philipp Hoffmann kennt sie alle – auf S. 22. Auf S. 23 warten Kurzführungen durch vier Museen – Düsseldorf, Kitzingen, Köln und Mainz – auf die Leserinnen und Leser; alle widmen sich dem Brauchtum der 5. Jahreszeit. Ohne Musik wäre der Karneval & Co. nur halb so unterhaltsam: Anno Mungen weiß auf S. 24 um ihre Bedeutung. Wolfgang Oelsner erklärt die psychologischen Aspekte des Narrenbrauchs.

Die 5. Jahreszeit wird auch fernab der Hochburgen in der »Diaspora« gefeiert: Lutz Scherling berichtet aus Mecklenburg-Vorpommern. Auf S. 25 zeigt Felicitas Janson, wie die Traditionen weitergegeben funktionieren kann. Fasching-Fastnacht-Karneval ohne Kostüme – unvorstellbar! Die Seiten 26 und 27 widmen sich dem Aspekt: Werner Mezger gibt einen historischen Überblick, Peter Krawietz, Tahir Della und Jamie Scheerer diskutieren zu »Blackfacing« und Noa K. Ha nennt Alternativen zu rassistischen Kostümen. Lust auf den Düsseldorf Rosenmontagsumzug macht der Wagenbauer Jaques Tilly auf S. 28. Helau! Alaaf!

Von Stroh bären bis zur Rhöner Maskenfastnacht

Immaterielles Kulturerbe Fasching-Fastnacht-Karneval

Daniela Sandner lebt den Traum vieler Narren und auch Jecken. Bei ihr ist jeder Tag Fasching-Fastnacht-Karneval. Zu mindest fast. Die Volkskundlerin leitet seit 2012 das Deutsche Fastnachtmuseum, das offizielle Museum des Bundes Deutscher Karneval, in Kitzingen. Nicht nur im Museum ist Fakt: Die 5. Jahreszeit ist Kulturerbe. Theresa Brühem fragt nach, was Karneval zum Kulturerbe qualifiziert, welche Rolle das UNESCO-Label tatsächlich spielt und wie Bräuche an junge Generationen weitergegeben werden können.

Theresa Brühem: Karneval und Kulturerbe – wie kommt beides zusammen?

Daniela Sandner: Die Definition der UNESCO zum Kulturerbe ist sehr vage. Sie sagt, dass immaterielles Kulturerbe mit Tanz, Theater, Musik, Bräuchen, Festen oder Handwerkskünsten zu tun haben kann. Fasching-Fastnacht-Karneval – mir ist es wichtig, alle drei Bezeichnungen zu nennen und so von sämtlichen regionalen Varianten zu sprechen – passen optimal dazu. Es ist ein Brauchkomplex, der damit verbunden ist; es ist ein Fest, das gefeiert wird; es verknüpft verschiedene traditionelle Handwerkskünste; Musik, Tanz und Theater spielen eine große Rolle. Fasching-Fastnacht-Karneval verbindet alle Elemente des immateriellen Kulturerbes miteinander. Man kann von einem »Gesamtkunstwerk« sprechen. Insofern passen Karneval und

Kulturerbe hervorragend zusammen. Schon 2001 hat die UNESCO den Karneval von Oruro in Bolivien als immaterielles Kulturerbe anerkannt. Zwei Jahre später kam der von Binche in Belgien hinzu. Regelmäßig folgten weitere Aufnahmen des Karnevals aus Kolumbien, Brasilien, Frankreich, Ungarn und Österreich in das internationale UNESCO-Verzeichnis.

Neben dem internationalen Verzeichnis gibt es auch das nationale. 2014 wurden der Rheinische Karneval und die schwäbisch-alemanische Fastnacht ins bundesweite Verzeichnis Immaterielles Kulturerbe der UNESCO aufgenommen. Wieso diese beiden?

Zuerst einmal muss man schauen: Welche Traditionen haben sich um diese Auszeichnung beworben? Wer hat den Antrag verfasst? Bei beiden handelt es sich um repräsentative und auch um sehr bekannte Brauchformen im Rahmen von Fasching-Fastnacht-Karneval. Sie verfügen über eine große »Lobby« und somit weitreichende Möglichkeiten, um so einen komplexen Antrag überhaupt zu stellen. Außerdem nehmen auch Hunderttausende Menschen jährlich aktiv und passiv an diesen beiden Brauchformen teil und organisieren sie. Die Entscheidung von der Deutschen UNESCO-Kommission ist demnach durchaus nachvollziehbar.

Welche anderen Traditionen im Rahmen von Karneval-Fasching-Fastnacht sollten diesem Verzeichnis hinzugefügt werden?

Bei der deutschen Liste geht es hauptsächlich um das Thema Regio-

nalität. Da gibt es natürlich noch viele andere Brauchformen in Deutschland, die mir sofort einfallen. Z. B. die Mainzer Fastnacht. Ihr Stellenwert in der Gesellschaft ist genauso bedeutsam wie jener der beiden aufgenommenen Brauchformen. Es gibt natürlich noch kleinere Brauchformen, die für die Regionen, in denen sie gepflegt werden, unglaublich wichtig sind. Ich denke an die Rhöner Maskenfastnacht in Unterfranken oder an Figuren wie die Stroh bären, die es in ganz Europa gibt. Auch im Osten Deutschlands gibt es interessante Traditionen, die der sozialistischen Diktatur getrotzt haben. Eine Vielzahl an Brauchformen ist Kulturerbe. Ob sie am Ende aber das Etikett der UNESCO bekommen, steht auf einem anderen Blatt. Dafür muss es erst mal einen Antrag geben, der von den Brauchträgern gestellt wird. Hinter den Anträgen stehen verschiedene Motivationen, neben Anerkennung auch gesellschaftspolitische Ansprüche oder die Hoffnung auf steigende Touristenzahlen aufgrund des Labels »Kulturerbe«. Ein Brauch braucht aber immer eine gesunde innere Struktur. Daher gibt es auch Brauchträger, die sich gegen einen Antrag entscheiden. Nicht jeder Brauch lebt von fremden Zuschauern. Manche Bräuche gewinnen nicht durch das UNESCO-Etikett »Immaterielles Kulturerbe«. Das muss man auch verstehen.

Bisher hat es aber keine deutsche Brauchform der 5. Jahreszeit in das internationale UNESCO-Verzeichnis geschafft.

Nein, das stimmt. Allerdings arbeiten gerade die Brauchträger des Rheinischen Karnevals und der schwäbisch-



Ein Elzacher Schuttig, die traditionelle Elzacher Fasnetsfigur, läuft beim Schuttigsprung durch das Schwarzwaldstädtchen

alemannischen Fastnacht zusammen, um einen gemeinsamen Antrag vorzubereiten. Ein solcher Antrag schließt aber eine Vielzahl von anderen Brauchformen aus. Stattdessen gab es vor einigen Jahren die Überlegung, einen Antrag für Fasching-Fastnacht-Karneval mit allen regionalen Ausprägungen aufzusetzen. Das ist auch geschehen, allerdings wurde der Antrag abgelehnt. Die lokalen und regionalen Antragsvarianten werden bevorzugt. Es sind komplexe Entscheidungsprozesse. Natürlich ist es am Ende ein exklusives Listenprinzip. Daher bleibt auch immer die Frage: Wie repräsentativ kann das UNESCO-Verzeichnis tatsächlich sein?

Wie können und werden die vielfältigen Karnevalstraditionen mit ihren regionalen Ausprägungen jungen Generationen vermittelt?

Grundsätzlich sind die Träger von Bräuchen, Festen oder Traditionen meist über Verbände und Vereine organisiert. Eine Vereinsstruktur verlangt eine aktive Jugendarbeit. Das sieht man in den Karnevalsvereinen deutlich. Dabei zeichnen sich zwei Entwicklungen ab: Es gibt die Karnevalsgesellschaften oder Narrenzünfte, die sehr erfolgreich sind und viel in

Jugendarbeit und Nachwuchsförderung investieren. Im Rheinischen Karneval z. B. ist der Gardetanz stark ausgeprägt. Da gibt es kaum Nachwuchsprobleme. Natürlich gibt es aber Vereine, die es verschlafen, junge Nachfolger zu bestimmen, mit denen sich weitere junge Leute verbunden fühlen. Wenn das nicht frühzeitig geschieht, können Bräuche früher oder später nicht mehr ausgeführt werden. Auch gesellschaftliche Entwicklungen können erschweren, dass Bräuche und Traditionen am Leben gehalten werden. In städtischen Gesellschaften ist es häufig schwieriger als in ländlichen, in Neubaugebieten findet sich oft weniger Zusammenhalt als in gewachsenen Dorfstrukturen. Aber auch hier: Ausnahmen bestätigen die Regel. In der Metropole Köln gibt es zum Beispiel eine ganz aktive Brauchpflege. Letztlich geht es darum, sowohl die Jugend als auch ein Verständnis für Bräuche und Traditionen und vor allem eine Liebe dafür zu fördern.

Vielen Dank.

Daniela Sandner leitet das Deutsche Fastnachtmuseum. Theresa Brühem ist Chefin vom Dienst von Politik & Kultur

GLOSSAR: FASCHING-FASTNACHT-KARNEVAL

Alaaf

Karnevalsruf im Rheinland und dem südlichen Bergischen Land. Im Niederdeutschen »Hoch auf...! Hoch!«. Deutschlandweit bekannt ist insbesondere der Kölner Ruf »Kölle Alaaf«.

Aschermittwoch

»Am Aschermittwoch ist alles vorbei«. Erster Tag der 40-tägigen Fastenzeit, an dem die katholische Kirche mit dem Aschenkreuz die Gläubigen an ihre eigene Endlichkeit erinnert. Das Datum des Aschermittwochs ist kalendarisch an das Osterfest gebunden.

Bütt

Einem Fass ähnliches Vortragspult für die Büttrednerin oder den Büttredner bei einer Karnevalssitzung. Auch Eulenfass genannt.

Elferrat

Das Parlament des Narrenreiches in Fasching-Fastnacht-Karneval. Dieses besteht aus elf Würdenträgern. In heutigen Karnevals- und Faschingsvereinen hat der Elferrat vor allem organisatorische Aufgaben.

Garde

Garden sind vielerorts ein wichtiger Bestandteil, sowohl beim Sitzungskarneval als auch bei den Rosenmontagszügen. Die Garden sind reine Persiflage auf den Militarismus der Zeit vor 1823.

Fasching

Der Begriff Fasching wird häufig in Teilen Sachsens, Bayerns und Ös-

terreichs verwendet. Vor allem in Niederbayern, Ost-Oberbayern und München ist Fasching der gängige Begriff für die tollen Tage. Etymologisch erklärt es sich als »Fastenschank«, also der letzte Ausschank alkoholischer Getränke vor der damals noch strengen Fastenzeit.

Fastnacht

Sie ist vor allem in Hessen, Rheinland-Pfalz, Saarland, Teilen Bayerns und Sachsens sowie im westlichen Österreich und in der Schweiz anzutreffen. Vom Begriff Fastnacht existieren zahlreiche Abwandlungen, wie z. B. Fasnacht, Fasnacht und Fasnet. Etymologisch ist die Fastnacht von der 40-tägigen Fastenzeit abzuleiten, allerdings sind auch andere Interpretationen möglich.

Fastelovend

Auch »Fasteleer« sind niederrheinische Ausdrücke für Fastnacht.

Funken

Garden der ersten Art werden speziell im Rheinischen Karneval auch als Funken bezeichnet.

Helau

Zahlreiche Narren in der Mitte und im Süden Deutschlands begrüßen sich so während der 5. Jahreszeit. Seit 1936 der Mainzer Fastnachtsgruß.

Jeck

Als Jeck wird vor allem in rheinischen Landen ein Freund der 5. Jahreszeit bezeichnet. Im Gegensatz zum Karnevalisten ist der Jeck nicht Teil des

organisierten Karnevals, er feiert einfach nur gerne mit.

Kamelle

Bei Karnevals- bzw. Faschingsumzügen werden jedes Jahr Tonnen von Kamelle zwischen die mitfeiernenden Zuschauer geworfen. Das Wort leitet sich von »Karamell« ab. Heutzutage ist Kamelle eine Sammelbezeichnung für die recht unterschiedlichen Wurfartikel bei den Umzügen, meist kleine Süßigkeiten.

Karneval

Die wahrscheinlich gebräuchlichste Bezeichnung für das närrische Treiben in der Zeit zwischen dem 11. November und dem Aschermittwoch. Abgeleitet vermutlich vom mittellateinischen »carne levare« (Fleisch wegnehmen) als Bezeichnung für die Fastenzeit als fleischlose Zeit.

Komitee

Organisationskomitee des Karnevals. Am Mittelrhein bezeichnet man das Komitee auch als »Elferrat«.

Mariechen

Tänzerin beim Tanzcorps einer der Funkengesellschaften. Gleichbedeutende Bezeichnungen sind z. B. Funkenmariechen, Tanzmariechen oder Regimentstochter.

Narr

Jemand, der ausgelassen Karneval feiert. Im deutschen Karneval wird der Begriff weitgehend gleichbedeutend mit »Jeck« benutzt, meist in den Regionen außerhalb des Rheinlandes.

Narrenruf

Der Narrenruf ist die standesgemäße Begrüßung unter Jecken bzw. Narren. Am bekanntesten sind die Rufe »Alaaf« und »Helau«, in den deutschsprachigen Regionen, in denen Karneval gefeiert wird, haben sich jedoch viele verschiedene Narrenrufe ausgeprägt. So haben manche Städte einen eigenen, ganz speziellen Ruf.

Nubbel

Der Nubbel ist eine angekleidete Stroh puppe, die die Figur des Sündenbocks im Rheinischen Karneval symbolisiert. Der Nubbel hängt in der Karnevalszeit über vielen Kneipen und wird in der letzten Karnevalsnacht bei der sogenannten »Nubbelverbrennung« den Flammen übergeben.

Prinz

Der Prinz ist die wichtigste Person und regiert die 5. Jahreszeit. Es gibt allerdings verschiedene Regierungsformen, z. B. regiert der Prinz als Prinzenpaar zusammen mit einer Prinzessin, in einem Dreigestirn oder mit einem Zeremonienmeister.

Prunksitzung

Die Prunksitzung ist die wichtigste Karnevalssitzung eines Karnevalsvereins. Die öffentliche »Tagung« des Elferrates findet in Form einer Revue statt. In Wort- und Gesangsbeiträgen werden lokale, regionale und globale Ereignisse des vergangenen Jahres und Prominente persifliert und satirisch überzeichnet. Auch der Gardetanz darf in keiner Prunksitzung fehlen.

Rosenmontag

Der Höhepunkt des karnevalistischen Treibens, der stets 48 Tage vor dem Ostersonntag stattfindet. Rosen spielen an diesem Montag keine Rolle – gemeint ist der »rasende« Montag, an dem Tollheit und Ausgelassenheit ihren Höhepunkt haben.

Rosenmontagszug

Die Rosenmontagszüge sind die längsten und wichtigsten Karnevalsumzüge. Diese werden unter anderem mit politischen Wagen, Garden, Musik und Kostümen gefeiert.

Tusch

Das musikalische Zeichen der Sitzungskapelle für eine gute Pointe aus der Bütt.

Weiberfastnacht

An diesem Tag übernehmen die Frauen symbolisch die Macht der von Männern dominierten Faschings- und Karnevalsbräuche. Die Weiberfastnacht wird Donnerstag vor Rosenmontag gefeiert. Ein bekannter Brauch ist z. B., dass Frauen den Männern die Krawatten abschneiden – als Ausdruck der gestutzten Männlichkeit.

QUELLEN:

PETER KRAWIETZ: FASTNACHT AM RHEIN. MAINZ AM RHEIN 2016.
KÖLSCHES KARNEVALSLEXIKON DER STADT KÖLN: KOELN.DE/TOURISMUS/KARNEVAL/KOELSCHES_KARNEVALSLEXIKON_682217.HTM
NARRENLEXIKON: NARRENLEXIKON.DE/

Vom Geheimtipp zur närrischen Institution

Alternativen zu Fastnacht, Fasching und Karneval in Deutschland

PHILIPP HOFFMANN

Der Brauchkomplex Fasching, Fastnacht, Karneval hat seit den 1980er Jahren Konkurrenz bekommen. Als Parallelwelt, zeitlich zumeist angelehnt an die traditionellen Brauchgrenzen, sind neue, »alternative« Karnevalsformate entstanden. Eine Gegenbewegung zu Prunk, Folklorisierung und fest tradierten Ritualen. Fastnacht, Fasching und Karneval wird als Fest der Reaktionäre und Spießer angesehen; viele Gegner verbringen die tollen Tage lieber gleich in der Ferne. Mit der Koalition aus Funktionären, Lokalprominenz und Politik, die den Dreiklang »Prinzenproklamation – Prunksitzung – Rosenmontagszug« seit Jahrzehnten dominiert, möchte man nichts zu tun haben.

Doch wer mit Vereinsstrukturen, militaristisch anmutender Strenge, nicht enden wollenden Reihen von Gardisten, weinseligen Rednern und angestaubten Herrenwitzen nicht warm wird, findet heute in dem brei-

ternativ« bezeichnete Karneval die archaische Urform des Brauchkomplexes auf, wie sie bis zur romantischen Reform von Fasching, Fastnacht und Karneval – in Köln mit der Gründung des Festordnenden Comités 1823 vollzogen – in allen karnevalistischen Regionen vorlag. Denn während dem alten Brauch eine Ordnung gegeben wurde, erschienen das Fest und seine nun institutionalisierten Regularien selbst als Ziel karnevalistischer Umkehrungen. So inszenieren sich die organisierten Narren seit 1823 zwar als Rebellen und Antiautoritäten. Doch dienten die im romantischen Geist geschaffenen Strukturen gerade als Bollwerk gegen närrische Anarchie und Derbheit des Volksfestes. Unbeherrscht, frei von Satzungen und Regeln – quasi unbeherrschbar – greift der alternative Karneval hingegen auf die volkstümliche, bisweilen ungestüme Form eines Ur-Volks-Karnevals zurück. Neu war das auch vor 40 Jahren nicht: Die Geschichte zeigt, dass es immer wieder ein deutliches De-

Diehl 2012 im »Spiegel« – gelten. Und die übrigen Karnevalshochburgen entlang der Rheinschiene folgten bald: Aachens »Strunxsitzung« sorgte ab 1991 für Schlagzeilen, seit Mitte der 1990er Jahre ist auch Stunk in Neuss und Düsseldorf. Doch verlassen wir das Rheinland und werfen einen Blick auf die südlichen Regionen, die Regionen von Fasching und Fastnacht.

Seit Mitte der 1990er Jahre veranstalten die Mainzer »Drecksäck« ihre »Trunksitzung«. Mit einer Mischung aus originell-satirischen Vorträgen und bitterbösen Programmpunkten gegen die traditionelle Mainzer Fastnacht schlagen die Gegen-Fastnächter dieselbe Richtung ein wie die rheinischen Nachbarn.

Weiter im Süden ist es dann wieder ganz anders: Die schwäbisch-alemannische Fastnacht stellt an sich bereits eine alternative Form zum Rheinischen Karneval dar. Der Brauchkomplex wurde – nachdem er als zu wild, archaisch und anarchisch galt und fast in Vergessenheit geraten

Die schwäbisch-alemannische Fastnacht

Ortstypische Kostüme, traditionelle Holzmasken, feste Regeln

ULRICH RUH

Die schwäbisch-alemannische Fastnacht hat eine eigene Prägung, die sie von anderen Spielarten der deutschen Karnevals- bzw. Faschingslandschaft unverkennbar abhebt: Ihre Narrengestalten sind nicht einfach nach individuellem Gusto verkleidet, sondern tragen meist ortsspezifische Kostüme eines einheitlichen Typs, ihre Masken sind in der Regel aus Holz geschnitzt, für das fastnächtliche Treiben an den Tagen vor dem Aschermittwoch gibt es feste Regeln. Praktiziert wird diese besondere Ausprägung der Fastnacht vor allem in traditionell katholisch geprägten Städten und Dörfern Südwestdeutschlands, in den südlichen Teilen von Baden und Württemberg.

Die jetzige »Fasnet« – so heißt die Fastnacht normalerweise im schwäbisch-alemannischen Raum – hat eine wechselvolle Geschichte. Narrenkostüme und Masken lassen sich in manchen Städten Jahrhunderte zurückverfolgen und verraten insgesamt vor allem barocke Züge, etwa Einflüsse aus der italienischen Commedia dell'Arte. Die ins katholische Kirchenjahr eingebundenen und im reichstädtischen Zunftwesen verankerten Fastnachtsrituale gerieten im Zeichen von Aufklärung und Auflösung der alten Sozialordnungen in eine Krise: Die neuen Staaten, das Großherzogtum Baden und das Königreich Württemberg verboten Anfang des 19. Jahrhunderts sogar das traditionelle Narrentreiben. Auch in dessen bisherigen Kernregionen ging vor allem das Bürgertum im Lauf des Jahrhunderts dazu über, mit Maskenbällen und Umzügen nach rheinischem Vorbild Fastnacht zu feiern.

Etwa ab den 1880er Jahren kam es dann im deutschen Südwesten zu so etwas wie einer »fastnächtlichen Konterrevolution« – so formuliert der Freiburger Volkskundler und Fasnetkenner Werner Mezger. Die alten Kostüme und Masken wurden wieder geschätzt und auch getragen; es bildeten sich eigene Narrenzünfte, die die Pflege des Brauchtums zu ihrer Sache machten. Als Reaktion auf Fasnetverbote und -einschränkungen unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg wurde dann im November 1924 in Villingen die später so benannte »Vereinigung schwäbisch-

einer flächendeckenden Angelegenheit. Inzwischen gibt es im deutschen Südwesten fast in jedem Ort Narrengestalten in mehr oder weniger großer Anlehnung an die Fastnachtstradition und Narrenvereinigungen, die in verschiedenen Dachorganisationen zusammengeschlossen sind; das gilt auch für früher praktisch »fastnachtsfreie«, weil evangelisch geprägte Städte und Dörfer. Auch das regionale Fernsehen hat die Fasnet längst für sich entdeckt und überträgt an den Sonntagen vor dem Aschermittwoch stundenlang Umzüge von Narrentreffen.

Erst nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die schwäbisch-alemannische Fastnacht eine flächendeckende Angelegenheit

Nicht zuletzt durch ihre Expansion in den letzten Jahrzehnten ist die schwäbisch-alemannische Fastnacht heute ein ausgesprochen vielfältiges und vielgestaltiges Phänomen. Da gibt es die alten Zünfte mit ihren traditionellen Masken, Kostümen und Abläufen, aber auch viele neue Gruppierungen, die von den älteren eher von oben herab betrachtet werden. Manche Zünfte sind nach ihrer Mitgliederzahl der weitaus größte Verein am Ort und die Fasnet ist ein wichtiges Element der jeweiligen lokalen Identität und wird entsprechend hoch gehalten; in anderen Fällen ist die Narrenzunft ein Verein unter vielen anderen, der nur eine Minderheit in der Einwohnerschaft überhaupt interessiert. Mancherorts wird streng auf die Einhaltung der festgelegten Kostümierungsvorschriften und Bräuche geachtet, anderswo ist man in dieser Beziehung weniger streng. Manche Fastnachtsstädte ziehen Jahr für Jahr sehr viel auswärtiges Publikum an, in anderen ist die Fastnacht dagegen ein rein lokales Ereignis.

Es gibt in der schwäbisch-alemannischen Fastnacht zwar keine Büttnerreden und Prunksitzungen, wohl aber spielt überall das humorvolle oder auch bissige Kommentieren örtlicher Geschehnisse und Personen, oft in Reimform, eine unverzichtbare Rolle im Ablauf der jeweiligen Fastnacht, auch dort, wo es kein förmliches »Narrengericht« gibt. Der oder die Betroffene sei »in der Fasnet gewesen« heißt es dann. Allerdings ist auch die schwäbisch-alemannische Fastnacht von den gesellschaftlich-kulturellen Veränderungen hierzulande nicht unbeeinflusst geblieben: Angesichts einer permanenten Event- und Spaßkultur hat die Fastnacht auch in ihren traditionellen Hochburgen ihre frühere Funktion als einmaliges soziales Ventil ein Stück weit verloren. Feiern kann man inzwischen praktisch immer und überall, dazu wird die Fastnacht nicht mehr gebraucht. Um ihre Zukunft braucht man sich aber keine wirklichen Sorgen zu machen: Es fehlt zumindest nicht an Jüngeren, die sie mittragen und auch aktiv mitgestalten; ihre spezifische Faszination in der Verbindung von traditionellen Masken, Kostümen und Bräuchen, Ortsidentität, Spaß und Klamauk ist allem Anschein nach ungebrochen.

Ulrich Ruh war langjähriger Chefredakteur der »Herder Korrespondenz« und ist Honorarprofessor der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg



Pink Punk Pantheon 2020: Die alternative Bonner Karnevalssitzung wird von über 10.000 Zuschauerinnen und Zuschauern verfolgt

ten Angebot alternativer Veranstaltungen schnell ein geeignetes Format. Immer nahe an der Grenze zu Comedy, Kabarett und Varieté hat sich in den letzten vier Dekaden eine feste Szene entwickelt. Doch der Gegenentwurf zur etablierten Narretei ist längst selbst etabliert. Närrischer Frohsinn und alternative Lebensmodelle schließen sich plötzlich nicht mehr aus. Heute vertreibt Kölns Stunksitzung in jedem Jahr annähernd 50.000 Eintrittskarten. Die Sitzungsband »Köbes Underground« bringt den Saal mit seinen Liedern zum Toben – auch außerhalb der Session. Die Sketche überziehen die Karnevalshochburgen, seine oft selbsternannten Eliten und – natürlich – den organisierten Karneval mit bissigem Spott.

Aber auch Grenzgänger finden sich immer regelmäßiger. Wer auf den traditionellen Karneval nicht verzichten möchte, genießt die Reise zwischen beiden Welten. Doch sind es nicht vielmehr zwei Seiten einer Medaille? Tatsächlich greift der heute als »al-

ternativen von den karnevalistischen Regularien gegeben hat. Somit reiht sich der heutige alternative Karneval ein in eine lange Reihe von Ausbrüchen und Gegenbewegungen gegen die Institutionen des »geordneten« Karnevals. Schließlich benötigt Humor keine Hierarchien.

Für viele fällt die Geburtsstunde des alternativen Karnevals mit der ersten Stunksitzung in Köln zusammen. Doch den 26. Februar 1984 und die erste Aufführung in der Alten Mensa der Universität zu Köln als alleinigen Nukleus zu bezeichnen, scheint einer typisch kölschen Sicht auf die Welt zu entstammen. In Bonn wurde nur unwesentlich früher, nämlich im Herbst 1983, mit der Veranstaltung »Pink Punk Pantheon« eine Alternative zum Brauchkomplex geschaffen. Die Kölner Bewegung der »Ahl Säue« – auf hochdeutsch »alte Säue« – führt sogar Traditionslinien zu den Künstler- und Lumpenbällen der 1920er Jahre. Und doch können die 1980er als Geburtsstunde der modernen Revolution gegen »Bierbauchbürgertum« und »Humor-Gerontokratie« – so Jörg

war – zu Beginn des 20. Jahrhunderts wiederbelebt. Damit brach man mit der reformierten und institutionalisierten Form des Rheinischen Karnevals, die man im 19. Jahrhundert auch im Süden Deutschlands und in der Nordschweiz übernommen hatte. Die mittelalterlichen Wurzeln des Brauchkomplexes Fastnacht, Fasching, Karneval sind hingegen offensichtlich.

Doch eins haben die Alternativen zum traditionellen Karneval gemein: Vom ehemaligen Geheimtipp haben sich die Formate zu einem akzeptierten, festen Bestandteil des närrischen Treibens etabliert. Strukturen haben sich gefestigt, längst sind Geschäftsmodelle entstanden. Wir dürfen gespannt sein, wann sich die unbeherrschbaren Narren auch gegen diese Alternativen wenden und nach einem neuen Ventil für ihre Narrenfreiheit suchen.

Philipp Hoffmann ist Referent der Abteilung für Kölnisches Brauchtum im Kölnischen Stadtmuseum und Geschäftsführer der Freunde und Förderer des Kölnischen Brauchtums e. V.

FOTO: HARALD KIRSCH

Häuser für die Narretei

Kurzführungen durch ausgewählte Museen

In einigen Häusern ist das ganze Jahr Fasching-Fastnacht-Karneval; gemeint sind die Museen, die sich die 5. Jahreszeit zum Sammlungsthema gemacht haben. In Deutschland gibt es diese zahlreich: Viele Hochburgen haben ihr eigenes Museum. Neben den historischen Ursprüngen von Fasching-Fastnacht-Karneval werden oftmals auch Brauchtum und Traditionen interaktiv erklärt und den Besucherinnen und Besuchern praktisch nähergebracht. Man kann

z. B. erfahren, woher die Narrenrufe kommen, was es mit der Bütt auf sich hat oder welche Rolle die Zahl 11 spielt. Die Sammlungen wachsen meist kontinuierlich – z. B. durch Nachlässe von Narren oder Jecken. In Düsseldorf, Kitzingen, Köln und Mainz schaut Politik & Kultur vorbei. Peter Weber, Daniela Sandner, Matthias Schumacher, Gerd Ludwig und Bernd Mühl laden hier zu Kurzführungen in Textform ein.

Düsseldorf

PETER WEBER

Seine Heimat findet der Düsseldorfer Karneval in der Altstadt in einem historischen Gebäude, welches 1632 erbaut wurde und heute die Heimat sowohl der ständigen Ausstellung als auch die Geschäftsstelle des Comitee Düsseldorfer Carneval e.V. ist.

Bereits 1999 gab es erste Gespräche, ob dieses alte Patrizierhaus künftig als Museum für das Comitee genutzt werden dürfte.

Die Stadt Düsseldorf als Eigentümerin sagte kurzfristig zu, sodass mit den sehr umfangreichen und kostspieligen Sanierungen begonnen werden konnte.

Die Kosten beliefen sich deshalb auf rund 1,1 Millionen DM, weil zahlreiche Auflagen zur Sicherheit und auch des Denkmalschutzes erfüllt werden mussten. So konnte letztendlich am 1. April 2005 die Eröffnung der ständigen Ausstellung stattfinden.

In der ersten Etage sind in einem Raum Bilder von Prinzenpaaren von 1876 bis heute zu sehen, während in einem weiteren Raum die Vereine die Möglichkeit haben, sich in Vitrinen, mit Bildern, historischen Dokumenten, Uniformen und Kappen zu präsentieren. Weiterhin sind zahlreiche Gemälde und historische Schriften zu sehen.

Die zweite Etage ist dem Thema Straßenkarneval gewidmet. Hier sind zahlreiche farbige Zeichnungen von Rosenmontagswagenentwürfen aus der Vergangenheit, aber auch die aktuellen Zeichnungen der Vereine zu bestaunen. Besondere Beachtung finden die Entwürfe des wohl bekanntesten Wagenbaukünstlers, Jaques Tilly, dessen kritische und politische Darstellungen inzwischen in über 80 Ländern nach Rosenmontag veröffentlicht werden.

Hier gibt es auch einen weiteren Raum, wo ca. 1.800 Exemplare einen Ordenshimmel bilden.

Im Medienraum hat man die Möglichkeit, Aufzeichnungen von alten Fernsehsetzungen und Prinzenpaarkürungen mittels moderner Technik abzurufen; ebenso verfügbar sind die Bereiche Historie und das Narren-ABC. Eine kleine Bücherei zum Thema Karneval und Vereinshistorie vervollständigen den Raum.

In den Archivräumen im Untergeschoss werden neben Schriften und Plakaten auch alte Narrenkappen, Kostüme, Fotos, Film- und Tonmaterial aufbewahrt. Eine Besonderheit ist, dass rund 8.000 Orden von 70 Vereinen, die dem Comitee Düsseldorfer Carneval angeschlossen sind, aufbewahrt werden. Sie können von den Vereinen für Jubiläen oder Ausstellungen jederzeit zur Verfügung gestellt werden.

Ein besonderer Dank gilt der Düsseldorfer Bevölkerung, die uns kostenlos Exponate in vielfältiger Form zur Verfügung stellt.

Aber auch sonst erhalten wir viele Exponate, die unsere Sammlung sinnvoll ergänzen und dafür sorgen, dass wir ein möglichst breites Spektrum zum Thema Karneval und Brauchtum bieten können.

Bei der »Nacht der Museen« kamen in den letzten Jahren zwischen 1.400 und 2.500 Besucher in das Haus des Karnevals.

Besonders groß ist die Nachfrage nach Terminen zum Besuch des Hauses. Anfragen kommen von Kindergärten, Schulen, Vereinen sowie Besuchergruppen aus den Nachbarländern, über die wir uns sehr freuen.

Peter Weber ist Museumsbeauftragter im Vorstand des Comitee Düsseldorfer Carneval e.V.

Kitzingen

DANIELA SANDNER

Fasching, Fastnacht, Karneval – ein Deutsches Fastnachtmuseum (DFM) würde man eher in Düsseldorf oder Köln vermuten. Tatsächlich jedoch befindet es sich im beschaulichen unterfränkischen Kitzingen und zeigt sich seit November 2013 nach einer völligen Neukonzeption modern, multimedial und mit einem Augenzwinkern.

Als das Museum im Falterturm im Jahr 2010 überraschend geschlossen wurde, war zunächst unklar, was mit der Sammlung geschehen sollte. In den 1960er Jahren von Hans-Joachim Schumacher ins Leben gerufen, verfügte das Museum immerhin über einen beachtlichen Sammlungsbestand von Hunderten Exponaten. Bernhard Schlereth, damals leitender Direktor des Museums, initiierte und begleitete ein Mammut-Projekt unter privater Trägerschaft: Das DFM sollte als solches in Kitzingen bestehen bleiben und nach kompletter Überarbeitung in ein neues Gebäude überführt werden.

So entstand ein moderner Museumskomplex, der sich heute über drei Gebäudeteile erstreckt: Zwei sich gegenüberstehende denkmalgeschützte Altbauten werden durch einen modernen Verbindungsbau miteinander verknüpft. Die Präsentation lebt von diesem Kontrast von Altem und Neuem, von Tradition und Innovation.

Weitläufige, elegante Ausstellungsräume in zurückhaltender Farbgebung rufen stets Verwunderung und Staunen hervor. Im Raum »Elf Thesen« ist die museale Präsentation dem Raumeindruck gar nachgeordnet. Hier soll eine nahezu sakral anmutende Innenarchitektur den vermittelten Inhalt unterstreichen: Bei Fasching, Fastnacht, Karneval handelt es sich um historisch gewachsene Brauchkomplexe, die ihren Brauchbestand als Schwellenfeste vor der Fastenzeit entwickelten und damit ausschließlich in einem christlichen Bedeutungszusammenhang zu interpretieren sind.

Das DFM sammelt als einziges Museum seiner Art Objekte mit Bezug zu Fasching, Fastnacht, Karneval ohne regionalen Schwerpunkt. Die Sammlung umfasst derzeit über 14.000 erfasste Objekte, darunter finden sich beispielsweise literarische und bildliche Zeugnisse und Dokumente wie Narrenliteratur, Fastnachtsspiele, Edikte, Flugschriften, Karnevalsschriften, Narrenbücher aus dem Mittelalter bis heute.

Die Dauerausstellung folgt nur im ersten Ausstellungsraum, der sich mit der historischen Entwicklung der Fastnacht seit dem Spätmittelalter bis in das 19. Jahrhundert hinein befasst, der klassischen Vitrinenpräsentation. Die Besonderheit der Sammlung besteht in der umfangreichen Masken- und Kostümsammlung, mit Kostümen und Häusern vom Rheinland bis an den Bodensee. Ein Highlight ist die beeindruckende Multimedia-Show, in der zwölf Figuren in einem schillernden Farbenrausch zum Leben erwachen.

Die anschließenden Ausstellungsräume befassen sich unter anderem mit den Themenbereichen Masken und Maskenschnittkunst, Umzüge, Orden, Karneval weltweit, Gardetanz, politischer Karneval etc. Auf diese Weise wird allen Besucherinnen und Besuchern die Vieldeutigkeit der Brauchkomplexe in einem kurzweiligen Rundgang eindrücklich vor Augen geführt.

Daniela Sandner ist die wissenschaftliche Museumsleiterin des Deutschen Fastnachtsmuseums

Köln

MATTHIAS SCHUMACHER

Ein bisschen »jeck« sein hat noch niemandem geschadet. Warum das so ist, wieso die Kölner das sind und was die Geschichte dahinter ist, erfährt man im Kölner Karnevalsmuseum.

Ein großer Teil der kölschen Karnevalsgeschichte ist seit 2005 im Maarweg zu finden. Hier befindet sich das größte Karnevalsmuseum seiner Art. Hier kann man die Entwicklung von der mittelalterlichen Vorfastenzeit bis hin zum organisierten Fastelovend der Gegenwart Schritt für Schritt kennen und auch lieben lernen.

Die jecke Dauerausstellung ist konzipiert als Rundgang durch die Geschichte, verschiedene Stationen markieren jeweils wichtige Ereignisse und erklären den Kölner Karneval von Beginn an. Angefangen in der Antike, schlängelt sich der Rundgang durch das Mittelalter, die barocke Epoche und verbildlicht die Reformen und Revolutionen, die nicht nur in der Geschichte, sondern auch im Karneval vonstatten gegangen sind. Dabei ist es ganz egal, ob man mit der Kölner Tradition vertraut ist oder noch nie das Wort »Alaaf« gehört hat. Mit anschaulichen Erklärungen wird die Materie jedem Besucher nahegebracht.

Eine große Anzahl von verschiedenen Exponaten verdeutlicht eindrucksvoll die Vielfalt der jecken Kultur: Von Gemälden über Plakate, Liederhefte, Urkunden und zahlreiche Unikate findet man unzählige Orden und Gesellschaftsmützen auf dem Weg durch das Museum. Animierte Videos und aufgearbeitete Originalaufnahmen lassen Vergangenes vor den Augen der Besucher aufleben, und Audioaufnahmen ermöglichen außerdem eine kleine musikalische Zeitreise.

Mehrere besondere Highlights in der Ausstellung machen den Besuch einzigartig. Neben einer detaillierten Dokumentation und kritischen Auseinandersetzung mit dem Karneval in der NS-Zeit findet sich auch eine umfassende Sammlung der »Fest in Gold«-Orden in den Hallen. Diese werden jedes Jahr im Zuge eines Wettbewerbs von den Kölner Goldschmied-Lehrlingen hergestellt. Die Gewinnermodelle, die alle in ihrer Form ein Unikat sind, liegen nach Jahren sortiert aus und geben tiefe Einblicke in die Kunst der jecken Goldschmiede.

Auch der alternative Karneval hat mit einem Bühnenbild der Stunksitzung einen Platz im Museum, ebenso wie die Bütt der Rosa Sitzung aus dem Karneval der Schwulen und Lesben.

Durch großzügige Spenden und Nachlässe von Kölner Jecken wächst das Archiv, das dem Museum angeschlossen ist, stetig. So entwickelt sich die Ausstellung immer weiter, und es entsteht ein buntes Abbild des Karnevals.

Wer sich gerne führen lassen und dazu originelles Hintergrundwissen aus erster Hand bekommen möchte, der kann sich für eine Führung anmelden. Neben der klassischen Museumsführung bietet das Festkomitee außerdem eine Kombiführung mit einem Rundgang durch die Wagenbauhalle an.

In diesen heiligen Hallen werden die großen Persiflagewagen für den Kölner Rosenmontagszug von Hand angefertigt. Die Termine und Öffnungszeiten findet man auf der Homepage des Kölner Karnevals unter koelnerkarneval.de in der Rubrik Museum. Für den ersten Eindruck gibt es dort auch eine virtuelle Tour durch das Museum selbst.

Matthias Schumacher leitet das Kölner Karnevalsmuseum und das Archiv des Festkomitee Kölner Karneval

Mainz

GERD LUDWIG UND BERND MÜHL

Nun, wie kam die Fastnachtshochburg Mainz zu einem Fastnachtsmuseum? Dazu muss man zunächst einmal ein wenig im närrischen Geschichtsbuch blättern. 1837 wurde das Fastnachtstreiben in Mainz in geregelte Bahnen gelenkt und bekam 1838 eine feste Organisation nach Kölner Vorbild. Neben der Mainzer Ranzengarde, der Mainzer Klepper-Garde gründete sich der Mainzer Carneval-Verein, der im Jahr 1913 sein 75-jähriges Bestehen feiern konnte. Bei dieser Gelegenheit wurde unter anderem auch erstmals die Einrichtung eines Fastnachtsmuseums gefordert.

Über 100 Jahre geriet diese Idee in Vergessenheit, bis im Jahr 1972 der damalige Kulturdezernent Karl Delorme das Mainzer Fastnachtsarchiv als Vorläufer eines Fastnachtsmuseums ins Leben rief. Es dauerte dann doch wiederum 32 Jahre, bis der Förderverein Mainzer Fastnachtsmuseum e.V. das Mainzer Fastnachtsmuseum mit Archiv im Proviant-Magazin, einem Militärgebäude aus dem Jahre 1865, eröffnen konnte. Dabei erfuhr der Förderverein Mainzer Fastnachtsmuseum dankbare Unterstützung durch die Stadt Mainz und die Wohnbau Mainz GmbH.

Das Mainzer Fastnachtsmuseum mit dem angeschlossenen Archiv und seinen über 33.000 Sammlungsstücken wird ausschließlich von ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern getragen. Die 5. Jahreszeit ist im Mainzer Fastnachtsmuseum am Aschermittwoch noch lange nicht vorbei. Hier kann man das ganze Jahr das närrische Treiben »im Saal un uff de Gass« erleben.

Man findet alles, was für die Mainzer Fastnacht typisch ist: Narrenkappen, Kostüme, Orden, fastnachtliche Abzeichen, die Uniformen der Mainzer Garden, die »Schwellköpp«, Zugplakettchen und die »Bütt« mit der Eule, die für den politisch-literarischen Vortrag und den »Meener Kokolores« steht. »Mainz bleibt Mainz, wie es singt und lacht«: Nur hier gibt es im Original die Hornbrille von Rolf Braun, die Kostüme des Putzfrauenduos Frau Babbisch und Frau Struwelisch, die Lederschürze von Ernst Neger, Kostüme von Margit Sponheimer und den Mainzer Hofsängern. Und natürlich Ausschnitte aus über 60 Jahren Fernsehfastnacht und alle Mainzer Stimmung-Hits zum Mitschunkeln.

Eine Besonderheit der Mainzer Straßenfastnacht sind die »Schwellköpp«. Es handelt sich dabei um riesige närrisch gestaltete Köpfe aus Pappmaschee, über sieben Kilo schwer, die nur von Mitgliedern des »Schwellköpp-Träschervereins« am Rosenmontag auf dem sieben Kilometer langen Zugweg durch die Stadt getragen werden. Die Schwellköpp wurden erstmalig 1927 von dem Mainzer Bildhauer und Dekorateur Ludwig Lipp nach dem Vorbild der »Dickköpfe« aus der Fastnacht in Nizza modelliert.

Ein wesentlicher Bestandteil der Präsentation im Museum sind auch ein Teil der zahlreichen, oftmals historischen Druckwerke, wie z. B. Plakate, Liederhefte, Vereinszeitschriften, Manuskripte von Vorträgen und Liedern etc. Eine Besonderheit sind Originale von fastnachtlichen Veranstaltungen, die die Soldaten und Kriegsgefangenen an der Front oder im Lager vom tristen Leben ablenken sollten. Alle im Museum und Archiv vorhandenen Exponate stammen aus großzügigen Zuwendungen von Privatpersonen und den Mainzer Vereinen und Korporationen.

Gerd Ludwig ist 1. Vorsitzender des Fördervereins Mainzer Fastnachtsmuseum e.V. Bernd Mühl ist Beirat im Förderverein Mainzer Fastnachtsmuseum e.V. und Ehrenpräsident des Mainzer Carneval-Clubs 1899 e.V.

BUND DEUTSCHER KARNEVAL

Der Bund Deutscher Karneval (BDK) ist eine Vereinigung zur Pflege fastnachtlicher Bräuche.

Er besteht aus 35 Regionalverbänden bzw. Fachausschüssen mit über 5.000 Vereinen und Gesellschaften. Insgesamt steht der BDK damit für mehr als 2,6 Millionen Menschen, davon mehr als 700.000 Jugendliche.

Der BDK wurde am 24. Oktober 1953 im Kurfürstlichen Schloss zu Mainz gegründet und

setzte sich für die Erhaltung und den Schutz von Bräuchen und Traditionen in Verbindung mit einer wertvollen und nachhaltigen Jugendarbeit in allen angeschlossenen Vereinen und Gesellschaften ein.

Die Bundesgeschäftsstelle des BDK befindet sich in Bexbach im Saarland.

Weitere Informationen unter: karnevaldeutschland.de



Verkleidete Narren ziehen vor das Düsseldorfer Rathaus am 11.11.

Marsch und Walzer

Musik in Fasching-Fastnacht-Karneval

Mitsingen, mitschunkeln: Ob Klassiker oder aktuelle Hits, ob Willi Ostermann oder die Hühner – die 5. Jahreszeit ist ohne Musik undenkbar. Maïke Karnebogen spricht mit dem Leiter des Forschungsinstituts für Musiktheater an der Uni Bayreuth und gebürtigen Kölner Anno Mungen darüber, was ein Lied zum Karnevalslied macht, welche Themen im Mittelpunkt stehen und welche Rolle Dialekte spielen.

Maïke Karnebogen: Herr Mungen, als Musik- und Theaterwissenschaftler beschäftigen Sie sich unter anderem mit der Operngeschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts, mit großen Komponisten wie Richard Wagner. Wie kommen Sie zum Thema Karneval?

Anno Mungen: Das überrascht vielleicht. Aber wir sind ein Institut für Musiktheaterforschung. Den Begriff Musiktheater kann man verschieden sehen, durchaus auch abschließend in Hinblick auf die klassischen Gattungen des Theaters wie Ballett, Oper, Operette, Musical etc. Aber als ich mit der Arbeit an der Universität in Bayreuth begann, dachte ich mir, es ist wichtig, den Begriff möglichst breit zu fassen. So wollte ich eine Definition finden, in der das Thema Musik, die Frage der Bildlichkeit und auch die gesellschaftliche Relevanz eine große Rolle spielen. Wenn wir solche Dinge mit einbeziehen, kommen wir zu dem, was wir als sogenannte Alltagsaufführungen bezeichnen. Diese finden eben nicht an den großen Opernhäusern oder Theatern statt, sondern tagtäglich. Dazu zählt auch der Karneval.

Welche Rolle spielt Musik im Karneval?

Lassen Sie mich vorausschicken: Es ist wirklich ein sehr großes Thema – auch historisch betrachtet. Im Kontext der Operngeschichte endete in allen katholischen Gebieten traditionell eine der Spielzeiten mit dem Karneval. Bis zum 19. Jahrhundert hatte der Karneval eine große kulturelle Bedeutung, da er stark an die Kirche geknüpft war. Noch schwerer ist es, aufgrund der großen zeitlichen Differenz und der Quellenlage, sich nach Florenz oder nach Venedig

ins 18. Jahrhundert zu begeben und zu schauen, was es dort bedeutet – vor allem wenn wir an den Karneval als performatives Phänomen denken. Wenn man aber auf den Karneval als zeitaktuelles Phänomen schaut, kann man diese Frage natürlich ganz anders betrachten. Das war auch die Grundidee in unserem Forschungsinstitut: zu schauen, was für eine Rolle Musik im aktuell ausgeführten Karneval spielt.

Was macht ein Lied zum Karnevalslied?

Das Spannende ist, dass der Karneval ganz besonders im Sinne der Theatertheorie funktioniert. Es gibt das berühmte Modell der autopoietischen Feedback-Schleife im Theater von Erika Fischer-Lichte, das aufzeigt, dass das, was oben auf der Theaterbühne passiert, das Publikum beeinflusst. Wiederum beeinflusst das Publikum auch das, was auf der Bühne passiert. Und genau das ist im Karneval gang und gäbe. Das heißt, die Trennung von Zuschauer und Darsteller ist nicht mehr so streng gegeben, sondern es ist eine sehr kommunikative, dialogisierte Form des Austausches. Da spielt wiederum die Musik eine ganz entscheidende Rolle. Wenn z. B. bei einem Karnevalsumzug die Kapelle ein bestimmtes Musikstück anstimmt, fangen sofort die Leute auf der Straße an, mitzusingen oder mitszuschunkeln. Es erfolgt ein direktes Resultat darauf, was musikalisch passiert. Das lässt sich an sehr vielen Stellen im Karneval beobachten.

Es ist Musik zum Mitschunkeln. Kann man das auch musikalisch eingrenzen?

Die Karnevalsmusik, die man heute auf den großen Karnevalsveranstaltungen spielt, die ist im Grunde genommen recht einfach gemacht, sodass sie schnell auffassbar ist. Den Refrain kann man beim zweiten, dritten Mal schon mitsingen. Es gibt zwei Muster, die hier greifen. Das eine wäre ein Dreivierteltakt, also ein Walzerrhythmus. Das andere wäre ein Marschrhythmus, also ein Viervierteltakt. Das sind auch zwei

Grundhaltungen im Karneval: Es wird marschiert oder es wird gewalzt, respektive geschunkelt.

Welche Traditionslieder gehören zur fünften Jahreszeit und wovon handeln sie?

Das ist regional natürlich sehr unterschiedlich. Ich denke auch, dass Karneval sich etwas verändert, weil er, wenn ich das richtig sehe, etwas austauschbarer wird, zumindest was bestimmte Arten von Stimmungsliedern betrifft. Ein wichtiger Repräsentant der kölnischen Karnevalsmusik wäre z. B. Willi Ostermann, der in den 1920er bzw. 1930er Jahren aktiv war, aber heute immer noch gespielt wird. Inhaltlich spielen die Regionalverbundenheit und die Identifizierung mit der Stadt eine große Rolle. Ein anderes großes Thema ist interessanterweise, und da kommen wir zur religiösen Bindung des Karnevals, der Tod. Der Karneval ist auch dafür gedacht, dass man sich seiner Existenz bewusst wird. Das geht natürlich am besten, wenn man an die eigene Sterblichkeit erinnert.

Welche Rolle spielen Texte in regionalen bzw. lokalen Dialekten?

Die Sprache spielt natürlich in der Tat hier im Kölner Raum eine sehr große Rolle. Man könnte so weit gehen, zu sagen, dass die Tradition des Karnevals in Köln auch ganz stark den Dialekt aufrecht hält. Warum ist der Dialekt so wichtig? Einmal wegen der Identitäts- oder Identifizierungsfrage. Aber andererseits auch, weil der Dialekt lautlich etwas möglich macht. Damit wird oft in den Texten gespielt, indem man sich auf bestimmte Lautlichkeiten einlässt, oftmals wiederholt und eine Art Wortwitz schöpft.

Vielen Dank.

Anno Mungen ist Leiter des Forschungsinstituts für Musiktheater (fimt), Inhaber des Lehrstuhls für Theaterwissenschaft an der Universität Bayreuth und verantwortlich für die Master-Studiengänge Musik und Performance sowie Oper und Performance. Maïke Karnebogen ist Redakteurin von Politik & Kultur

Fest der Sehnsüchte

Psychologische Aspekte des Narrenbrauchs

WOLFGANG OELSNER

«Sei wer du willst!» So wirbt ein großer Filialist für Kostüme, Masken und sonstige Verwandlungsmittel. Der Griff zum Kostüm stellt viele Identitäten in Aussicht. Als Kinder kannten wir das. Da genügte Minimalrequisiten und wir waren Superman, Indianer, Popstar, Prinzessin, Hexe oder Gespenst. Für den Augenblick waren wir das wirklich – und keiner verdächtigte uns einer psychischen Störung.

Wer erwachsen werden will, muss die Spielwiese des »so tun als ob« verlassen. In der Regel gelingt das ganz passabel. Der Stolz, schon groß und vernünftig zu sein, versüßt uns den Verzicht auf manche Fantasterei. Manchmal geschah das allerdings arg schnell, bei manchen wurde es gar erzwungen.

Die Spekulation unserer frühen Kindheit, vielleicht ein »vertauschtes Kind« zu sein, belächeln wir als Große. Aber ein verlockender Gedanke bleibt es schon. Wie wäre es, als anderes Geschlecht, in einem anderen Stand, einer anderen Ethnie auf die Welt gekommen zu sein? Fänden wir mehr Beachtung, wenn wir schöner wären, mehr Muskeln, mehr Sexappeal hätten? Reich und klug zu sein, wäre auch fein. Oder mal dummer August zu sein? Der hat nichts zu verlieren.

Ein Leben »auf Probe« gestattet der Alltag nicht. Es sei denn, wir wären Schauspieler. Die dürfen Identitäten von Berufs wegen wechseln. Sie sind Helden und Deppen, dürfen befehlen, flirten oder einfach Quatsch machen. Und Abend für Abend, Film für Film heißen sie anders.

Und wir, die wir keine Schauspieler wurden? Wir können uns zum Narren machen. Nein, nicht im Alltag, das kostet Reputation und Einkommen, son-

Das verrückte Spiel des Rollenwechsels ganz ungeniert ausleben

dern beim »Spielefest der Narren«. Da müssen wir nichts fürchten. Jährlich inszenieren sie eine »verkehrte Welt«, nennen sie Fastnacht, Fasnet, Fasching, Karneval. Hier leben wir das verrückte Spiel des Rollenwechsels ganz ungeniert aus. Statt Peinlichkeit ernten wir Aufmerksamkeit, manchmal sogar einen Orden. Und meistens macht es Spaß.

Nicht nur die »Satire darf alles«, wie Kurt Tucholsky feststellte, auch das Spiel. Vorausgesetzt, es ist als Spiel erkennbar. Dann droht kein Seriositätsverlust, wenn der Buchhalter sich als Pirat geriert, keine Lächerlichkeit, wenn Biene Maja mit dem Eisbären flirtet. Spiele haben Regeln, und die wichtigste ist die Vereinbarung über das Spielende. Ohne Regeln kann es unerträglich, auch brenzlich werden.

»Als-ob-Spiele« zeugen von Fantasie. Bei Erwachsenen auch von Regression, aber ohne pathologischen Kontext. Riskant ist es gleichwohl. Denn das Narrenspiel animiert zur Entgrenzung. »Das Andere« in uns bricht sich Bahn, die Selbstoptimierung bekommt Bühne und Publikum. In dieser Dynamik können Leidenschaften sich entfalten – oder mit uns durchgehen. Auch das kennen wir aus der Kindheit: eine noch nicht ausgereifte Trennschärfe von libi-

dinösen und aggressiven Impulsen. Als Erwachsene sind wir darüber hinweg, doch auf ewig gesichert ist da nichts. Kommen Stimulanzien, Gruppendynamik oder auch Erschöpfung hinzu, dann erschrecken wir mitunter, wie rasch Sehnsüchte umschlagen können. Aus dem schnellen »Du« im Karneval kann Distanzlosigkeit werden, aus der schnellen Umarmung ein Grapschen.

Im Gewand unserer Wunschrolle spüren wir Chancen zum Perspektivwechsel

Das Narrenfest spiegelt uns, wie vieldeutig, gar gegenpolig das Leben sich zeigt, wenn wir der Kette der Domestizierung lange Leine lassen. Mal sehnen wir uns nach Tradition, mal lockt der Stachel zur Anarchie. Heimatscholle und Exotik, Vulgäres und Elitäres, Großherzigkeit und Narzissmus schunkeln Schulter an Schulter. Lieder der Fastnacht befeuern Ausgelassenheit – »Da simmer dabei« – und Melancholie – »Heile, heile Gänschen«. Und je prunkvoller sein Rahmen, desto lauter singt der Karneval das hohe Lied der Urwüchsigkeit. Es gehört zu den Paradoxien des Seelenlebens, dass wir uns bemalen, um uns ungeschminkt der Welt zu zeigen.

Im Gewand unserer Wunschrolle spüren wir Chancen zum Perspektivwechsel, zu neuen Begegnungen mit der Welt und dem eigenen Ich. Manchmal auch die Entrückung unserer selbst – mit der latenten Gefahr des Strukturzusammenbruchs.

Halt finden wir im Brauchkomplex. Karneval ist nicht nur »ein Fest, das sich das Volk selbst gibt«, wie Goethe über den römischen Karneval befand. Das feiernde Volk gab sich während der Jahrhunderte auch Brauchstrukturen. Die ritualisieren die Entgrenzung und binden die Fliehkräfte. Als »ein Fest des kontrollierten Kontrollverlusts« beschreibt die französische Deutschlandkorrespondentin Cécile Calla den Karneval in Deutschland.

Es sind die Komitees, Verbände, Zünfte, die die Brauchkultur in den Regionen tradieren und kommunizieren. Sie haben das närrische Feuer nicht erfunden, doch sie hüten seine Flamme – auch vor dem eigenen Zerstörungspotenzial. Einfach ist das für die Ehrenamtler nicht, »denn alle Lust will Ewigkeit«. Mit der Aussicht auf Permanenz und Beliebigkeit wirbt der Kommerz vom Dorffest bis zum Luxuslimmer zu Ganzjahresklamauk.

Natürlich verkleiden sich postmoderne Menschen auch außerhalb von Karneval. Zu besichtigen ist es an Wochenenden etwa in Fußballstadien oder auf Junggesellenabschieden. Auch zum CSD, zur Mottoparty oder Gamescom-Messe geht man kostümiert. Doch das sind inselhaftige Verkleidungsanlässe. Beim Volksfest Fastnacht hingegen feiert eine ganze Region. Zwar nicht jeder Einzelne, aber doch alle Alters- und Sozialgruppen – ein Kontrapunkt in fragmentierenden Gesellschaften.

Bleibt die Frage, ob denn die Narren selber gemäß den Codices ihrer Zünfte und Komitees leben? Vielleicht ist es wie mit der Straßenverkehrsordnung: Wir übertreten sie zigfach – aber wehe, wir hätten sie nicht!

Wolfgang Oelsner ist analytischer Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeut. Für seine Publikationen erhielt er den »Kulturpreisträger der Deutschen Fastnacht«

Die fünfte Jahreszeit in der nordöstlichen Diaspora

Karneval in Mecklenburg-Vorpommern

LUTZ SCHERLING

Eine Diaspora ist dort gegeben, wo kleine zerstreute Gemeinschaften auch außerhalb des »heiligen Landes« leben. Auf das karnevalistische Brauchtum bezogen, sind die bekennenden Narren im Nordosten Deutschlands sicher eine Minderheit. Andererseits fallen die bunten Farbtupfer der Vereinsbanner, Veranstaltungen und Umzüge während der 5. Jahreszeit in einem Land mit einer Bevölkerungsdichte von nur 69 Einwohnern je Quadratkilometer sehr wohl ins Auge. Gerade in den Dörfern und kleinen Städten auf dem Lande sind die Karnevals- und Faschingsvereine oft eine Institution. Sie bereichern nicht nur das Leben während der närrischen Zeit, sondern sind neben der freiwilligen Feuerwehr ehrenamtlicher Garant dafür, dass Dorffeste, sportliche und kulturelle Veranstaltungen über das ganze Jahr hinweg organisatorisch überhaupt geleistet werden können.

Die Fastnacht hat auch in Mecklenburg und Pommern traditionelle Wurzeln, die bis ins Mittelalter zurückreichen. In der Geschichtsschreibung wird die Fastnacht erstmals im 14. Jahrhun-

dert erwähnt. Erst mit dem Bekenntnis der Landesfürsten von Mecklenburg und Pommern zur Reformation und somit zum evangelisch-lutherischen Glauben im 16. Jahrhundert hat das Fastnachtstreiben nachgelassen. Selbst Verbote der Kirche und der Landesfürsten konnten die Lust der Menschen am närrischen Treiben nicht brechen. So beweist ein Dokument des Jahres 1540 in den Archiven der Hansestadt Stralsund, dass alle in den »Bann getan wurden«, die den Fastelabend begingen. Der Kirchenvorstand aus Wismar bittet am 20. Februar 1568 den Rat der Stadt, zu Fastnacht den Ratskeller nicht zu öffnen, weil »Huren und Saufen zur Fastnacht der Würde des Menschen nicht angetan seien«.

Das Fastnachtstreiben hat nach den Befreiungskriegen gegen Napoleon und der Bürgerlichen Revolution von 1848 eine Wende genommen. Das aufstrebende Bürgertum hat diesen Brauch aus ihren Zünften und Gilden übernommen. So wurden Kostümfeste, Maskenbälle und Festsitzungen in den Städten gefeiert, auf den Dörfern blieben den Menschen jedoch die traditionellen Fastelabende, Fasching und Faslam karnevalistische Tradition. Ein Schriftstück

über die Bestellung des Fastnachtskomitees im Kaufhaus zu Tripkau an der Elbe vom 10. Februar 1861 belegt eine sehr lange neuzeitliche Tradition auch im Mecklenburgischen.

Ein Aufschwung des rheinisch geprägten Karnevals mit Prinzen, Garden und Elferrat erfolgte im ersten Teil des 20. Jahrhunderts, als für den Sand- und Kiesabbau in Deutschland Bergleute aus dem Rheinland und dem Ruhrgebiet in Mecklenburg angesiedelt wurden. Typisches Beispiel dafür ist der Radener Carneval Club e.V., der 2020 sein 90-jähriges Bestehen feiert und somit der älteste Mitgliedsverein im Karnevalverband Mecklenburg-Vorpommern (KLMV) ist. Auch die Flüchtlingsströme nach dem Zweiten Weltkrieg und die staatlich gelenkte Ansiedlung von Armee und Wirtschaft in der DDR brachten freiwillig oder gezwungenermaßen »Zuwanderer« in den Norden. Deshalb gibt es bei uns Rheinischen Karneval ebenso wie Fasching oder Fastnacht.

Eine ausschließliche Tradition im Norden Deutschlands ist jedoch der Faslam, der in Woosmer an der Elbe begangen wird. Dabei ziehen Narren

noch immer, wie einst im Mittelalter die Mägde und Knechte, von Hof zu Hof und verlangen nach lautem Vortrage süße Speisen und vor allem Hochprozentiges.

Was für all unsere Vereine gilt: Es gibt keine professionellen Künstler. Bei uns wird Karneval von den Leuten für die Leute gemacht. Dieses gewollt »Unkommerzielle« ist typisch für den Karneval im gesamten Osten. Ein zahlenmäßig relativ kleiner Verband hat durchaus Vorteile, weil die »närrische Familie« viel gemeinsam unternehmen kann.

So gibt es wohl nur in Mecklenburg-Vorpommern eine landesweite Eröffnung der fünften Jahreszeit am 11.11., jeweils in einer Stadt oder Gemeinde im Land für alle Karnevalisten im Land. Dazu wird eigens ein Sessionsorden geprägt, der das Wappen des Landkreises oder der kreisfreien Stadt trägt, in der der ausrichtende Verein beheimatet ist.

Wir wählen seit dem Jahr 2008 jährlich in einer Gala unser Landesprinzenpaar, welches das närrische Volk regiert und den Verband unter anderem beim Tollitätenempfang im Bundeskanzleramt repräsentiert. Seit 2005 verleihen

wir den Spaßvögeln an Menschen des öffentlichen Lebens, die den Karneval im Land uneigennützig unterstützen. Die Landesmeisterschaft im karnevalistischen Tanzsport in Demmin zählt ebenso zu den Höhepunkten des Verbandslebens wie unsere Männerballeteisterschaft in Demmin und der Jugendkunstpreis in Goldberg.

Unser Landespräsidententreffen am Aschermittwoch ist eine Tradition, die sich in der DDR entwickelt hat. Die »Arbeitskreise Karneval« auf DDR-, Bezirks- und Kreisebene luden direkt nach der Session die Präsidenten zu einem »staatlich verordneten« Erfahrungsaustausch ein. Das haben wir augenzwinkernd in die Zeit nach der politischen Wende mitgenommen und treffen uns mit bis zu 1.000 Aktiven aus dem ganzen Bundesland zu einem bunten, fröhlichen und erfahrungsreichen Abschluss der fünften Jahreszeit. Bei uns werden die Kapfen erst 15 Uhr abgesetzt, auch wenn das viele Narren im »heiligen Land« wohl nicht verstehen.

Lutz Scherling ist Präsident des KLMV und Vizepräsident des Bundes Deutscher Karneval e.V

Wie geht eigentlich Fastnacht?

Die Vermittlung von Brauchtum an junge Generationen

FELICITAS JANSON

In den Hochburgen von Fastnacht und Karneval bedeuten die »tollen Tage« einen Ausnahmezustand. Nach wie vor ist schulfrei, Ämter und Büros zumindest in den Innenstädten geschlossen und unzählige verkleidete Menschen, Groß und Klein, wollen etwas erleben. Kinder und Jugendliche, ob einheimischer oder fremder Herkunft, lassen sich gern von dieser »verkehrten Welt« anstecken. Spätestens wenn am Rosenmontag anstelle von Autos die Narren auf der Straße stehen und das Wurfmaterial herabregnet, wird es Zeit, Fastnacht zu erklären. Dieses Volksfest wird von Fastnachtsorganisationen, ehrenamtlichen Aktiven und nichtorganisierten Narren gemeinsam »erschaffen« und ist im Wandel, je nach Generation.

Für aktive Fastnachterinnen und Fastnachter in den Garden und Vereinen scheint es einfach: Die Kinder der Mitglieder sind von Anfang an dabei und ab 4 bis 14 Jahren im Kadettencorps, dann in den Musikzügen oder jungen Trommlercorps sowie bei den Majoretten und Tanzgruppen aktiv. Eines ist sicher: An Nachwuchs fehlt es nicht! Diese ehrenamtlich geleistete Kinder- und Jugendarbeit der Fastnachtsvereine, die neben der Betreuung an Fastnacht, den öffentlichen Kindermaskenfesten auch ein umfangreiches Sommerprogramm für die Kadetten beinhaltet, ist eine große Leistung. Insgesamt bieten die Vereine Gelegenheit für Kinder aller gesellschaftlichen Schichten, das je eigene Talent zu entdecken und Förderung durch den Verein zu erfahren. Integration und Inklusion werden hier seit Jahrzehnten praktiziert und die Traditionen aus der Geschichte wie z. B. eine Rekrutenvereidigung oder die Geschichte der Garde, den jeweils neuen Jahrgängen erklärt.

Auch die nichtorganisierten Narren vermitteln die Fastnachtstraditionen über das Mit-Erleben, das zumeist im familiären Umfeld mit Freunden, Großeltern und »Heimkehrern« an traditionellen Plätzen stattfindet. Am Rosenmontagszug mit Trommeln, Reitercorps und großem Gedränge lernen Kinder nicht nur früh das »Helau« oder »Alaaf«, sondern auch erste Regeln für Massenveranstaltungen. Eine stufenweise Entwicklung über das erste selbst kreierte oder selbst ausgesuchte Kostüm führt zur Gruppenerfahrung in Kita oder Grundschule in einem Vorortumzug oder im Kinder- und Jugendmaskenzug. Der Mainzer Umzug gilt als einer der größten für diese Altersgruppe in Europa und lebt von den Fußgruppen in fantasievollen Kostümen, die das Motto des Umzugs thematisch umsetzen. Die teilnehmenden Kinder sind bereits vertraut mit den Regeln einer Fußgruppe, die Pünktlichkeit, Kondition und Einordnung in die Choreographie der Gruppe voraussetzt. Jugendliche nehmen in ihrer Clique am Zug teil oder strömen zur Guggemusik, den großen Musikbühnen oder dem Fastnachtszelt und genießen ihre »Narrenfreiheit«. Was einmal als Familientreffen begann, kann durchaus zur Bewährungsprobe werden und fordert von den Jugendlichen, sich selbst, ihre Peergroup und die Gefährdungen an Fastnacht richtig einzuschätzen. Trotz Glasverbot, Sicherheitskontrollen und Jugendschutz bedarf es noch vieler Initiativen, »alkoholfreies« Feiern zu propagieren.

Kinder und Jugendliche werden bei der Mainzer Veranstaltung »Jugend in die Bütt« selbst zu Bühnenstars. Ähnliche Veranstaltungen sind bundesweit verbreitet und die Jugendabteilung des Bundes Deutscher Karneval bietet einen Wettbewerb gleichen Namens und Schulungen dazu an. Das Mainzer Modell, das in diesem Jahr sein 50. Jubiläum feiert, wurde als Sitzung für »kleine Erwachsene« begründet und war bis 2001 fernsehwürdig. Mit dem »Aus« der Fernsehübertragung bot sich auch die Gelegenheit, das Format hin zu einer



Nachwuchsgarde: Tanzmariechen beim »Zug der fröhlichen Leute« in der Lausitz

kindgerechten Veranstaltung mit Spielangeboten und Ständen zu verändern. Das hohe Niveau der Darbietungen der Musik-, Trommel und Tanzgruppen blieb erhalten und viele der Büttreden sind von den Kindern selbst verfasst. Die Akteure können mit Lampenfieber und ungeduldigem Publikum umgehen und sprechen einwandfrei Dialekt – auch ein Zeichen von Heimatverbundenheit und fastnachtlichem Brauchtum. Einige dieser jungen Aktiven sind in diesem Jahr Gäste beim Gesprächsabend zur Fastnacht in der Mainzer Bistumsakademie, eine beliebte Veranstaltung zur Vermittlung von Geschichte und Brauchtum der Fastnacht. Sie werden den Erwachsenen

sicher überzeugend erklären, was Fastnacht oder Karneval bedeutet und warum es ihre Heimatstadt so liebens- und lebenswert macht.

In Zukunft gilt es, die kleinen Formate, wie von Kindern und Jugendlichen selbst gestaltete Sitzungen oder »Spiele für Alle«, in Schulen, Kirchengemeinden oder Vereinen zu erhalten. Vielleicht ist auch eine Mitmach-Führung im Fastnachtsmuseum, am besten von jungen Fastnachtern geleitet, eine Möglichkeit für Schulklassen oder Familiengruppen, die lokalen Fastnachts-traditionen kennenzulernen.

Nicht zuletzt ist es wichtig, die Fastnachtsmusik und das Liedgut zu vermit-

teln. Viele Fastnachts- oder Karnevalslieder rühmen die jeweilige Heimatstadt, beschreiben unterschiedliche Gefühle und führen beim Singen Menschen aller Altersgruppen zusammen. Dafür ist die Aktion in Köln beispielhaft, bei der seit vielen Jahren Schülerinnen und Schüler in die Philharmonie eingeladen werden und zusammen mit den Stars Karnevalslieder kennenlernen und singen. Solche und weitere neue Ideen führen Kinder zur Fastnacht, zum Brauchtum und über ein solch unvergessliches Erlebnis bleibt die Tür zur Kultur geöffnet.

Felicitas Janson ist Studienleiterin der Akademie des Bistums Mainz



Zur Weiberfastnacht tanzen die als Trolle verkleideten Närrinnen durch das rheinlandpfälzische Mülheim-Kärlich

Das wahre Gesicht

Kostüme und Masken in Fastnacht und Karneval

WERNER MEZGER

Das wohl größte Faszinosum von Fastnacht und Karneval ist das Spiel der Teilnehmenden mit ihrer Identität. Es geschieht in zwei Formen: entweder als partielle Verwandlung durch Kostümierung und Schminken bei noch erhaltener Kennlichkeit wie etwa im Rheinland oder als gänzlich Verbergen der wahren Persönlichkeit durch Vermummung und Gesichtsmaskierung wie im südwestdeutschen Raum. Beides gehörte nicht genuin zu den tollen Tagen. Deren einziger Zweck war zunächst ein rein ökonomischer und bestand nur im Verzehr der in der Fastenzeit verbotenen Speisen am Vorabend des Aschermittwochs. Aus der Geselligkeit der hierzu veranstalteten Gelage gingen freilich bald weitere Festelemente hervor: Musik, Tanz, komische Wettspiele oder auch ritterliche Turniere, jedoch bis ins späte 14. Jahrhundert so gut wie noch keine Verkleidungen.

Erst als die Theologen, vorwiegend Franziskaner und Dominikaner, im Lauf des 15. Jahrhunderts in ihren Predigten Fastnacht und Fastenzeit vermehrt kontrastiv und moralisierend zu bewerten begannen, indem sie das Fasten analog zur Zweistaatenlehre des heiligen Augustinus als Abbild des »Gottesstaates« deuteten und demgegenüber die Fastnacht zu einer Inszenierung des »Teufelstaates« erklärten, regte diese Interpretation offenbar zur theatralischen Bestätigung an: Zeitlich exakt zusammenfallend mit der »Verteufelung« der Fastnacht von den Kanzeln herunter tauchten im fastnächtlichen Geschehen die ersten Maskengestalten auf – und zwar folgerichtig Teufel und Dämonen.

Die Requisiten hierfür stammten interessanterweise häufig aus dem Prozessionswesen, weil beispielsweise urbane Fronleichnamsumgänge im Spätmittelalter oft mobile geistliche Schauspiele waren, bei denen das ganze Spektrum heilsgeschichtlicher Gestalten von Engeln und Heiligen

bis hinunter zu den Schreckwesen der Hölle auftrat. Einmal im Jahr durften die diabolischen Vermummungen aus dem Kostümfundus der Kirchen entliehen und verselbständigt getragen werden: in der Fastnacht. Die Belege hierfür reichen von Überlingen am Bodensee, wo ein solcher Ausleihvorgang der »Tewfelshäser«, der Teufelskleider, für 1499 dokumentiert ist, bis ins reformatorische Braunschweig, wo vor Aschermittwoch scharenweise »Schödüfel«, also Schauteufel, herumliefen.

Als Fastnachtsgestalten ohne Gesichtsmaskierung mischten sich unter die Teufel nach und nach auch unbeholfene Bauernfiguren, die von den Städtern als Tölpel, aus niederdeutsch »Dörper« für Dörfler, verlacht

Der Narr war keineswegs bloß ein Spaßmacher, sondern er hatte immer auch etwas Apokalyptisches an sich

und ebenfalls als nicht als nach dem Bild Gottes geschaffene Wesen gesehen wurden. Diesem Typus des komischen ländlichen Grobianen entsprach im Englischen übrigens der Clown, von lateinisch »Colonus«, dem Bauer.

Und schließlich kam als wohl markanteste Gestalt noch der Narr hinzu, gleichermaßen unverlarvt, aber in spezifischer Tracht mit Eselohrenkappe, Zaddeln und Schellen. Durch Sebastian Brants Bestseller »Das Narrenschiff« von 1494 wurde er zur Schlüsselfigur einer ganzen Epoche, deren Krisen und Transformationsprozesse Zeitkritiker eben als epidemisch um sich greifende Nartheit deuteten. Der Narr löste denn auch im fastnächtlichen Kontext den Teufel zahlenmäßig ab und bestimmte fortan das Bild der tollen Tage. Sprachlich lebt seine Dominanz bis heute weiter, indem die Protagonisten der Fastnacht im Rheinland immer noch

pauschal mit dem niederdeutschen Komplementärbegriff »Geck« für »Narr« als »Jecken« und weiter südlich nach wie vor generalisierend als »Narren« bezeichnet werden.

In der spätmittelalterlichen Deutung wurde der Narr keineswegs bloß als Spaßmacher gesehen, sondern er hatte immer auch etwas Apokalyptisches an sich. Sein Bild war durch illustrierte Psalmenhandschriften geformt worden, wo er den Ignoranten Gottes repräsentierte und damit als dem ewigen Tod verfallen galt. Das rückte ihn nicht nur wieder in die Nähe des Teufels, an dessen Stelle er in der Fastnacht vermehrt trat, sondern brachte ihn vor allem sehr eng mit Tod und Vergänglichkeit in Verbindung – bis hin zu der Tatsache, dass die Figuren Narr und Tod in der bildenden Kunst zeitenweise sogar austauschbar wurden. Und eben diese immanente Vergänglichkeitsbotschaft des Narren diente in der Dramaturgie der Fastnacht zugleich als Vorverweis auf das »Memento mori« des Aschermittwochs: eine zutiefst stringente Symbolik also.

Während der Grundtypus des Narren in der Fastnacht zunächst unmaskiert und nur mit Eselohren- und Schellenkostüm auftrat, kamen bei den Gesichtsmaskierungen neben den frühen Teufels- und Schreckmasken bald auch betont schöne, anmutig lächelnde und feminin wirkende Larven auf. Diese aber bildeten nur scheinbar einen Kontrast zu den Teufeln, denn sie dienten in ihrer Lieblichkeit als Sinnbilder der Verführung, hinter denen wiederum nur das Böse seine wahre Fratze verbarg. Sehr eindrucksvoll belegt dies etwa ein Gemälde des Münchner Stadtmalers Hans Mielich aus der Zeit um 1540, das den auferstehenden Christus zeigt, der über Tod und Teufel triumphiert. Dort hält der in den Staub getretene Teufel eine Glattlarve in der Hand, wie sie noch heute mit genau denselben Zügen in der schwäbisch-alemannischen Fastnacht getragen wird.

Diese lächelnden Larven hatten ihren Ursprung offenbar in Italien, von wo

sie ihren Weg nach Norden fanden. In der Malerei der Toskana sind sie bereits kurz vor 1500 nachweisbar und haben in der italienischen Fastnachtstradition z. B. in Oristano auf Sardinien ihr Aussehen bis in die Gegenwart nicht verändert. Überhaupt erlebte die Fastnacht nördlich der Alpen mit der Zeit eine starke Italianisierungswelle, die ihren Höhepunkt im 17. und frühen 18. Jahrhundert erreichte. Da hielten im deutschen Sprachraum reihenweise Figuren der Commedia dell'Arte Einzug ins fastnächtliche Geschehen. Arlecchino, Pulcinella, Bajazzo, Domino und andere wurden auch im Norden populär, bis man schließlich sogar das Fest selbst nicht mehr Fastnacht oder Fastelovend nannte, sondern es italianisierend als »Carneval« zu bezeichnen begann. Und nicht zuletzt bekam im Zuge dieser Entwicklung auch erst die Gesichtsmaskierung als solche ihren heutigen Namen. Während man vorher im Rheinland bei Vollmaskierung nur vom »Mommen«, dem sich Vermummten, und im Süden vom »Verbutzen«, von sich verputzen bzw. unkenntlich machen, gesprochen hatte, setzten sich im 17. Jahrhundert die Begriffe »masquera« bzw. »mascera« und »larva« durch, vereinzelt auch »schema«, was in Teilen Tirols und Süddeutschlands zu »Scheme«, einem weiteren Synonym für Maske wurde. Bis dahin hatte es im Deutschen hierfür keinen Begriff gegeben.

Prominentester Vertreter der aus der Commedia dell'Arte übernommenen Figuren war zweifellos der Arlecchino mit seinem zunächst unregelmäßigen Flickengewand, das später zum regelmäßigen Rautenkostüm wurde. In der Nachfolge des Harlekins stehen in Südwestdeutschland die dort von vielen Traditionsfiguren getragenen charakteristischen Flickkleider, die dialektal »Flecke«, »Spätzle« oder »Blätzle« heißen; und im Rheinland lebt derselbe Typus im »Lappenclown« fort. Ebenfalls vom Harlekin her kommen letztlich auch die figürlichen Ornamentierungen närrischer Gewänder, entweder durch Applikationen oder Malereien, wovon die aufwändig bemalten oder bestickten »Weißnarren« des schwäbisch-alemannischen Raums zeugen. Die Erklärung der einzelnen Narrenattribute vorwiegend des Südens, eben der Schellen, der Fuchsschwänze, der Hahnenkämme, der ledernen Würste, der Schweinsblasen und zuweilen auch des Spiegels würde im vorliegenden Rahmen zu weit führen. Nur so viel sei gesagt: Keines davon ist zufällig, sondern jedes hat eine zeichenhafte Bedeutung.

Bei aller Feinsinnigkeit der Ausstattung der Fastnachtsfiguren und der Ausgestaltung ihrer Kostüme, die im Barock nochmals eine Blüte erlebte, war die vorwiegend von den unverheirateten Handwerksgesellen getragene Straßenfastnacht voller Grob- und Derbheiten. Dies führte in der Aufklärung dazu, dass der alte Mummenschanz im Rheinland ebenso wie im Südwesten als nicht mehr zeitgemäß und gesitteter Bürger nicht würdig gesehen wurde. An der Wende zum 19. Jahrhundert standen daher die fastnächtlichen Aktivitäten, soweit sie nicht wie in evangelischen Gebieten durch den Wegfall der Fastenzeit ohnedies erloschen waren, allenthalben kurz vor dem Aus. Die politischen Veränderungen der napoleonischen Zeit, die territorialen Veränderungen und die neuen Stadt- und Landesherren taten ein Übriges, sodass es im Rheinland zu massiven Restriktionen, in Baden und Württemberg 1809 sogar zu Generalverboten aus Karlsruhe und Stuttgart kam.

Die Rettung des Brauchkomplexes Fastnacht vor seinem völligen Untergang ging dann wesentlich von Köln aus. Dort wurde 1823 eine ganz neue, auch von der inzwischen preußischen Obrigkeit tolerierte Festpraxis der tollen Tage kreiert, deren Initiatoren dem gehobenen Bürgertum angehörten und

bei deren Premiere der »Held Carneval« in einem prächtigen Defilee in die Stadt einzog, um anschließend mit der Prinzessin Venezia verheiratet zu werden. Hinzu kam in Köln die Wiederaufrechterstellung der einstigen Stadtsoldaten, der Funken, als friedlich mit Gewehrtrappen ausgestatteten Umzugsteilnehmern in den alten reichsstädtischen Farben rot und weiß, die dem Ganzen noch einen nostalgisch-militärischen Akzent verliehen. Das war der Beginn der fastnächtlichen Garden und Korps und vor allem die Geburtsstunde des Rheinischen Karnevals.

Das Kölner Beispiel fand weithin Anklang. Rasch griffen es andere Städte am Nieder- und Mittelrhein auf: 1824 Koblenz, 1825 Düsseldorf, 1826 Bonn, 1827 Düren, 1829 Aachen, 1833 Bingen und 1837 Mainz. Nicht zuletzt aber wirkte die Kölner Reform auch bis nach Südwestdeutschland, wo spätestens ab den 1840er Jahren ebenfalls fast überall romantisch veredelter Karneval nach rheinischem Vorbild

Es beschleicht einen die Frage, ob es nicht gerade der Alltag ist, in dem wir die undurchdringlichsten Masken tragen

mit Themenumzügen und Motivwagen gefeiert wurde. Erst kurz vor der Wende zum 20. Jahrhundert kehrte man im Südwesten nach und nach zu den früheren vorromantischen Formen der Fastnacht zurück. Schließlich dominierten im schwäbisch-alemannischen Raum wieder die alten Maskenfiguren, während das Rheinland bei der neueren Festpraxis des Karnevals blieb.

Erst seit dieser Zeit gibt es in Deutschland zwei verschiedene Arten, die närrischen Tage zu begehen: einerseits Karneval und andererseits Fastnacht. Für die Maskierungen und Verkleidungen bedeutete dies, dass in der karnevalesken Festvariante bis heute Kostüme und Uniformen das Bild beherrschen, deren Träger kenntlich bleiben, ja dass im Grunde bereits eine rote Pappnase genügt, um als Jeck zu gelten, während in der reaktivierten Tradition der Fastnacht des Südwestens die Vollvermummung mit Gesichtsmaske vorherrscht, die für völlige Anonymität der Akteure sorgt und so die Möglichkeit ganz ungewöhnlicher Kommunikationssituationen schafft. Je nach Ort und Region heißt das asymmetrische Gespräch von Maskierten mit Unmaskierten dort: strahlen, welschen, schnurren, aufpassen oder intrigieren. Ein reizvolles Erlebnisspektrum für die Partizipanten bieten letztlich sowohl das Verkleiden als auch das Vermummten – jedes auf seine Weise.

Am Ende teilen vermutlich alle Akteure des Karnevals wie der Fastnacht mehr oder weniger dieselbe Erfahrung: Wer beim Anbruch des Aschermittwochs als Narr seine Maske ablegt oder sich als Jeck abschminkt und Kostüm, Kappe oder Uniform wegräumt, merkt bei der Rückkehr in den Alltag mit einer gewissen Wehmut, dass ab jetzt die eigene Rolle nicht mehr frei wählbar ist, sondern dass sie nun wieder permanent ganz bestimmten Erwartungen entsprechen muss. Und da mag zumindest manche Karnevalisten und Fastnächter die Frage beschleichen, ob es nicht eben der Alltag sei, in dem wir die undurchdringlichsten Masken tragen, und ob wir vielleicht nur einziges Mal im Jahr unser wahres Gesicht zeigen, uns demaskieren und wir selber sein dürfen, nämlich als Masken- und Kostümträger während der tollen Tage.

Werner Mezger ist Professor für Kultur- und Anthropologie und Europäische Ethnologie an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

Debatte Blackfacing

Die ursprüngliche Bedeutung von »kritisch sein«

EIN KOMMENTAR VON
PETER KRAWIETZ

Das Thema »Blackfacing«, ein Begriff aus den ersten Jahrzehnten des 21. Jahrhunderts, wird unter Karnevalisten länger behandelt, als dieser Anglizismus bei uns verwendet wird. Seit ich selbst seit den 1970er Jahren in die Bütt steige, sprechen die erfahrenen Büttredner und Zugestalter von Tabus, die zu beachten seien: Krankheit und Tod, der Papst und der Bundespräsident waren tabu, darüber machte man sich nicht lustig. Als Bischof oder Nonne verkleidet wäre damals niemand aus dem Haus gegangen. Weibliche Prominente aus Pappmaschee zeigte man nicht nackt. Zur gleichen Zeit gab es auf Kindermaskenbällen Cowboys und Indianer, Matrosen oder Schornsteinfeger und die etwas exklusivere Maskerade als indischer Maharadscha.

Die Mahnungen wurden befolgt, während die Kinder im Kostüm in die Rolle ihrer Idole schlüpften: ein tapferer Cowboy, ein Indianer wie Winnetou oder ein schöner Exot wie der Maharadscha. Die Mädchen verkörperten niemals Aschenputtel, sondern eine Prinzessin oder ein Burgfräulein oder sonst eine sympathische Figur. So ist bei Kindern das Kostüm nicht rassistisch einzustufen, weil sie doch die Figur, die sie darstellen dürfen, bewundern.

Vernünftige Rednerinnen und Redner versagten es sich mit der Zeit, Stotterer oder Menschen mit einem körperlichen Handicap nachzuäffen, es gab für solche Auftritte kaum noch Beifall. Kurz gesagt: Es entstand erfreulicherweise ein starker Trend, auf die Frivolitäten von sogenannten Herrensitzen und andere »Geschmacksverirrungen« zu verzichten. Einen Katalog von Dingen und Themen, die zu unterlassen sind, gab und gibt es (noch) nicht. Immer wieder war der gesunde Menschenverstand, der gute Geschmack und das Fingerspitzengefühl gefragt, wenn es verbale oder

sichtbare Grenzüberschreitungen aus der Bütt oder im Rosenmontagszug gab.

Seit es das Phänomen der »political correctness« gibt, ist zwar das Empfinden der Gesellschaft für Gebotenes und Abzulehnendes geschärft worden, aber auch die Neigung zur Übertreibung und gelegentlich zur Hysterie auf Seiten der Kritiker ist unübersehbar. In dieser Situation ist allen Beteiligten, denen, die Späße treiben wollen, und denen, die sich von gewissen Späßen verletzt fühlen, die Besinnung auf die ursprüngliche

Bedeutung von »kritisch sein« zu empfehlen. Dieses stammt aus dem altgriechischen und bedeutet: 1. prüfen, abwägen; 2. wissenschaftlich erläutern; 3. entscheiden. So ist den Kostümträgern Rassismus und Dummheit vorzuwerfen, wenn sie als Schwarze Sklaven gewandet und gar noch in Ketten beim Rosenmontagszug lachend durch die Straßen ziehen. Denn Ignoranz ist in ihren beiden Bedeutungen, als wirkliches Nichtwissen und als wissentliches Missachten zu verurteilen. Den kritischen Beobachtern und denen,

die sich verletzt fühlen, muss man jedoch das Abwägen empfehlen. Der Sprachgebrauch für die verschiedenen menschlichen Hautfarben beispielsweise hat sich in den letzten 50 Jahren ähnlich wie in den USA auch in Deutschland stetig verändert: Wörter die einmal wertneutral verwendet wurden, sind ein paar Jahre später verpönt, wenn nicht gar als rassistisch abgelehnt worden. Wieder ein paar Jahre später sind die neuen Begriffe dem gleichen Schicksal unterworfen. Andere Wörter dagegen werden »hoffähig«.

Jedenfalls ist der Appell zum Nachdenken dem blind geführten Kampf gegen Rassismus vorzuziehen. Übereifer – das kennen wir aus der politischen Diskussion um Extremismus von rechts und links – ist wegen ungewollter Wirkung schlicht auch ein strategischer Fehler. Und in Erinnerung an den praktizierten Rassismus während der NS-Zeit in Organen wie dem »Stürmer« und auf Rosenmontagswagen sollten alle Seiten sich klarmachen, wo die jeweilige Grenze verläuft. Dabei ist der Verstand der Emotion haushoch überlegen!

Peter Krawietz ist Vizepräsident im Bund Deutscher Karneval

Auch 2020 immer noch rassistisch

EIN KOMMENTAR VON
TAHIR DELLA UND JAMIE SCHEARER

Die Karnevalszeit naht und es stellt sich die Frage, inwieweit Traditionen unter dem Aspekt rassistischer Stereotype kritisch hinterfragt werden müssen. Hier muss besonders das Blackfacing in den Blick genommen werden.

2014 wurde »Blackfacing« zum bestimmenden Lehnwort erklärt und trotz der immer wieder von Selbstorganisationen Schwarzer Menschen geübten Kritik gehört Blackfacing immer noch zum Karneval, aber auch z. B. zum Heilige Drei Könige-Tag, zum Sprechtheater und ist auch in den Medien zu finden. Gerade in Zeiten populistischer Bewegungen und Parteien bedarf es umfassender Debatten, ob Werte und Traditionen, auf die wir uns als Gesellschaft beziehen, noch dem aktuellen Gesellschaftsbild entsprechen bzw. wir uns zugunsten einer diskriminierungsfreien Gesellschaft davon befreien müssen. Zu diesen »Traditionen« gehört ohne Frage auch das Blackfacing.

Blackfacing ist eine rassistische Praxis, die allzu oft verharmlost wird. In den USA gilt Blackface bis heute als

Symbol für das Trauma des Rassismus und der Versklavung. Dort entstand die Praxis Ende des 19. Jahrhunderts in den »Minstrel Shows«, in denen schwarzbemalte, weiße Darsteller das Klischee des naiven, schwachsinnigen, aber immer lustigen Schwarzen präsentierten. Doch gilt Blackfacing keineswegs als ausschließlich amerikanische Praxis. Auch in Großbritannien und Frankreich ist die Praxis Ausdruck des Rassismus der Kolonialzeit. In Deutschland zählt die karikierende und stereotypisierende Darstellung von Schwarzen Menschen zur Darstellungspraxis in DEFA-Filmen, aber auch zur frühneuzeitlichen Karnevalstradition. Sie war in jedem Kontext und zu jeder Zeit negativ belegt und stand gleichbedeutend für die Abwertung Schwarzer Menschen. Nichtsdestotrotz wird sie bis heute an deutschen Schauspielhäusern, im Fernsehen, zum Karneval und zahlreichen anderen Bereichen angewandt. Auf dem alljährlich stattfindenden Karneval in Köln feiern seit Jahren die Karnevalsvereine wie die »Höhenberger Dschungel-N*« und die Kölner »Original N*köpp von« in rassistischer und diskriminierender Manier ihren Auftritt. Beide Vereine werden seit Jahren immer wieder für

ihre rassistische Praxis kritisiert und bei beiden ist weder ein Umdenken noch eine Einsicht zu erkennen, dass ihre vermeintliche Tradition äußerst problematisch ist. Besonders deutlich wird in diesem Fall auch die Haltung, sich beim Thema Rassismus über die Wahrnehmung von Menschen mit Rassismuserfahrung hinwegzusetzen, mit dem Verweis es handele sich hier um Traditionspflege. Ein weiterer Aspekt ist, das beim Karneval besonders Kinder mit rassistischen Bildern konfrontiert werden, die zum einem bei Schwarzen Kindern traumatische Folgen haben und zum anderen bei weißen eine rassistische Prägung nach sich ziehen. Aber nicht nur während des Karnevals ist Blackfacing zu finden, auch in der Werbung und in Fernsehsendungen sehen wir, wie dies zu einer Fortschreibung rassistischer Stereotypen und Bilder führt und wie wenig Verständnis für die Kritik daran aufgebracht wird. Erwähnt sei hierbei der Auftritt des ARD-Buchmanns Denis Scheck, 2013 der mit Blackface und weißen Handschuhen ganz offen eine Anspielung auf die rassistische Tradition der Minstrel-Shows machte. Damit wollte er auf die »Absurdität der Diskussion« um die Abschaffung

diskriminierender Wörter in Kinderbücher aufmerksam machen. Es sei ein »Mittel der Satire« hieß es in einer öffentlichen Stellungnahme. Schade, dass er seine Argumentation auf dem Rücken schwarzer Menschen austrug. Es braucht wohl noch weitere Jahre, um das Ausmaß des Rassismus deutlich zu machen. Auf dass sich Karnevalisten vielleicht irgendwann einmal schämen in einer N*Maskerade anzutreten und die Meinung vertreten, dass das alles so gar nicht rassistisch ist. Das immer wieder vorgebrachte Argument, es handele sich um eine unschuldige Tradition beim Karneval, die »nur« die Funktion habe, Menschen auf die »Schippe« zu nehmen, steht im krassen Gegensatz zu dem, wie Betroffene diese »Tradition« wahrnehmen. In einer Gesellschaft, die so divers ist wie die deutsche, muss es endlich anerkannt werden das Rassismus, unabhängig ob bewusst oder unbewusst ausgeübt, keinen Platz haben darf.

Tahir Della ist Aktivist in der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland. Jamie C. Schearer ist Mitbegründerin und Vorstandsvorsitzende des Europäischen Netzwerks für Menschen afrikanischer Abstammung (ENPAD)

Schluss mit lustig

Stereotype und ethnisierte Kostüme sind rassistisch

NOA K. HA

An Karneval tauchen in gewohnter Wiederkehr und, leider auch, in gewohnter Arglosigkeit, eine Reihe von Kostümen auf, die Menschen als »Anderer« verkleiden – und zwar nicht als andere berühmte Personen, sondern als eine stereotype Darstellung von nichteuropäischen Menschen bzw. »Völkern« – wie den »Afrikanern«, den »Chinesen« oder den »Indianern«. Es sind diese Kostüme, die einem Kinderbuch oder einem ethnologischen Museum entsprungen zu sein scheinen, in die sich die Karnevalslustigen hineinstecken und mit der entsprechenden Hautfarbe schminken: schwarz, gelb oder rot.

Und schon sind wir mittendrin angekommen: bei der Frage, was unterscheidet Menschen voneinander, wie sehen unterschiedliche Menschengruppen aus und warum meinen wir zu wissen, dass es unterschiedliche Menschengruppen, nämlich Menschen»rassen« gibt, die sich aufgrund von Hautfarbe, Haarfarbe oder Augenfarbe voneinander unterschei-

den? Und warum meinen wir, dass es eine gute und lustige Verkleidung ist, sich ein stereotypisiertes Kostüm der vermeintlich nichteuropäischen Anderen überzuziehen – und sich nicht zu fragen, was dieser Akt der Verkleidung mit Kolonialismus und Rassismus zu tun haben könnte?

Diese Stereotypen und ethnisierten Kostüme führen von Jahr zu Jahr zu einer Diskussion darüber, ob Kostüme rassistisch sein können – und es tut mir leid, dass es sich hier um keinen Spaß mehr handelt, denn ja, diese Kostüme sind rassistisch. Warum? Weil sie eine Geschichte der Plünderung und der kulturellen Enteignung reproduzieren. Eine Geschichte, die bis heute nicht abgeschlossen ist, weil wir bis heute darüber debattieren, wem denn all die Objekte in den europäischen ethnologischen Museen gehören und wem sie zurückgegeben werden sollten, wenn sie unrechtmäßig erworben wurden – oder um es drastischer zu formulieren: Bénédicte Savoy sprach davon, dass an diesen Objekten Blut hängt. Daher brauche es eine Auseinandersetzung mit der deutschen und europäischen kolonialen Vergangenheit.

Es ist dieser historische Kontext, auf den ich mich beziehe, um die ethnisierten Kostüme zu problematisieren und das rassistische Gepäck aus dem Karnevalskoffer zu holen. Denn zur Zeit der Aufklärung wurde zwar die europäische Idee der Gleichheit aller Menschen postuliert, aber auch und zugleich die hierarchische Einteilung von Menschen in »Rassen« vorgenommen. Diese Einteilung wurde mit der Vermessung der Welt und mit der Vermessung von Schädeln sowie der Kartierung von Haut-, Haar- und Augenfarben scheinbar wissenschaftlich bewiesen. Zur Geschichte der europäischen Moderne gehört sowohl die Darstellung von anderen Kulturen, ihrer Traditionen und ihrer Kleidung in ethnologischen Museen als auch die Zuweisung spezifischer geographischer Regionen zu spezifischen Kulturräumen und Menschen»rassen«, eine Vorstellung, von denen weiterhin so manches ethnologische Museum bis heute bewohnt wird. Mit dieser Einteilung wurde ganzen Menschengruppen das Mensch-Sein abgesprochen und sie wurden zu »Anderen« – zu »Edlen Wilden«, »Primitiven«, »Barbaren«, »Naturmenschen« unter anderem gemacht.

Bis heute ist so manches ethnologische Museum in Deutschland und Europa nach den Kontinenten der Welt organisiert und besitzt umfängliche Sammlungen aus nichteuropäischen Ländern. Sammlungen, die im Zuge des europäischen Kolonialismus unter nicht gänzlich geklärten Umständen nach Europa gelangten, und bisher sind ein Teil der Objekte weder aus den Kisten entpackt noch katalogisiert worden. Das Ausmaß der Sammlungen in Europa ist so groß, dass auf dem afrikanischen Kontinent Museen als Behausungen für verlorene und geraubte Objekte gebaut werden und andere Museen leer stehen, weil der Kontinent seiner Kulturgüter und einer eigenen Erzählung der Kulturgeschichte beraubt wurde, wovon beispielsweise das fast leere Nationalmuseum Tansanias zeugt. Ein Ausmaß, von dem wir in Europa erst langsam beginnen zu realisieren, wie groß die Gewalt und Plünderung in den europäischen Kolonien war – aber bis heute gibt es keinen Konsens über die Unrechtmäßigkeit des europäischen Kolonialismus – und bis heute erinnern die Grenzen von 1884/85 auf dem Kontinent an die Konferenz in Berlin zur Aufteilung Afrikas unter den europäischen Mächten.

Vor diesem Hintergrund ordne ich die ethnisierten Karnevalskostüme ein, die aus kleinen Kindern und großen Erwachsenen »Chinesen«, »Indi-

aner« oder »Afrikaner« machen. Eine Tradition, die von der Routiniertheit und Gewissenlosigkeit des europäischen Kolonialismus zeugt, weil sie verklärt wurde und unter der Prämisse einer »Zivilisierungsmission« sich in das europäische Selbstverständnis als scheinbar legitimes Unterfangen eingeschrieben hat – und bis heute die Benennung von Rassismus als Erbe des Kolonialismus schwer benennbar macht. So führen alle Jahre wieder der Verweis auf die kolonialen Kontinuitäten dieser Karnevalskostüme zu einer vehementen Debatte darüber, ob diese Kostüme nun rassistisch seien oder nicht. Nun, sie sind rassistisch, weil sie ethnisieren und die koloniale Idee der Menschen»rassen« fortschreiben.

Auch wenn diese Feststellung Gefahr läuft, den Spaß zu verderben, weil die Gegenwart unkomfortabel wird und gewohnte Handlungen als unmoralisch bewertet werden – so bin ich dennoch überzeugt, dass wir in der Lage sind, Kostüme an Karneval zu tragen, die nicht rassistisch sind, sondern solche Kostüme tragen können, die dem Leben mit Humor, Respekt und Toleranz begegnen – sei es als Spazierstock, Lachmöwe oder Musikkassette.

Noa K. Ha ist Nachwuchsforschungsgruppenleiterin am Zentrum für Integrationsstudien der TU Dresden

Politische Kawuppdezitat am Rosenmontag

Der Satiriker und Karnevalswagenbauer Jacques Tilly im Gespräch

Der blutbespritzte Prinz Salman von Saudi-Arabien hält mit einem breiten Lächeln auf den Lippen eine Ketten- säße in der Hand. Er wird begleitet von seinem unschuldig grinsenden »Schmutzengel« Donald Trump. Die wütende Greta Thunberg zieht ihrer Mutter und ihrem Vater als Stellvertreter der Eltern-Generation die Ohren lang und fordert, endlich etwas gegen die Klimakatastrophe zu tun. Das sind nur zwei Beispiele der politischen Wagen des Düsseldorfer Rosenmontagsumzuges, die aus der Ideenschmiede und Werkstatt des Bildhauers und Wagenbauers Jacques Tilly stammen. Weltweit ist er für seine satirischen Groplastiken und Karnevalswagen bekannt und berühmt. Im Gespräch mit Theresa Brüheim gibt er nicht nur Einblick in seine Arbeit, sondern auch seine politische Haltung.

Theresa Brüheim: Herr Tilly, wie kommt ein studierter Kommunikationsdesigner von der Uni Essen zum Entwurf und Bau von Groplastiken, insbesondere Karnevalswagen, nach Düsseldorf?

Jacques Tilly: Schon als Kind fand ich den Rosenmontagszug spitze. Die ganze Familie ging hin, das war ein fester Teil unseres Jahreskalenders. In den politisierten 1980er Jahren habe ich den Karneval aus den Augen verloren. Als ich 20 war, nahm mich ein Freund in die Wagenbauhalle mit. Die suchten gerade neue Wagenbauer. Und da bin ich direkt in die Politik eingestiegen. 1983/1984 war mein allererstes Jahr – sogar noch vor meinem Studium.

Man könnte von einem Zufall sprechen ...

Ja, es war ein reiner Zufall. Nie hätte ich gedacht, dass ich lebenslänglich Karneval kriege. Das war am Anfang nur ein Studentenjob an ein paar Wochen im Jahr, um Geld zu verdienen. Meine Professoren haben beide Augen zuge druck, weil ich im Wintersemester öfter nicht da war. Nach dem Examen bin ich dageblieben, denn es hat mir viel Freude gemacht und ist einfach eine sehr schöne Arbeit. Im Grunde schwänze ich seit 1994, seit dem Examen, meinen eigenen Beruf des Kommunikationsdesigners.

Was macht einen gelungenen Karnevalswagen aus?

In erster Linie geht es um die politischen Wagen. Ein gelungener politischer Wagen besteht darin, dass er Emotionen hervorruft, provokant ist, den Menschen eine sehr deutliche, klare und unter Umständen auch polemische Botschaft mitgibt, die sofort verstanden wird. Dann hat ein Wagen Sinn. Der Rosenmontagszug soll die Narrenfreiheit ausreichen. Einmal im Jahr soll denen da oben ungestraft die Meinung gezeitigt werden – und das mit einer Kawuppdezitat, wie wir im Rheinland sagen, also mit Durchschlagskraft.

Das Wort »politisch« ist nun schon oft gefallen. Die Karnevalswagen aus Ihrer Werkstatt zeichnen sich durch die besonders satirische Thematisierung gesellschaftlicher und politischer Entwicklungen aus. Wie kommen Sie auf die Ideen?

Die Ideen sind tatsächlich das Schwierigste und gleichzeitig das Wichtigste im ganzen Prozess. Damit quale ich mich schon. Ideen kommen nicht mal eben beim Fahrradfahren oder Duschen, sondern man muss sich hinsetzen und viel, viel zeichnen, bis eine brauchbare Idee dabei ist. Da



Prinz Salman von Saudi Arabien und sein »Schmutzengel«, ein Mottowagen von Jacques Tilly zum Düsseldorfer Rosenmontagszug 2019

muss ich viel aussieben. Ich gehe dann immer in Klausur. Meine Familie kennt das. Dann bin ich nicht ansprechbar und beschatige mich unter Umständen tagelang mit einer einzigen Idee, bis eine gute Bildformel entstanden ist, die noch nicht abgegriffen ist, in Sekundenschnelle verstanden wird und bei aller Direktheit eine politische Tiefe hat. Diese Kriterien in einem Bild unter einen Hut zu bringen ist schwer. Am Anfang fällt mir sehr viel Durchschnittliches ein, was auch als tagespolitische Karikatur funktionieren würde. Aber im Düsseldorfer Karneval wollen sie besondere Bilder haben, die das Zeitgeschehen auf drastische Weise kommentieren und auch in fünf Jahren noch verstanden werden. Da ist die Suche besonders schwer.

Wie läuft der Prozess vom Auftrag über die Idee bis zum Bau genau ab? Inwieweit werden Themen von den Auftraggebern, zu denen unter anderem das Komitee Düsseldorfer Carneval zählt, vorgegeben?

Ich bin komplett frei. Die Vorschläge kommen direkt von mir. Ich mache ungefähr 30 bis 40 Ideenskizzen, die ich dem Komitee Düsseldorfer Carneval vorlege. Mit dem Geschäftsführer Hans-Jürgen Tullmann setze ich mich dann zusammen und diskutiere über die Entwürfe. Meist sind wir einer Meinung und nehmen diejenigen, die gepfeffert sind. Das sind die Entwürfe, die den Leuten am meisten Spaß machen. Es findet keine Zensur statt, sondern wir einigen uns immer darauf, die besten Entwürfe zu nehmen. Trotzdem wird nicht jeder Entwurf genommen. Die schalten sich gegenseitig aus. Es gibt einen Wettbewerb unter den Entwürfen. Im letzten Jahr zum Thema »Fridays for Future« bzw. »Greta Thunberg« habe ich bestimmt acht Entwürfe gezeichnet, bis einer dabei war, der reif war, das Tageslicht zu erblicken und dann in der Wagenbauhalle realisiert wurde. Es ist ein muhnsamer Prozess. Zumal er unter einem großen Zeitdruck stattfindet. Wir bauen die Wagen immer kurz vor Rosenmontag. Es hat keinen Sinn, sich schon im Oktober Gedanken zu machen. Das ist im Februar schon längst wieder kalter Kaffee. Wir müssen immer am Zahn der Zeit sein. Das heißt: Riesenzeitdruck – unter dem dann zwölf final brauchbare Ideen entstehen müssen für die zwölf politischen Wagen. Das ist wirklich Stress und Arbeit.

Wie lang bauen Sie an einem Wagen?

Unter Umständen nur einen Tag. Wenn am Sonntag vor Rosenmontag politisch noch etwas Wichtiges passiert, bauen wir schnell noch einen Wagen. Das ist schon oft vorgekommen, weil weltpolitisch interessante Dinge passiert sind, die unbedingt Rosenmontag noch verwurstet werden mussten. Da sind wir sehr flexibel und bauen bis zur allerletzten Minute, damit wir am Rosenmontag den Dusseldorfern hochaktuelle Ware zeigen können.

Diese zwölf politischen Wagen sind aber nicht die einzigen, die Sie bauen ...

Der ganze Zug besteht aus 90 Wagen. Das sind überwiegend die Wagen der Gesellschaften und Karnevalsvereine. Die sind nicht so politisch. Da geht es mehr um das Motto oder die Garden und Uniformen. Aber auch die bauen mein Team und ich. Es entsteht natürlich der Prinzenpaarwagen, der besonders prächtig sein soll. Dann bauen wir die Werbewagen. In Düsseldorf haben wir Sponsoren, die mitfahren – z. B. Mercedes, die Provinzial Versicherungen oder die Rheinische Post. Sie alle haben eigene Wagen. Die bauen wir über das ganze Jahr. Wir fangen schon im Mai des Vorjahres mit dem Bauen an. Die politischen Wagen, die am Ende entstehen, sind natürlich das Sahnehäubchen. Sie machen allen am meisten Spaß, weil es da wirklich zur Sache geht.

Wann kommen Sie an die Grenzen der satirischen Gestaltung der Wagen?

Es ist immer die Frage, wo die Grenzen der Satire liegen. Kurt Tucholsky schrieb 1919 in einem Artikel in der Berliner Zeitung, der mit dem berühmten Satz endet: »Satire darf alles.« Ich bin nicht der Meinung, dass Satire alles darf. Satiriker sind keine Ausnahmepersonen, die Sonderrechte haben. Sie sind Staatsbürger wie alle anderen auch. Das heißt, es müssen Persönlichkeitsrechte geachtet werden. Auch Verleumdung darf es nicht geben. Wo nun die Grenze dessen liegt, was man tun und nicht tun sollte, ist Ermessenssache. Das hängt von jedem einzelnen Entwurf ab. Es gibt keine Regel, aber es gibt Grundsätze. Beispielsweise treibt man keinen Spott mit Opfern. Oder das Thema Love Parade in Duisburg ist ein zu trauriges. Das darf nicht karnevalistisch aufbereitet

werden. Es gibt Themen, die von vornherein nicht infrage kommen. Insofern gibt es selbstverständlich Grenzen. Wir bauen die Wagen für die Menschen am Straßenrand. Mit den politischen Wagen wollen wir ausdrücken, was die Menschen mehrheitlich denken. Sie sollen sich wiederfinden und mit dem identifizieren können, was thematisch in der Luft liegt. Da geht nicht jedes Thema.

Ihre politischen Wagen spalten. Oft werden sie mindestens als bisig beschrieben. Wie reagieren Sie darauf?

Die Wagen spalten tatsächlich. Nicht jeder findet sie gut. Schon oft habe ich den sogenannten Shitstorm über mich ergehen lassen, weil die einen oder anderen Wagen irgendwelchen Gruppierungen oder bestimmten Milieus übel aufgestoen sind. Einige Institutionen und Bevölkerungsgruppen haben große Schwierigkeiten mit Kritik. Ich bin aber der Meinung, dass jeder, der in einer offenen, pluralistischen Gesellschaft seine Meinung zu Markte trägt, es über sich ergehen lassen muss, kritisiert zu werden und auch polemisch infrage gestellt zu werden. Das ist eine Zivilisationsleistung. Da gebe ich gerne mit meinen manchmal sehr harten Wagen Entwicklungshilfe. Daher ist auch unser Grundsatz, dass wir vor keinem Thema aufgrund drohender Kritik zururckschrecken wollen. Parteipolitisch sind wir natürlich alle nicht. Als Narren sind wir streng parteipolitisch neutral, wir sind auch weltanschaulich neutral wie Justitia. Niemand wird bevorzugt, niemand wird verschont. Jeder kriegt einen drüber. Wer sich in diesem Jahr ärgert, dass er dran ist, der kann sich damit trösten, dass die politischen Gegner nächstes Jahr wieder dran sind. Beispielsweise wird das Thema Religion oft im Düsseldorfer Rosenmontagszug verarbeitet. In der Vergangenheit haben wir z. B. islamkritische Wagen gebaut. Das hat den Linken nicht gefallen. Seit vielen, vielen Jahren bauen wir Wagen zur Verteidigung von Rechtsstaatlichkeit, Demokratie und offener Gesellschaft. Das gefällt den Rechtspopulisten und Rechtsextremen nicht. Prügel gibt es immer. Aber ein Satiriker, der allen Menschen gefallen will, macht seine Arbeit nicht richtig.

Nicht nur national, sondern auch international ist das Presseecho auf Ihre Wagen sehr, sehr hoch. Wie kommt das zustande?

Ja, das freut mich sehr. 2019 waren die Wagen in annähernd 100 Ländern zu sehen. Rund 1.500 Veröffentlichungen habe ich gezählt. Das ist eine Riesemenge. Ich begreife es als Serviceleistung, dass wir Wagen bauen, die auch international verstanden werden. In Kamerun, Nepal, Paraguay, China oder Korea, in den verschiedensten Kulturregionen werden diese Bildformen gelesen und funktionieren. Mittlerweile baue ich nicht mehr nur mit Blick auf die Düsseldorfer am Wegesrand des Rosenmontagszuges, sondern auch mit Blick auf die Weltpresse. Das ist eine Besonderheit im Düsseldorfer Karneval. Wir haben Bilder, die nicht nur ein Millionen-, sondern sogar ein Milliardenpublikum erreichen, wenn man die sozialen Netzwerke hinzugefügt und sich anschaut, in wie vielen Ländern Fotografien verofflicht werden. Das ist die größte Bühne, die ein Satiriker haben kann.

Für Bildhauer, Maler, Künstler in den Karnevalshochburgen ist der Bau von Umzugswagen eine wichtige Einnahmequelle. In Ihrer Werkstatt beschatigen Sie sogar ganzjährig Ihre Mitarbeiter.

Wir bauen nicht nur Karnevalswagen in unserer Wagenbauhalle, sondern auch Groplastiken für alle möglichen Zwecke. Gerade im politischen Bereich bauen wir große Eyecatcher, die die Aufmerksamkeit der Medien auf sich ziehen und besonders für Zeitungen und Fernsehsender attraktiv sind. Z. B. haben wir zum G20-Gipfel 2017 für Greenpeace einen Riesen-Trump gebaut. Ich habe sehr viele Wagen gegen den Brexit gebaut, die in England auf den großen Demonstrationen gefahren sind. Das ist die Arbeit, die wir dann übers ganze Jahr machen. Gegen Winter ist dann ausschließlich die Wagenbauproduktion für den Rosenmontagsumzug angesagt.

Können Sie schon verraten, was zum Rosenmontagszug 2020 zu erwarten ist?

Nein, das gehört zu den Düsseldorfer Besonderheiten. Wir sind die einzige Narrenhochburg, die vorher ihre Wagen nicht der Öffentlichkeit zeigt. Sie werden bis zum Morgen des Rosenmontags geheim gehalten. Um 7 Uhr öffnen sich dann die Tore zur Werkstatt. Die Journalisten stehen schon vor der Tür und fotografieren im Dunkeln die Wagen ab. Im Blitzlichtgewitter werden sie der Öffentlichkeit vorgestellt. Bis dahin herrscht strengste Geheimhaltungsstufe.

Was wäre ein Wunschprojekt, das Sie zukünftig gern umsetzen wurdien?

Die Wagen sollen dort fahren, wo sie gebraucht werden. Zum Teil wird das schon realisiert. Im Moment fahren drei Wagen durch Polen, um gegen den demokratiefeindlichen Kurs der rechtsnationalistischen Regierung zu demonstrieren. Es fahren viele Wagen in England. Bedauerlicherweise steht Marine Le Pen ante portas. Wenn Frankreich auch den Rechtspopulisten in die Hände fällt, bin ich mir ganz sicher, dass meine Wagen auch in Paris fahren und dort Wirkung zeigen werden. Wobei ich das aber natürlich nicht hoffen möchte.

Vielen Dank.

Jacques Tilly ist Bildhauer und Karnevalswagenbauer. Theresa Brüheim ist Chefin vom Dienst von Politik & Kultur

Codewort »Jägerschnitzel«

Kitty Eißmann über ihre Erlebnisse als West-Tournee-Managerin der DDR-Bands Puhdys, City und Karat

»Alt wie ein Baum«, »Am Fenster«, »Über sieben Brücken musst du gehen« – die Lieder der DDR-Bands Puhdys, City und Karat sind nicht nur Ost-deutschen ein Begriff. Auch im Westen haben die drei Bands ihre Fangemeinden. Dafür, dass sie auch in der früheren BRD bekannt und erfolgreich wurden, ist Kitty Eißmann mit verantwortlich. Zwischen 1980 und 1983 managte die Berlinerin die Tourneen der Bands im Westen, ging mit ihnen auch auf Tour und zu Fernsehauftritten und kümmerte sich um die Promotion. Mit Kitty Eißmann, die auch heute noch Konzerte organisiert und seit 35 Jahren einen Musiker-Stammtisch betreibt, sprach Behrang Samsami über ihren Weg ins Musikgeschäft, den Job als Tournee-Managerin der drei DDR-Bands und ungewöhnliche deutsch-deutsche Begebenheiten – mitten im Kalten Krieg.

Behrang Samsami: Frau Eißmann, bevor wir zu Ihrer Tätigkeit als Tournee-Managerin der drei DDR-Bands Puhdys, City und Karat kommen: Wie sind Sie ins Musikgeschäft gekommen?

Kitty Eißmann: Ich war Teenie in den 1960er Jahren in West-Berlin. Es war diese Aufbruchzeit, als Beat und R&B aus Großbritannien herüberschwappten und Bands bei uns anfangen, diese Musik nachzuspielen und in Clubs wie dem Top Ten aufzutreten. Ich war mit zwei Freundinnen am Wochenende immer unterwegs, um Musik zu hören. Dabei freundeten wir uns mit Bands wie The Hound Dogs, The Boots und The Allies an und waren ständig dabei. In einem dieser Clubs habe ich auch Dave Eaglen von der britischen Band The Shamrocks kennengelernt. Es war Liebe auf den ersten Blick. Ich hatte meine Lehre als Dekorateurin beendet, verlobte mich mit Dave und bin nach der Auflösung der Shamrocks mit ihm nach England gegangen. Mit einer dort neu gegründeten Band sind wir dann knapp zwei Jahre durch den Nahen Osten getourt, was in dieser Zeit ein absolutes Abenteuer war: Ein Konzert beim Schah in Teheran oder in einem israelischen Soldatencamp im durch den Sechs-Tage-Krieg besetztem Gebiet, fatale Unfälle in der Türkei, Erdbeben und vieles mehr. In dieser Zeit habe ich festgestellt, dass ich Talent zum Organisieren habe und gut kommunizieren kann. Als dann der Plan, in England zu heiraten, scheiterte, bin ich nach Berlin zurückgekehrt und habe angefangen, mich um Konzerte und Musiker zu kümmern. Für die britische Edgar Broughton Band habe ich 1975 meine erste Veranstaltung gemacht und Supertramp bei ihrem ersten Konzert in Berlin betreut.

Und wie sind Sie Managerin geworden?

Im April 1976 habe ich das Management der West-Berliner Band Wednesday übernommen und nebenbei für andere Bands auch Bookings gemacht. Dadurch, dass West-Berlin zu jener Zeit eine kleine Insel war, habe ich dann sämtliche Leute kennengelernt, die im Musikgeschäft unterwegs waren. Und so kam es, dass Peter Schimmelpfennig, der Labelchef von Pool, der die Platten der DDR-Bands im Westen vermarkten durfte, mich fragte, ob ich nicht zu ihm kommen wolle, um noch eine Konzertagentur für die Bands aus der DDR aufzubauen. Ich war zuerst skeptisch, dann aber neugierig und wollte sehen, was daraus wird. 1980 gründeten wir die Konzertagentur Nordrock, die die Tournee-Geschäfte des Pool-Labels verantwortete, von Ost- und West-Gruppen.

Was war Ihre konkrete Aufgabe?

Da das Label, der dazu gehörige Verlag und Nordrock in einem Büro untergebracht waren, ging alles irgendwie ineinander über. Ich war für die Tourneen, dann auch Promotion, hauptsächlich der drei DDR-Bands Puhdys, City und Karat, zuständig, wobei es hier Unterschiede gab. Da Karat als Gruppe im Westen aufgebaut werden sollte, war ich bei deren Tourneen im Westen immer dabei. Die Tourneen der Puhdys und von City habe ich zwar geplant und organisiert, war aber selbst auf Tour nicht so häufig dabei. Es gab da noch andere Reisebegleiter. Daneben haben wir auch vereinzelt Konzerte von DDR-Solokünstlern in West-Berlin verantwortet.

Wie sah Ihre Arbeit im Bereich Promotion aus?

Um die Plattenverkäufe der Bands anzukurbeln, kümmerte ich mich um die Vertriebsleute von Teldec, damals eine der größten deutschen Schallplattenfirmen. Denn sie waren dafür zuständig, die Schallplatten-Automaten in den Kneipen zu bestücken und die Diskotheken zu beliefern, damit diese die Songs der Bands spielen. Das war in dieser Zeit extrem wichtig. Der Kontakt zur Presse – wir hatten viel Berichterstattung – und zum Fernsehen, war es ebenfalls. Die Bands sind etwa bei Disco mit Ilja Richter und in der ZDF-Hitparade bei Dieter Thomas Heck aufgetreten.

Wie sah Ihre persönliche Zusammenarbeit mit den drei Bands aus?

Da die Puhdys schon vorher im Westen gespielt hatten, war die Zusammenarbeit problemlos. Die Band war selbstbewusst, diszipliniert und professionell, es hat immer alles funktioniert. Für mich waren sie ein unglaubliches Phänomen. Mein erstes Puhdys-Konzert hat mich total geflasht: Als die Musiker auf die Bühne kamen, stieg das gesamte Publikum auf die Stühle. Und ich dachte: Was ist denn jetzt los? Das war total wahnsinnig. Und das war fast immer so bei denen.

Wie war es bei den anderen Musikern?

Die Mitglieder von Karat waren zuerst schüchtern, zurückhaltend, aber auch neugierig: Was, eine Frau als Tournee-Managerin? Mhm. Das hat sich dann schnell gelegt. Ich bin kein harter Business-, sondern mehr so Kumpeltyp und habe wirklich alles für die Jungs gemacht, sogar die Routen so gelegt, dass sie nicht lange fahren müssen. Catering kannten sie nicht, so etwas gab es drüben nicht. Ich habe stets bis ins kleinste Detail geplant und so organisiert, dass alles gut klappt. Aber das hatte auch seine Nachteile, denn ich habe die Band viel zu sehr verwöhnt. Einige wurden mit der Zeit immer fordernder. Ein Problem, das immer mehr zur Unzufriedenheit führte, war auch die Tatsache, dass die Gage für die Bands an die Künstleragentur der DDR abgetreten werden musste. Diese wiederum zahlte die Musiker nur zu einem kleinen Teil in D-Mark, zum großen Teil aber in DDR-Mark aus. Die Band wollte, was nachzuvollziehen ist, natürlich lieber Westgeld haben. Das konnten wir allerdings nicht ändern.

Gab es Überlegungen bei den Bands, im Westen zu bleiben?

Wir haben ab und zu drüber gesprochen, aber keiner wollte das. Es hatten ja alle Familien. Abgesehen davon, war den Bands auch bewusst, dass sie sehr privilegiert waren und viele Vorteile hatten – in West wie in Ost gefeiert wurden, gutes Geld verdienten und als DDR-

das der Staatssicherheit der DDR berichten musste. Damit nicht noch jemand zusätzlich mitreiste, musste es jemanden bandintern geben. Aber diese Musiker waren nicht linientreu, sondern haben nur so getan. Denn nicht jeder durfte reisen, es musste etwas »Positives« vorliegen, was einen vertrauenswürdig machte, im Westen touren zu dürfen. Wir hatten mit Karat in vielen Städten der BRD auch »Fans« im Schlepptau, die uns im Auftrag der Stasi beobachtet haben. Sie haben meist auf eine lächerliche Art versucht, unauffällig zu sein, sodass wir sie immer bemerkten. Teilweise waren sie sehr penetrant. Uns hat mal einer verfolgt und ist uns nach dem Konzert hinterhergefahren. Im Hotel konnten wir ihn dann abschütteln. Wir mussten immer sehr aufpassen, was wir sagen, denn wir sind mit allen recht locker umgegangen. Vieles, etwa Kritik am System und der Herrschaft in der DDR, durfte gar nicht geäußert werden. Irgendwann habe ich dann mal ein Codewort erfunden, damit jeder Bescheid weiß, wenn wir wieder einen Spitzel bei uns haben. Es hieß »Jägerschnitzel«. Wir hatten dieses Gericht so oft im Catering zu essen bekommen, dass es völlig unverfänglich war, wenn einer von uns sagte: »Wenn es heute Abend wieder Jägerschnitzel gibt, dann will ich das heute nicht essen.« Danach wusste jeder: Vorsicht ist geboten!

Was für ein Publikum hatten die drei DDR-Bands in der alten Bundesrepublik?

Ein völlig gemischtes, hauptsächlich junges Publikum, das einfach nur auf die Musik abgefahren ist.

Waren die drei Gruppen auch deshalb erfolgreich, weil sie auf Deutsch sangen?

Das war natürlich ein Vorteil für die DDR-Bands. Sie haben frühzeitig lernen müssen, mit der deutschen Sprache umzugehen, und hatten hervorragende Texte. Die deutsche Sprache ist irgendwie kantig und damit umzugehen, sie in Musik zu

formen, ist wirklich eine Begabung. Das muss man können. Im Westen wurde zu der Zeit meistens nur Englisch gesungen. Und da war die Musik der DDR-Bands etwas ganz Besonderes. Das haben die Leute geliebt, weil sie die Texte richtig verstanden haben. Wir hatten manchmal Fans, die mit Tränen in den Augen an die Bühne kamen. »Ich habe im Krankenhaus gelegen und war so krank und habe euer Lied gehört und bin gesund geworden«, erinnere ich mich noch. Das war schon großartig.



SAMSAMI FRAGT

Was ist Ihnen noch in besonderer Erinnerung?

Es gab bei den Karat-Tourneen Zeiten, da dachte ich, ich bin bei den Beatles. Da sind uns kreischende Teenies hinterhergerannt und -gereist. Die haben sogar herausgefunden, in welchen Hotels wir wohnten, und uns in Schwärmen erwartet. Ich habe öfter mein Zimmer abgetreten, weil ich die Verantwortung nicht übernehmen konnte, dass so junge Teenies nachts auf der Straße kampieren und habe dann irgendwo anders im Hotel geschlafen.

Gab es noch andere außergewöhnliche Situationen für die Bands?

Oh ja, jede Menge. So gab es bei Karat etwa eine Bombendrohung in Luxemburg – wegen einer Textzeile im Song

musste geheim gehalten werden. Es wäre das Aus gewesen. Es hat viel Verhandlungsgeschick, Nerven und noch mehr Geld gekostet, aus dieser fatalen Situation herauszukommen. Außergewöhnlich war auch die Verleihung einer Goldenen Schallplatte an die Gruppe City für ihren Hit »Am Fenster«. Die Single wurde auch in Griechenland vermarktet und war dort so erfolgreich, dass sie 1981 Goldstatus erreichte. Es war die einzige Verleihung einer westlichen Goldenen Schallplatte in der DDR und fand im Ost-Berliner Hotel Metropol statt – unter Anwesenheit hoher Funktionäre. Wir, Peter Schimmelpfennig und ich, wurden damals am Grenzübergang Friedrichstraße einfach ohne Kontrolle durchgewunken, mit einer unverpackten Goldenen Schallplatte unterm Arm. Das war schon irgendwie unheimlich.

1983 beendeten Sie Ihre Arbeit als Tournee-Managerin der drei Bands.

Es gab verschiedene Gründe. Kontroversen mit Pool, die wachsende Unzufriedenheit von Karat wegen besagter Gagen und die Doppelbelastung, auf Tour zu sein und zugleich von unterwegs das Büro zu leiten – das alles hat mich ziemlich ausgelaugt. Ich bin ein leidenschaftlicher Backstage-Mensch und kann nicht ruhig danebensitzen, sondern muss immer etwas tun. Die Zeit mit den DDR-Bands war aufregend, aber auch sehr anstrengend. Ich litt unter Schlafstörungen und musste mich erst einmal



Karat-Sänger Herbert Dreilich und Tournee-Managerin Kitty Eißmann beim Rumlalbern, während der Herbsttour der Band am 23. Oktober 1981 in Essen

Bands im Westen einfach etwas Exotisches waren. Wir waren ja nicht nur in der BRD auf Tour, sondern auch in der Schweiz, in Dänemark und Luxemburg. Karat ist im schwedischen Fernsehen aufgetreten. Die Puhdys waren 1980 sogar in London und haben dort ein Album auf Englisch aufgenommen.

Wurden die Musiker von der Staatssicherheit beobachtet? Ich erfuhre erst im Nachhinein, dass es bei jeder »reisefähigen« Band ein Mitglied gab,



FOTO: PRIVAT

»Der Blaue Planet«. Dann die Festnahme eines Roadies in München. Sie hatten nachts unbemerkt mit dem LKW ein altes Ladenschild in einer engen Gasse beschädigt. Als sie am nächsten Morgen losfahren wollten, war der LKW weg. Wir dachten, er wäre geklaut, aber bei der Polizei stellte sich heraus, dass er wegen angeblicher Fahrerflucht abgeschleppt wurde. Sie haben den Fahrer festgesetzt. Ein Ost-Roadie im Westen festgenommen – das war der reinste Horror und

regenerieren. Das Thema DDR war für mich damit aber nicht abgeschlossen. Im Sommer 1983 tourte ich als Managerin der West-Berliner Band F.O.X. durch den »Arbeiter- und Bauernstaat«. Aber das ist eine andere abenteuerliche Geschichte.

Vielen Dank.

Kitty Eißmann war 1980 bis 1983 Tournee-Managerin der DDR-Bands Puhdys, City und Karat im Westen. Behrang Samsami ist freier Journalist

Für soziale Rechte und internationale Solidarität

Die Entwicklung der »jungen Welt«: Vom FDJ-Zentralorgan zur demokratischen Tageszeitung

STEFAN HUTH

An Nachfrage hat es nicht gemangelt: Zum Ende der DDR war die Junge Welt (JW) mit mehr als 1,5 Millionen Leserinnen und Lesern die auflagenstärkste Tageszeitung im Land. Als Zentralorgan der FDJ hatte sie durchaus mehr Spielraum als andere Publikationen. 1989 und in den folgenden Monaten setzten sich ihre Leserinnen und Leser in und mit der Zeitung intensiv mit den Entwicklungen im sozialistischen Staat auseinander. Die meisten derjenigen, die sich zu Wort meldeten, sprachen sich dafür aus, den Sozialismus auf verbesserter Grundlage weiterzuentwickeln.

Mit Jens König wurde im Herbst 1989 zum letzten Mal über den Zentralrat der FDJ der JW-Chefredakteur ausgewählt und dann von der Redaktionsversammlung bestätigt. Am 10. Januar 1990 verkündete er auf dem Titelblatt, dass die JW nicht länger Organ der FDJ sein wolle. Am Titel der Zeitung und an deutlich mehr als 100.000 verbliebenen Abonnements bestand Interesse seitens großer westdeutscher Verlagshäuser. In der Zeitungsbranche herrschte Euphorie: Viele Verlage glaubten an einen lang anhaltenden Hunger von Bürgern der DDR nach den bisher nur schwer zugänglichen Westmedien. Tatsächlich aber haben die großen überregionalen Tageszeitungen im Osten nie richtig Fuß fassen können.

Der Verkauf an einen großen westdeutschen Verlag kam nicht zustande, stattdessen erwarb die Westberliner Mediengruppe Schmidt & Partner, zu der unter anderem »Titanic« und später auch »Der Freitag« gehörten, die JW im April 1991 für eine D-Mark. Zuständiger Geschäftsführer im Verlag Junge Welt war damals übrigens der heutige Vorsitzende der Linksfraktion im Bundestag, Dietmar Bartsch. Jens König blieb Chefredakteur, inhaltlich wurde das Blatt im-

mer beliebiger und richtete sich in der neuen Zeit ein. In der Belegschaft gab es Diskussionen über die Zukunft der Zeitung: Der ungebremste dramatische Verfall der Auflage und die Profillosigkeit – so gab es eine über 160-teilige Serie mit dem Titel »So werde ich Jungunternehmer« – machten ein Ende absehbar. Es wurde ein Aktionsausschuss gegründet, mit dem die Übernahme einer Mehrheit an den Anteilen der GmbH durch die Belegschaft angestrebt wurde, auch über Arbeitskämpfe zur Durchsetzung dieser Forderung wurde diskutiert.

Dazu kam es nicht. Stattdessen wird Hermann L. Gremliza aus Hamburg als Berater eingeflogen, der 1993 damit beginnt, ein neues Konzept zu entwickeln, das dann ab dem 9. Mai 1994 mit neuem Logo – kleines j, großes W – und neuer Chefredaktion auch umgesetzt wird. Der Auflagenverfall – mittlerweile ca. 17.000 Abos – kann gebremst, aber nicht gestoppt werden. Die Alteigentümer kasieren die Leserschaft ein letztes Mal Anfang April 1995 ab und geben dann die Einstellung des Titels bekannt.

Auch diesmal kommt es anders. Der Betriebsratsvorsitzende Dietmar Koschmieder nimmt Verhandlungen mit den Alteigentümern auf, kauft Titel und Aboblieferungsrechte. Kurz vor dem 50. Jahrestag der Befreiung vom Faschismus gründet er den Verlag 8. Mai GmbH, die verbliebene Belegschaft nimmt nach wenigen Tagen die Produktion der Zeitung wieder auf. Ein beim damaligen Schatzmeister der PDS, Dietmar Bartsch, angefragter Kredit kommt nicht zustande, aber die Gründung einer Genossenschaft gelingt. Nachdem sie bei den Leserinnen und Lesern genügend Kapital angesammelt hat, übernimmt die Linke Presse- und Verlagsgenossenschaft Junge Welt eG 1998 die Mehrheit am Verlag 8. Mai GmbH.

Dass diese Konstruktion bis heute funktioniert, hat viel mit den inhaltlichen Klärungsprozessen zu tun, denen



Die »junge Welt« am Kiosk im Ostteil Berlins 1993

sich Verlag und Redaktion gestellt haben. Ein Teil der Belegschaft wollte mit Herkunft und Geschichte der jungen Welt nichts zu tun haben und war der Ansicht, nur eine Hülle, eine materielle Grundlage übernommen zu haben. Der andere berief sich auf die progressiven Traditionslinien des Blattes: »Junge Welt« sollte demnach weiterhin eine klassenkämpferische Zeitung gegen Krieg und für internationale Solidarität sein und ihren marxistischen Ansatz weiterentwickeln. 1997 trennten sich beide Teile nach einem harten Streit: Die »antideutsche« Fraktion gründete die Wochenzeitung Junge World, die Internationalisten schärfen das Profil der jungen Welt.

Über die Jahre ist es dem Verlag gelungen, die Verkäufe weiter zu steigern. Sie war eine der ersten Zeitungen mit einem Onlineabo. Heute hat sie eine Druckauflage, die der des »Neuen Deutschland« entspricht, und verkauft zumindest am Kiosk nicht viel weniger Exemplare als die »Taz«. Im Gegensatz zu den beiden genannten und anderen überregionalen Tageszeitungen kämpft sie für den langfristigen Erhalt gedruckter Tagespresse, die sie als wichtiges Instrument der Aufklärung versteht.

Als Zentralorgan des Jugendverbandes FDJ der DDR hatte die JW ein überwiegend sehr junges Lesepublikum. Zwar ist auch die Leserschaft der JW älter geworden, sie ist aber im Schnitt

jünger als bei allen anderen Tageszeitungen und findet mittlerweile neue Leser in allen Altersklassen und sozialen Schichten – in den alten wie in den neuen Bundesländern. Die recht heterogene Leserschaft eint indes eines: Sie ist mit bestehenden Verhältnissen nicht einverstanden und hält Veränderungen für dringend notwendig – auf der Grundlage des Ausbaus demokratischer und sozialer Rechte und der internationalen Solidarität.

Stefan Huth ist Chefredakteur der in Berlin erscheinenden Tageszeitung »junge Welt« und Mitglied im Vorstand der Genossenschaft LPG Junge Welt eG

Wie ist es denn da so?

Der Journalist Markus Decker schrieb nach der Wende aus Sachsen-Anhalt

MARKUS DECKER

Ich kann mich an meine Ankunft im Osten noch gut erinnern. Ein Jahr nach meinem Examen und ein halbes Jahr nach meinem Vorstellungsgespräch bei der »Mitteldeutschen Zeitung« packte ich im Spätsommer 1992 das Nötigste in meinen roten Opel Corsa und fuhr von meiner Studenten-WG in Münster in Westfalen nach Sachsen-Anhalt. Eine der zahlreichen Lokalredaktionen der ehemaligen SED-Bezirkszeitung namens »Freiheit« hatte ihren Sitz in Bernburg; das liegt zwischen Magdeburg und Halle. Die schöne Industriestadt an der Saale sollte nun für 24 Monate meine neue Heimat werden.

Ich weiß noch, wie ich mich freute, als ich an einem Sonntagabend das Haus in Augenschein nahm, in dem sich Redaktion und Geschäftsstelle des Blattes befanden. Es stand in der Lindenstraße, der zentralen Einkaufsstraße der Stadt, die alle den »Boulevard« nannten. Dieser von Bäumen gesäumte Boulevard war schön und erinnerte mich an zu Hause, wo wir in einer ähnlichen Einkaufsstraße eine

Bäckerei besaßen. Vom Boulevard fuhr ich weiter zum Bernburger Salzbergwerk. Es hielt in schmucklosen Pavillons kleine Werkwohnungen bereit, in denen es nach dem unverwechselbaren DDR-Putzmittel Wofasept roch und in dem ich fürs Erste mein Lager aufschlug.

Tags darauf, es war ein Montag, suchte ich meine neuen Kollegen auf, die mich flugs mit einem kleinen Auftrag versahen, obwohl es erst am Dienstag offiziell losgehen sollte. An jenem Dienstag saß ich dann mit meinen Volontariats-Novizen aus Ost und West beim Chefredakteur in Halle. Der nahm sogleich anerkennend meinen ersten Text in Augenschein. Mein Leben im Osten ließ sich gut an.

Der Schritt aus dem Westen war groß damals. Von Magdeburg nach Bernburg brauchte man für 40 Kilometer bisweilen drei Stunden; eine Autobahn gab es noch nicht. Die Sanierung vieler Gebäude hatte gerade erst begonnen. Im Winter roch es überall nach Kohle. Und in der Redaktion gab es zwar für jeden der acht Redakteure und zwei Sekretärinnen einen Telefonapparat – dafür aber lediglich zwei Leitungen. Wenn zwei Kollegen telefonierten, mussten die anderen warten.

Wie groß der Sprung von West nach Ost tatsächlich war, merkte ich an den Reaktionen der Daheimgebliebenen.

Die fragten meist recht allgemein »Wie ist es denn da so?«, hatten allerdings längst wieder abgeschaltet, wenn ich zur Antwort ansetzte. Weil ich im Osten freundlich, aber eben doch als »Wessi« wahrgenommen wurde, hatte ich das Gefühl, mich emotional für eines der beiden Deutschländer entscheiden zu müssen. Ich entschied mich für den Osten.

In Bernburg lernte ich eine andere Gesellschaft kennen. Meine Kollegen waren teilweise in der SED gewesen oder hatten ihr nahegestanden. Das verschaffte mir mehr journalistische Freiräume, als ich im Westen als 28-Jähriger gehabt hätte. Die Arbeitslosenquote lag seinerzeit bei etwa 25 Prozent; ungefähr gleich viele Menschen waren in Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen »geparkt«. Die meisten Ostdeutschen hatten ihre alten Plätze in der Gesellschaft verlassen müssen und waren auf der Suche nach einem neuen. Neu war für mich auch, dass die Kirchen eine Nischenexistenz führten – wobei die evangelische Kirche noch die bedeutendere war. Ich kam aus einem katholischen Elternhaus, und im Münsterland war der Katholizismus dominant.

Dabei war es kein Zufall, dass ich in Sachsen-Anhalt gelandet war. Denn eine Affinität zu Ostdeutschland hat-

te ich schon früh. Ich hatte vor 1989 Moskau und Prag bereist und eher zufällig an einem FDJ-Jugendlager in der Nähe von Potsdam teilgenommen, kannte Wolf Biermanns Platten teilweise auswendig, hatte ein Interview mit Stephan Krawczyk geführt, noch bevor die Mauer fiel – und fuhr, als sie dann tatsächlich gefallen war, umgehend mit dem Auto nach Berlin, um mir das aus der Nähe anzusehen. Ich mochte die Ostdeutschen – nicht zuletzt weil ich erlebte, dass sie es nach 1989 zunächst erneut schwerer hatten.

Im Übrigen hatte ich berufliches Glück. Westdeutsche Verlage hatten die ostdeutschen Bezirkszeitungen aufgekauft und wollten die Redaktionen mit neuen Leuten durchmischen, gern auch mit Westdeutschen. Sie suchten junge, aufgeschlossene und an Ostdeutschland interessierte Journalisten. Sie suchten Menschen wie mich. 1994 zog ich also von Bernburg nach Wittenberg, von dort 1999 nach Halle und von Halle 2001 nach (Ost-)Berlin. Meine Liebste kommt schließlich aus Thüringen. Und so wurde das Ost-Thema für mich lebensprägend und identitätsstiftend. Drei Bücher sind daraus erwachsen.

Der im Osten sehr viel stärkere Rechtsextremismus hat mich stets befremdet. Doch ich habe ihn lange verdrängt. Als ich mit meinem Freund Günter aus Köln mal in der Nähe von Bernburg auf einem Dorf fest war und er mich auf die vielen Neonazis ansprach, redete ich das

klein. Ich wollte nicht, dass Günter schlecht über den Osten denkt.

Seit der »Flüchtlingskrise« und dem Erstarken der AfD hat sich das geändert. Meine Geduld hatte sich erschöpft, als ich sah, wie in Sachsen und anderswo eine Flüchtlingsunterkunft nach der anderen attackiert wurde. In Heidenau war ich im August 2015 Augen- und Ohrenzeuge, als Kanzlerin Angela Merkel ins Visier von Rechtsextremisten und vermeintlich »besorgten Bürgern« geriet. Dieser Hass und diese Kälte haben mich schockiert und mir Angst gemacht. Noch mehr hat mich schockiert, dass rechtsextremes Gedankengut in die Mitte der Gesellschaft einsickerte.

Als ich im März 2018 in der Wochenzeitung »Die Zeit« einen Text über diesen anderen Blick auf den Osten publizierte, bekam ich viel Zustimmung, gerade von Ostdeutschen mittlerer Jahrgänge, die in größeren Städten leben und mir sagten, sie verstünden ihre Landsleute selbst nicht mehr. Freilich gab es auch Angriffe. Ein Ost-Kollege schrieb: »Dann geh doch rüber.« Das war bitter.

Meine Kollegen in Bernburg hießen übrigens Andreas, Carsten, Engelbert, Harald, Paul, Raimund, Rita und Yvonne. Es war eine lebendige, lustige, auch komplizierte Redaktion. Drei von ihnen sind tot. Ich habe alle noch vor Augen, als wäre es gestern gewesen.

Markus Decker ist Korrespondent des RedaktionsNetzwerk Deutschlands

»Entscheidend war die Nähe zum Leser«

Die Entwicklung der SED-Bezirkszeitung »Das Volk« zur »Thüringer Allgemeine«

Sergej Lochthofen, ehemaliger Chefredakteur der »Thüringer Allgemeine«, hat im November vor zehn Jahren deren Redaktion verlassen. Damals wie heute nennt man seinen Namen in einem Atemzug mit der ersten Zeitung, die sich von der SED lossagte. Theresa Brühem ist mit der »Thüringer Allgemeine« am Frühstückstisch aufgewachsen. Beide sprechen in Erfurt über den Transformationsprozess von »Das Volk« zur »Thüringer Allgemeine«.

Theresa Brühem: Herr Lochthofen, Anfang der 1970er Jahre kamen Sie als Volontär zu »Das Volk«, der Zeitung der SED-Bezirksleitung Erfurt. Erinnern Sie sich an Ihren ersten Eindruck?

Sergej Lochthofen: Ja, ich war 18, hatte mit 16 Abitur gemacht und bereits ein paar Semester Kunst auf der Krim studiert. Das war eine gute Zeit, aber Kunst im real existierenden Sozialismus hatte schon ihre Merkwürdigkeiten. Ich erinnere mich, wie ich mit einem Besenstiel in der Hand – er sollte ein Gewehr imitieren – für unseren Lehrer Modell stehen musste. Er arbeitete an einem Monumental-Schinken »Die Partisanen« und haderte mit sich, ob es richtig sei, eine so wichtige Rolle mit jemandem aus Deutschland zu besetzen. Zurück in der DDR, entschied ich mich für den Journalismus. Da mein Vater in der Emigration als Journalist arbeitete, schien mir das keine schlechte Idee. Dass die Arbeit meinem Vaters viele Jahre Lagerhaft in Workuta einbrachte, nun ja... Ich stellte mir lieber so einen Tausendsassa zwischen Moskau, New York und Paris vor. Die Filme waren voll davon. Dass die Realität eines Parteijournalisten in Erfurt oder Gotha eine ganz andere war, merkte ich schnell. Wollte aber nicht aufgeben.

Nach dem Volontariat ging es zum Journalistik-Studium nach Leipzig.

Heute folgt in der Regel das Volontariat dem Studium. Im Osten war es genau umgekehrt, man konnte nur studieren, wenn man von einer Redaktion delegiert wurde. Da die Zeitungen der Partei oder den Block-Parteien gehörten, gab es einen starken Druck auf die Volontäre, Parteimitglieder zu werden. Nichts blieb dem Zufall überlassen. So war die Leine noch kürzer, an der man geführt wurde. Da ich einen russischen Pass besaß, hatte ich Glück: Ich wollte nicht, und die SED nahm keine Ausländer auf. So blieb ich die ganze Zeit parteilos.

Bis zur Wende arbeiteten Sie als Redakteur in eben dieser Redaktion. Wie sah die Berichterstattung aus?

Direkte Zensur wie in der Sowjetunion oder in Polen gab es nicht. Dort konnten Zei-

tungen nur erscheinen, wenn die Seiten von den jeweiligen Parteifunktionären frei gegeben wurden. Aber auch die indirekte Form der Zensur in der DDR war nicht weniger wirksam: Jeder Redakteur kannte den schmalen Grat, den die Parteibeschlüsse vorgaben. Wer davon abwich, hatte beruflich keine Zukunft. Ein Kollege hatte in einem Brief an seine Schwester die Mauer dafür verantwortlich gemacht, dass man sich nicht sehen konnte. Er wurde aus der Partei ausgeschlossen und aus der Redaktion geschmissen. Nur mit Geschick konnte man der Ödnis entfliehen. Ich machte Interviews mit Manfred von Ardenne, schrieb eine Reihe von Reportagen aus Sibirien. Richtig Hoffnung kam aber erst mit Gorbatschow auf. Für den Westen war es allenfalls spannend, was da im Kreml passierte. Für uns war es existenziell. Doch während durch die Sowjetunion ein frischer Wind wehte, wurde es hier immer stickiger. Die DDR blieb knochenhart, stalinistisch. Die Situation wurde immer schizophrener: Der einstige »große Bruder« mutierte zum »bösen Onkel«.

Dann kamen die Montagsdemonstrationen – auch nach Erfurt. Ab wann und wie berichtete »Das Volk«?

Als die erste Demonstration durch Erfurt zog, war ich nicht der Berichterstatte, aber natürlich dabei. Später in der Redaktion kam es zu einer gespenstigen Situation: Auf Anweisung von »Säge-Müller«, dem örtlichen Parteiboss, sollte die Zahl der Teilnehmer an der Demonstration auf einen Bruchteil gedrückt werden. Statt 40.000 nur 10.000. Alle wussten, dass es gelogen war. Aber der große Mut, direkt zu widersprechen, fehlte noch. So schrieb man über den Text »Offizielle Mitteilung«, was für die Leser eine sichtbare Distanzierung war. Im Vorfeld der Ereignisse hatte ich mit Matthias Büchner, Kopf des Neuen Forums in der Region, ein Gespräch geführt, es war wohl das erste Interview mit einem Oppositionellen in einer Parteizeitung. Er sorgte sich, dass es bei der Demonstration zu Provokationen seitens der Stasi kommt, und die Ereignisse in Erfurt eskalieren. Da es mit den Parteioberen keinen Kontakt gab, bat er mich, ob ich irgendwie vermitteln könnte. Das ging dann nach dem Prinzip der stillen Post: Ich trug die Sache dem Chefredakteur vor, er ging damit zur Bezirksleitung, kam wieder zurück, ich ging zu Büchner und gab Entwarnung. So war es dann auch.

Die Mauer fiel und »Das Volk« sagte sich als erste Zeitung von der SED los.

Das ging mir alles viel zu langsam. Ich hätte mir einen radikalen Schnitt gewünscht, aber viele in der Redaktion zögerten. Es gab mehrere Anläufe, die Partei rauszuwerfen, die allesamt schiefgingen. Doch nach und nach dämmerte es selbst dem Letzten: So ging es nicht weiter, eine Parteizeitung hatte in der neuen Zeit keine

Zukunft. Nach einigen Turbulenzen erschien im Januar statt »Das Volk« die »Thüringer Allgemeine«. Wir hatten uns als erste von der Partei losgesagt. Es dauerte zum Teil Wochen oder sogar Monate, bis andere folgten. Uns trieb vor allem der Gedanke, in dem heraufziehenden Wahlkampf für niemanden Partei ergreifen zu müssen. Das fanden nicht alle gut. Die aus der SED hervorgegangene PDS machte mit Gregor Gysi an der Spitze Druck. Wir waren ja, was das Zeitungspapier anbelangte, völlig abhängig. Die Reserven reichten nur wenige Tage. Und Papier kaufen konnte man in der DDR nicht. Aber wir blieben hart und drohten unsererseits: Auf dem letzten Fetzen Papier würden wir drucken, wer uns erpresst. Das hatte Wirkung.

Als von der Redaktion neu gewählter Chefredakteur der »Thüringer Allgemeine« übernahmen Sie große Verantwortung. Wie haben Sie die wahrgenommen?

Viel Zeit zum Nachdenken hatte man nicht. Die Redaktion meinte, sie braucht einen Chefredakteur. Der alte war nicht mehr da, stattdessen ein Redaktionsrat. So wurde ich im Februar 1990 gewählt. Basisdemokratisch. Die Unabhängigkeit hatten wir uns damals schon erkämpft. Wir waren völlig frei, das zu schreiben, was wir wollten. Das war gut. Einen Herausgeber gab es ja nicht mehr. Eigentlich wollten wir die Zeitung für eine symbolische Mark erwerben. Aber da kam die Treuhand, und die hatte etwas dagegen. Zwar hielt man nicht viel von den Zeitungen im Osten, es hieß, die würden sowieso alle bald pleitegehen, aber vorsichtshalber teilte man die Titel doch unter sich auf. Die Verlagsfreunde von Kohl und Genscher durften sich in Chemnitz und Halle als erste bedienen, die anderen balgten sich um den Rest. Die vorausgesagte Pleite der Ostzeitungen wurde zu einem der wenigen Milliardenengeschäfte der Treuhand. In Erfurt haben wir wenigstens selbst entschieden, wer als Investor infrage kommt. Das brachte uns, vor allem mir, einen gewissen Ruf der Widerborstigkeit ein. Nicht gerade typisch für jemanden aus dem Osten.

Ziel war eine unabhängige, freie, demokratische Zeitung. Wie haben Sie das jeden Tag Stück für Stück umgesetzt in dieser Übergangsphase?

Schon im Herbst erschien in der Zeitung die erste Enthüllungsgeschichte über einen Parteibonzen im Osten. Es ging um das Jagdhaus des besagten »Säge-Müllers«. Er hatte sich das auf Staatskosten fein ausbauen und auch den Weg durch den Wald asphaltieren lassen. In einem Land, das nur aus Schlaglöchern bestand, ein Skandal. Als er von unserer Recherche hörte, drohte er mit dem Staatsanwalt. Den er ja fest im Griff hatte. Aber wir druckten trotzdem. Dennoch: Viele Journalisten gehörten nicht zu jenen, die fünf vor zwölf, sondern erst fünf nach

zwölf merkten, was die Stunde geschlagen hatte. Das bleibt an ihnen hängen. Und es war ein Stück harter Arbeit, das verlorene Vertrauen wieder zu gewinnen.

Inwieweit sind Sie in dieser Transformation an Grenzen gestoßen?

Mit dem Wahlkampf 1990 brach über uns ein erbitterter geführter Verdrängungswettbewerb herein. Das ging ja vielen im Osten so. Unsere Druckmaschinen piffen aus dem letzten Loch und produzierten nur acht Seiten. Die Konkurrenz aus dem Westen hatte dagegen nicht nur 32 Seiten zu bieten, sondern kam auch noch mit fünf Lokalseiten einmarschiert. Nach außen ging es um hehre publizistische Grundsätze, in Wirklichkeit um nichts anderes als um ein lukratives Geschäft. In der alten Bundesrepublik waren die Claims abgesteckt. Es dauerte, bis wir dem etwas entgegengesetzten konnten. Entscheidend war wohl am Ende die Nähe zum Leser. Wir Journalisten durchlebten ja den gleichen Umbruch wie all die Menschen um uns herum. Über Nacht änderte sich alles. Die Konkurrenz aus dem Westen hatte einen Blick von oben drauf. Das ließ sich nicht verheimlichen. Große Zeitungen schrieben im Ton von Auslandskorrespondenzen

Da gibt es heute noch Defizite. Nicht wenige sind in der DDR kleingehalten und nach der Wende nur rumgeschubst worden. Das hat Langzeitwirkung und wird heute politisch schamlos ausgenutzt. Es ist einer der Gründe, warum die Menschen in den neuen Ländern für radikale Parolen besonders anfällig sind. Da stört es deren Anhänger nicht einmal, dass fast alle wichtigen Posten in der neuen Partei wie bei der Treuhand von westdeutschen Importen besetzt sind. Frei nach Erich Kästner: Sie trinken den Kakao, durch den man sie zuvor gezogen hat.

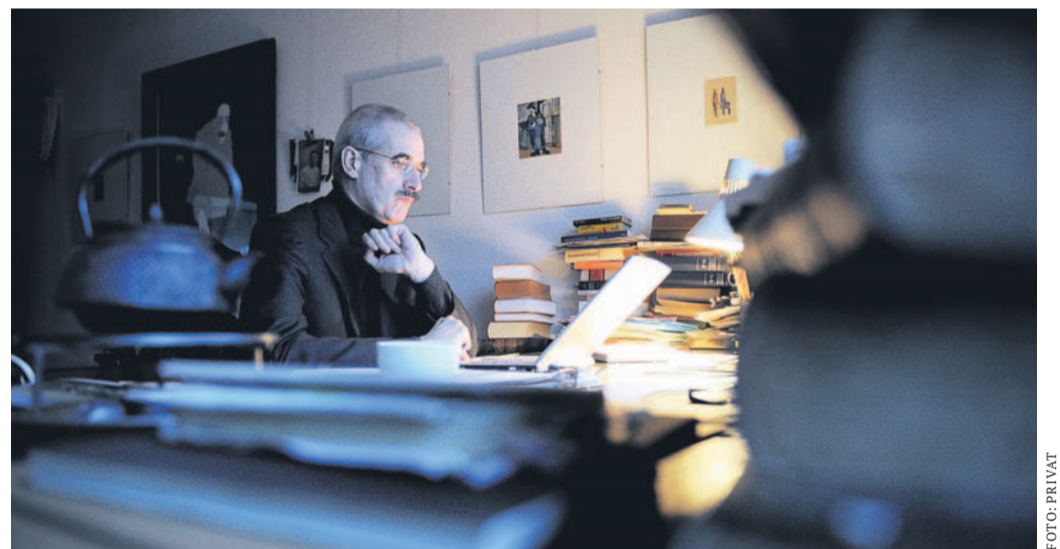
Später waren Sie omnipräsent in ARD und ZDF. Ich erinnere mich noch an einige Ihrer Auftritte im Presseclub. Da bekamen Sie den Beinamen »Die Stimme des Ostens«. Wie finden Sie diesen?

Gibt es eine Stimme des Westens? Nein? So gibt es sicher auch niemanden, der das im Osten ernsthaft von sich behaupten kann. Aber wie Journalisten so sind, Fritz Pleitgen hat mir das wohl eher ironisch an die Brust gehaftet. So kam es in die Welt. Natürlich war ich sichtbar einer, der aus dem Osten kommt, und ganz gewiss habe ich andere Erfahrungen als jemand, der in Hamburg oder Castrop-Rauxel aufge-

düsteren Debatten von heute, was alles nicht erreicht wurde, erscheint die Aussage als leichtsinniger Optimismus. Als Journalist sollte man sich nicht verunsichern lassen. Unsere Arbeit wird nötiger gebraucht denn je. Denn die Welt quillt über von Informationen. Richtigen und noch mehr falschen. Alles zu sortieren ist Schwerstarbeit. Leider sind die Zeitungen auf dem Rückzug. Gerade an den Wahlergebnissen im Osten ist nicht zu übersehen, wie schnell die Verblödung voranschreitet.

Wie blicken Sie heute auf die »Thüringer Allgemeine«?

Es schmerzt. Besser als jeder Außenstehende sehe ich, was die endlosen Sparrunden in der Zeitung angerichtet haben. Dazu die ständigen Preiserhöhungen. Die Folge ist ein chronischer Leserschwund. Das heißt: Bedeutungsverlust. Wie soll es auch funktionieren, wenn ein wesentlicher Teil der journalistischen Arbeit zentral für mehrere Blätter in Berlin erledigt wird? Manche Ausgaben machen den Eindruck, als würden sie schon in China zusammengeschrubt. Dabei sind gute Zeitungen gerade im Osten nötiger denn je. In den Parlamenten sitzen zunehmend Menschen, denen früher selbst in der Kneipe keiner zugehört hat. Die blasen sich



Sergej Lochthofen erklärt auch heute oftmals noch »den Osten«

über Thüringen oder Sachsen. So schmolten sie heute noch angesichts der mickrigen Auflagen im Osten.

Wie reagierten die Leser darauf?

Eine erhellende Episode aus dieser Zeit: Der ehemalige FDP-Wirtschaftsminister Günter Rexrodt hatte ein Stück seines Vorlebens im thüringischen Arnstadt verbracht, ehe er in den Westen abgehauen war. Nun saßen wir bei einem Wirtschaftstreffen, das ich moderiert hatte, und kamen ins Gespräch. Rexrodt tat erstaunt: Bei einem Besuch in Arnstadt hätte man ihm gesagt, in der Redaktion der »Thüringer Allgemeine« würden noch immer »die Alten« sitzen. Stimmt das? Ich beugte mich zu ihm rüber und sagte mit Verschwörerinnene: »Herr Rexrodt, es ist noch viel schlimmer, die Leser sind auch noch die Alten.« Mein Ziel als Chefredakteur war es, nicht nur die Leser gut zu informieren, sondern auch ihr Selbstvertrauen zu stärken.

wachsen ist. Da konnte es interessant sein, die Dinge aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten. Vor allem war ich bemüht, aus dem Inneren heraus den Osten für den Westen zu erklären, ohne dabei den einen wie den anderen nach dem Mund reden. Das fehlt mir heute allzu oft.

Inwieweit kann man »den Osten« überhaupt erklären?

Ein Glück, der Osten ist ja im Schwinden und ist oftmals nur noch ein Ort im Kopf. Wie es ja auch die heile Welt des Westens nur noch in der Erinnerung gibt. Aber das dauert natürlich. Und wir müssen aufpassen, dass Fehlentwicklungen, wie der Rückfall in den Nationalismus, uns nicht vom rechten Weg abbringen. Als ich Anfang der 1990er Jahre in einer Sendung sagte, dass die größte Arbeit bei der Angleichung der Verhältnisse mindestens eine Generation dauert, also 25 oder 30 Jahre, wurde ich als unverbesserlicher Pessimist gebrandmarkt. Angesichts der

mit ihren Parolen auf. Da tut Aufklärung not, Sachlichkeit. Schauen Sie auf die Stimmung im Land. Überall wird gemeckert und genörgelt. Das Internet ist voll davon. Fast hat es den Anschein, umso besser es den Leuten geht, umso unzufriedener werden sie. Man darf es ja kaum laut sagen, aber die Arbeitslosigkeit in Thüringen liegt niedriger als in großen Teilen des Westens. Ganz zu schweigen vom Ruhrgebiet. Das nennt man doch wohl Realitätverlust? Guter Stoff für guten Journalismus. Doch der scheint mir eher hilflos. Luther hat das gut erkannt: Aus einem verzagten Arsch fährt kein fröhlicher Futz. Das sieht man den Zeitungen täglich an. Schade. Ich bin froh, dass ich das nicht verantworten muss.

Vielen Dank.

Sergej Lochthofen ist Journalist und Buchautor von »Schwarzes Eis« und »Grau«. Theresa Brühem ist Chefin vom Dienst von Politik & Kultur

Brückenbauer am Bosphorus

Deutsch-türkischer Kulturaustausch im Jahr 2020

Als Gemeinschaftsprojekt des Auswärtigen Amtes, mittels der Deutschen Botschaft Ankara, und des Goethe-Instituts Istanbul ist die Kulturakademie Tarabya ein Residenzprogramm für Künstlerinnen und Künstler verschiedener Sparten in Istanbul. Ziel ist es, den kulturellen Austausch zwischen der Türkei und Deutschland voranzutreiben – auch in Zeiten wachsender politischer Differenzen. Theresa Brühem spricht mit den beiden Verantwortlichen Meik Clemens Laufer und Pia Entenmann unter anderem darüber, wie heute kultureller Brückenbau zwischen beiden Ländern funktionieren kann.

Theresa Brühem: Herr Laufer, Sie leiten als Referent des Kulturreferates der Deutschen Botschaft Ankara die Kulturakademie. Worin bestehen Ihre Aufgaben?

Meik Clemens Laufer: Wir unterscheiden gegenüber den Stipendiatinnen und Stipendiaten der Kulturakademie Tarabya immer gern in Hard- und Software. Wir arbeiten mit dem Goethe-Institut Hand in Hand, um diesen – durch den Deutschen Bundestag ermöglichten – fantastischen Kultur-Raum Tarabya zu nutzen. Das Auswärtige Amt ist zuständig für die Sicherung der Rahmenbedingungen,

Pflege und den Ausbau der Kontakte zur Kunst- und Kulturszene Istanbuls und der Türkei sowie die Planung und Durchführung eines eigenständigen Programms. Das Goethe-Institut kooperiert dabei mit türkischen Kulturstiftungen wie der Istanbul Kunst- und Kulturstiftung IKSU, Universitäten wie der Mimar Sinan Universität, Museen wie dem Pera Museum oder ARTER, Galerien, Theatern sowie weiteren wichtigen Akteuren der Kulturszene und Zivilgesellschaft in der Türkei wie Anadolu Kültür oder SALT. Die kuratorische Verantwortung umfasst auch die Steuerung des Auswahlverfahrens für Stipendiatinnen und Stipendiaten – von der Ausschreibung bis zur Sitzung der unabhängigen Jury. Wie Herr Laufer nehme auch ich als Gast an den Sitzungen des Akademiebeirats teil.

Ziel der Kulturakademie Tarabya ist es, einen Beitrag zum deutsch-türkischen Kulturaustausch zu leisten. Wie ist es in Zeiten angespannter bilateraler Beziehungen um den Kulturaustausch bestellt?

Laufer: Als Kulturakademie Tarabya haben wir bislang 90 Kunst- und Kulturschaffenden je mindestens drei Monate lang die Gelegenheit geboten, in Tarabya bzw. in Istanbul zu leben, zu arbeiten und sich zu vernetzen. Die Kulturakademie Tarabya hat sich zum Ziel gesetzt, auf diese Weise

Stipendiatinnen und Stipendiaten über einen längeren Zeitraum ein Vertrauensverhältnis zu türkischen Kunstschaffenden aufbauen können. So entstehen weit über die Stipendiatendauer hinaus nachhaltige Beziehungen. Von institutioneller Seite unterstützen wir die Verbindung zur türkischen Zivilgesellschaft mit zahlreichen Projekten jährlich 40 Veranstaltungen mit Partnern vor Ort und Networking-Formaten: Mit den wöchentlich stattfindenden »Tarabya Tuesdays« haben wir eine Plattform geschaffen, zu der wir Vertreterinnen und Vertreter der lokalen Szene nach Tarabya einladen. Außerdem haben wir im November 2019 erstmals ein Netzwerktreffen der anderen Art – ein kulturelles Speed-Dating auf einem Bosphorus-Schiff – organisiert. So konnten die Stipendiatinnen und Stipendiaten sich mit wichtigen Akteuren aus der hiesigen Kunst- und Kulturwelt vernetzen. An der großen Anzahl und Diversität der Teilnehmenden sieht man, dass auch von türkischer Seite das Interesse an einem Austausch ungebrochen hoch ist.

Zahllose deutsche und türkische Medien- und Kulturschaffende sind in der Türkei nicht nur unter Druck, sondern auch willkürlich inhaftiert worden. Wie beeinflusst diese Situation die Arbeit der Kulturakademie?

Fürsorgepflicht für unsere Stipendiatinnen und Stipendiaten sowie deren lokale Partner. Einmal jährlich organisieren wir ein großes Festival auf dem Gelände der Sommerresidenz des Deutschen Botschafters, dort zeigen wir auch die entstandenen Werke: So zeigte eine Stipendiatin ihren Dokumentarfilm, der eine Umweltgruppe begleitet, die sich gegen den Neubau des Istanbul Flughafens eingesetzt hatte. Auch andere künstlerische Positionen – z. B. eine Video-Arbeit zum Atatürk-Kulturzentrum – zeigen, wie stark die Stipendiatinnen und Stipendiaten mit der türkischen Zivilgesellschaft interagieren. Die Kulturakademie Tarabya steht für künstlerische Freiheit, das zeigt sich in unterschiedlichen Werken immer wieder.

Verzeichnen Sie dennoch in den Jahren seit dem Putsch 2016 zurückgehende Bewerberzahlen? Oder sind diese gleichgeblieben?

Entenmann: Wir haben das Verfahren für die Vergabe von Stipendien im Jahr 2017 umgestellt – von Nominierung auf Bewerbung. Die Umstellung war von Akademiegründung an geplant – fiel dann aber auf ein Jahr, in dem die politische Situation in der Türkei wie auch die bilateralen Beziehungen besonders angespannt waren. Wir hatten uns in diesem Moment ernsthafte Gedanken gemacht, ob wir ausreichend qualifizierte Bewerbungen bekommen würden. Dennoch hat ein mögliches Stipendium an der Kulturakademie Tarabya seinerzeit insgesamt rund 300 Künstlerinnen und Künstler motiviert, ihre Bewerbung einzureichen – und das bei nur etwa 20 Plätzen, die wir jährlich vergeben. Auch 2018 und 2019 hatten wir ähnlich viele Bewerbungen, die sich übrigens mit denen von etablierten Residenzprogrammen wie der Villa Kamogawa in Japan vergleichen lassen.

Jährlich ermöglichen Sie rund 20 Stipendiatinnen und Stipendiaten einen Aufenthalt in der Kulturakademie Tarabya. Wie sieht dieser aus?

Laufer: Seitdem wir 2017 auf ein Bewerbungsverfahren umgestellt haben, bleiben die Stipendiatinnen und Stipendiaten in der Regel vier oder acht Monate in Tarabya. Eine Verlängerung – zu einem späteren Zeitpunkt – ist laut Statut der Kulturakademie auf bis zu zehn Monaten insgesamt möglich. Die Stipendiatinnen und Stipendiaten wohnen in der Zeit auf dem Gelände der historischen Sommerresidenz des Deutschen Botschafters in Tarabya. Ein malerisches, 20 Hektar großes Anwesen mit mehreren weißen Holzvillen – eine davon die Kulturakademie – und einem großen Park. Ein Ort der Ruhe und Abgeschiedenheit in der Millionenmetropole Istanbul. Sie erhalten ein monatliches Stipendium in Höhe von 2.500 Euro und werden von unserem Team der Kulturakademie im Alltag vor Ort in Tarabya unterstützt. Abhängig von Art der Arbeit und Arbeitsstil verbringen die unterschiedlichen Künstlerinnen und Künstler mehr oder weniger Zeit auf dem Gelände – und entsprechend mehr oder weniger Zeit in der Stadt oder im Land selbst. Es besteht keine Produktionspflicht. Die Stipendiatinnen und Stipendiaten müssen lediglich sicherstellen, dass sie etwa 90 Prozent der Stipendiatendauer vor Ort sind, also nicht außerhalb der Türkei, denn sie sollen dieses außergewöhnliche Land ja auf eine besondere Art kennenlernen.

Wie werden die Stipendiatinnen und Stipendiaten ausgewählt? Was sind die Kriterien?

Entenmann: Die Auswahl erfolgt in einem fünfstufigen Verfahren: Zuerst sichtet das Goethe-Institut Istanbul die Bewerbungen nach formalen Kriterien. So dürfen sich z. B. ausschließlich in Deutschland lebende Künstlerinnen und Künstler auf das Stipendium bewerben. Anschließend bewerten deutsche und türkische Fachberaterinnen und -berater in allen Sparten die Bewerbungen in ihrer jeweiligen Disziplin und vergeben Punkte. Kriterien sind die künstlerische Qualität und Ästhetik des vorliegenden Portfolios, die Relevanz und der Innovationscharakter in der zeitgenössischen Kulturszene Deutschlands, aber auch das interkulturelle Potenzial des Werks bezogen auf die Türkei und die Motivation der Künstlerin oder des Künstlers, nach Istanbul zu kommen. Das Urteil der Expertinnen und Experten ist für die fünfköpfige Jury – neben dem Beirat der Kulturakademie unser wichtigstes Entscheidungsgremium – nicht bindend, dient dieser aber als Orientierung und Hilfestellung bei der Sichtung der vielen Bewerbungen. Die Jury empfiehlt ihre Auswahl an Stipendiatinnen und Stipendiaten schließlich dem Stipendiausschuss, bestehend aus der Juryvorsitzenden Feo Aladag, der Beiratsvorsitzenden Staatsministerin Michelle Müntefering und uns als Leitung der Kulturakademie Tarabya.

Was planen Sie in Zukunft für die Kulturakademie Tarabya?

Entenmann: Für die Zukunft liegt ein Fokus auf Alumni-Arbeit. Neben in den letzten Jahren eingeführten Formaten wie einem Alumni-Newsletter, Alumni-Treffen und der Einbeziehung von Alumni in Veranstaltungen haben wir gerade erstmals ein Fonds für ehemalige Stipendiatinnen und Stipendiaten der Kulturakademie Tarabya eingerichtet. Ziel des Fonds ist die Förderung nachhaltiger Beziehungen zur Türkei sowie neuer kollaborativer Arbeitsprozesse und innovativer Produktionen im deutsch-türkischen Kulturaustausch. Der Fonds bietet den inzwischen über 90 Alumni die Möglichkeit, sich zweimal jährlich auf maßgenaue Förderlinien zu bewerben: auf Recherchereisen, Übersetzungsförderung und (Ko-)Produktionsförderung. Vor einem Jahr haben wir zudem eine Auswahl von in Tarabya entstandenen künstlerischen Positionen erstmals auch in Berlin bei einer großen Werkchau im Hamburger Bahnhof – Museum für Gegenwart – präsentiert und planen auch künftig immer wieder Formate in Deutschland.

Laufer: Wichtig ist uns, dass wir die Kulturakademie Tarabya immer mehr als eigene Institution und Marke aufbauen. Wir haben das in den letzten Jahren – vor allem in der Öffentlichkeitsarbeit – angestoßen und müssen das stetig weiter vorantreiben. Ziel ist und bleibt es – so wie es der Deutsche Bundestag seinerzeit vorgesehen hatte –, kulturelle Brücken zu bauen, die die deutsch-türkischen Beziehungen im Bereich Zivilgesellschaft, Kunst und Kultur weiter mit Leben füllen und somit stärker und robuster machen. Wenn es uns gelingt, die Güte und Menge der jährlichen Bewerbungen auf aktuellem Niveau zu verstetigen, sehe ich uns auf einem guten Weg.

Vielen Dank.

Pia Entenmann trägt die Kuratorische Verantwortung für die Kulturakademie Tarabya. Meik Clemens Laufer ist Leiter der Kulturakademie Tarabya. Theresa Brühem ist Chefin vom Dienst von Politik & Kultur



FOTO: ENIS YUCEL

Die Kulturakademie Tarabya in Istanbul

auch des politischen Rückhaltes, und die »Hardware« der Kulturakademie. Das Goethe-Institut kümmert sich um die »Software«. Als Auswärtiges Amt kümmern wir uns in diesem Gemeinschaftsprojekt um die Zahlung der Stipendien an die bei uns residierenden Künstlerinnen und Künstler. Wir sorgen für die Instandhaltung und Verbesserung der Apartments und Ateliers. Wir helfen den Stipendiatinnen und Stipendiaten bei sämtlichen notwendigen Behördengängen in Istanbul – z. B. wenn es um Aufenthaltstitel in der Türkei geht. Als Leiter der Kulturakademie bin ich beisitzend in Beirat und Jury vertreten. Im Alltag impliziert die Rolle, dass ich die Stipendiatinnen und Stipendiaten regelmäßig treffe und – teils als Gastgeber – an Veranstaltungen der Kulturakademie teilnehme.

Frau Entenmann, Sie übernehmen vonseiten des Goethe-Instituts die kuratorische Verantwortung. Wie sieht diese aus?

Pia Entenmann: Die kuratorische Verantwortung umfasst insbesondere die künstlerische Betreuung der Stipendiatinnen und Stipendiaten, die

kulturelle Brückenbauerinnen und Brückenbauer zu fördern, die gerade in politisch spannenden und nicht immer spannungsfreien Zeiten einen wichtigen Beitrag für die deutsch-türkischen Beziehungen leisten. Tarabya schafft einen geschützten Raum für kulturelle Arbeit und Dialog. Denn klar ist auch: Die Kunst- und Kulturszene wie auch die Zivilgesellschaft in der Türkei fühlen sich unter Druck. Viele Akteure haben in den letzten Jahren das Land verlassen. Internationale Künstlerinnen und Künstler haben es teilweise sogar gemieden. Mit der Kulturakademie Tarabya konnten wir einen Beitrag leisten, den Austausch und die Kommunikationskanäle zwischen Deutschland und der Türkei, auch über den Bereich Kunst und Kultur hinaus, zu fördern – und das war ja auch die Idee des Deutschen Bundestages, als dieses Projekt initiiert wurde.

Entenmann: Gerade aufgrund der Situation vor Ort sind die Erwartungen seitens der türkischen Zivilgesellschaft und insbesondere der Kulturszene an uns hoch. Auch deshalb ist in diesen Zeiten ein Residenzprogramm besonders wertvoll, weil die

Laufer: Die Situation für Zivilgesellschaft, Medien- und Kulturschaffende in der Türkei ist schwierig. Natürlich hat das Image der Türkei in Deutschland in den letzten Jahren darunter gelitten. Neuanreisende Stipendiatinnen und Stipendiaten hatten uns besonders in den Jahren 2016 und 2017 noch vor Antritt des Stipendiums oft telefonisch konsultiert und um eine Lageeinschätzung gebeten. Dennoch haben bislang nur ganz wenige ihr Stipendium aus Sorge vor der politischen Lage nicht angetreten. Diese Fälle ereigneten sich allesamt in den Jahren 2016 und 2017 – einer besonders turbulenten Phase. Unsere Aufgabe ist es, uns auf die Lage im Land einzustellen und damit umzugehen. Weder wir noch die bei uns residierenden Künstlerinnen und Künstler leben im luftleeren Raum, sondern wir befassen uns persönlich und in unserer Arbeit oft mit politischen Themen. Das lässt sich nicht ausblenden.

Entenmann: Als kuratorisch verantwortliche Instanz beschäftigen uns natürlich oft Fragen der künstlerischen Freiheit, für die wir als Goethe-Institut stehen, und andererseits die

Aufbruchstimmung

Bougainville stimmt nach Öko-Revolution für Unabhängigkeit

GEORG BERG

Die Bewohner der Insel Bougainville haben Ende 2019 über den zukünftigen Status ihrer bislang autonomen Region Papua-Neuguineas abgestimmt. Die Bougainville Referendum Commission (BRC) unter dem Vorsitz des ehemaligen irischen Premierministers Bertie Ahern stand vor der Herausforderung, den Ablauf der Volksbefragung unter Berücksichtigung aller landestypischen Besonderheiten vorzubereiten. So mussten auch im dünn besiedelten Dschungel alle stimmberechtigten Wähler erst registriert werden.

Das Ergebnis wurde im Dezember 2019 ausgezählt und hätte eindeutiger nicht sein können. 98 Prozent votierten bei einer Wahlbeteiligung von über 85 Prozent für die Unabhängigkeit.

Verstehen kann man diese Entscheidung nur aus der kolonialen Vergangenheit Papua-Neuguineas (PNG). Ein kulturell vielfältiges Staatengebilde aus vielen, geologisch zum australischen Kontinent gehörenden Inseln, in dem über 830 Sprachen gesprochen werden. Die Kolonialgeschichte hat die Menschen zum Spielball ökonomischer und geostrategischer Interessen degradiert und dabei keine Rücksicht auf das jeweilige Sozialgefüge genommen, das mit europäisch geprägtem Staatsrecht nur in den wenigsten Fällen zu vergleichen ist.

England und Deutschland teilten das Land zunächst unter sich auf. Im europäischen Bewusstsein findet kaum Beachtung, was während der Weltkriege im pazifischen Raum geschah. Er war für Australien, Neuseeland, Japan und

die Vereinigten Staaten ein weiteres Schlachtfeld, in dem die globalen Machtverhältnisse herausgefordert werden konnten.

1947 begann für Papua-Neuguinea eine Periode als australisch verwaltetes Treuhandgebiet, bevor es 1975 als eigenständiger Staat in die Unabhängigkeit entlassen wurde. Bougainville, obwohl es geografisch und kulturell eher zu den Salomonen-Inseln gezählt werden könnte, sollte dazugehören.

Mehr als durch den Willen der Einwohner wurde dieser Deal geleitet durch ertragreiche Bodenschätze auf der Insel. Das australische Bougainville Copper Ltd. (BCL) Bergbauunternehmen erwirtschaftete mit Kupfer-, Gold- und Silberabbau aus dem Panguna-Tagebau 20 Prozent des PNG-Staatshaushalts. Mit

98 Prozent votierten für die Unabhängigkeit – bei einer Wahlbeteiligung von über 85 Prozent

den immensen Umweltschäden wurde die Region jedoch allein gelassen. Auch die Infrastruktur der Insel hat nicht von den Einnahmen profitiert. Alle Bevölkerungsgruppen haben vergeblich auf Investitionen in Straßen, Schulen oder das Gesundheitswesen gewartet.

Die ausbeuterischen Mechanismen des Kolonialismus haben sich also auch in der Binnenstruktur des jungen Staates PNG fortgesetzt. Diese Ungerechtigkeit passte nicht zu einem selbstbe-

stimmten Staat und so formte sich auf Bougainville Widerstand. Die Anlieger der Mine wollten ihre Unterdrückung nicht länger hinnehmen und gründeten die Revolutionäre Armee Bougainvilles (BRA). Deren gewaltsamer Widerstand hat dann 1989 tatsächlich den Bergbau beendet.

Im gleichen Jahr begann weitgehend unbeachtet von der Weltöffentlichkeit ein neun Jahre dauernder Bürgerkrieg gegen die Regierungsarmee. Schon zu Beginn des Konfliktes fügten die teilweise nur mit Pfeil und Bogen bewaffneten Rebellen in ihrer schwer zugänglichen Heimat der modern ausgerüsteten Armee empfindliche Niederlagen zu. Aber weitaus mehr Opfer als die Kriegshandlungen forderte die lange Seeblockade, mit der PNG die abtrünnige Insel vollständig von der Versorgung mit Lebensmitteln und Medikamenten abriegelte.

Nach den Aussagen der Freiheitskämpfer hat aber gerade die Zeit der Blockade aus der Not eine Tugend und die weltweit erste Öko-Revolution hervorgebracht. Die überall wachsenden Kokospalmen waren für Treibstoff, Seife oder Baumaterial universelle Grundlagen für Ernährung und Energieversorgung. Längst in Vergessenheit geglaubte Heilwirkungen vieler Wildkräuter wurden wieder entdeckt.

Das Improvisationstalent, der Ideenaustausch und die Besinnung auf traditionelle Fertigkeiten haben die Bevölkerung zusammengeschweißt. Bei meinen Begegnungen auf der Insel ist mir überall die optimistische Stimmung aufgefallen. Die hohe Wahlbeteiligung am Unabhängigkeitsreferendum ist eine überzeugende Bestätigung der



Mit Landesfähnen bringen auf Bougainville viele Menschen ihre Freude über die Unabhängigkeit zum Ausdruck

kraftvollen Aufbruchstimmung. Die Regierung Bougainvilles hat keine Zeit zu verlieren, denn nicht nur die Einigungsvereinbarung mit Papua-Neuguinea muss verhandelt werden. Auch den außenpolitischen Beziehungen kommt im Hinblick auf die ökonomischen Notwendigkeiten eine Schlüsselrolle zu. Wünschenswert wäre, wenn die ehemaligen Kolonialmächte und damit auch Deutschland ihrer Verantwortung nachkommen und Hilfestellung leisten. Die Wiederaufnahme des Bergbaus, verbunden mit einer vollständigen Sanierung der bisher entstandenen Umweltschäden, steht auf der Wunschliste der Regierung weit oben. Vielsagend

unterstreicht der amtierende Bergbauminister Raymond Masono seine Aussage, dass China bislang noch keine Hilfe angeboten hat.

Übrigens waren es am Ende des 19. Jahrhunderts deutsche Plantagenbesitzer, die die Kokosnuss im großen Stil angebaut und damit unwissentlich die Grundlage zu späterer Selbsthilfe gelegt haben.

Georg Berg war beim WDR als Redakteur angestellt. Als Reisejournalist beschäftigt er sich mit transformativem Tourismus. Bougainville hat er auf Einladung der australischen »True North« besucht

ENDLICH!

Ein Heft übers Älterwerden

**KULTUR
AUSTAUSCH**

Zeitschrift für
internationale Perspektiven

Jetzt am Kiosk, zu bestellen unter
www.kulturaustausch.de
oder bei kulturaustausch@conbrio.de
(pro Ausgabe 7 Euro zzgl. Versandkosten)

Heft 1/2020

In dieser Ausgabe:
MARTHA NUSSBAUM
A. L. KENNEDY
PANKAJ MISHRA
IRENA VEISAITE
ANA MARÍA CUERVO
ASSAF GAVRON



Selbstermächtigung

Kulturpolitik in Mexiko als »Landschaft der Hoffnung«

WOLFGANG SCHNEIDER

Eduardo Vázquez Martín ist ein allseits geschätzter Mann in Mexiko. Er war Kulturdezernent der Hauptstadt, er ist Direktor des Kulturzentrums »San Ildefonso« und er hat es geschafft, kulturelle Rechte in der Verfassung zu verankern. Er versteht sich ebenso als kulturpolitische Kraft, wie eine weitere Repräsentantin der mexikanischen Kulturlandschaft. Lucina Jiménez ist Direktorin des »Instituto Nacional de Bellas Artes y Literatura«. Sie residiert im »Palast der Schönen Künste« im historischen Zentrum von Mexiko-Stadt, in einem monumentalen Gebäude, architektonisch irgendwo zwischen Belle Époque und Neoklassizismus. Sie kümmert sich aber nicht nur um die große Kunst der Bürger, sondern zunehmend auch um die kulturelle Bildung der weniger Privilegierten. Das staatliche Programm ConArte zur »Educación Artística« ist dabei Partner und fördert unter anderem gleich hinter dem Palast ein städtisches Laboratorium der engagierten Kunst. »La Nana« heißt das mit einem soziokulturellen Zentrum vergleichbare alte Industriegebäude.

Alle drei Akteure waren Gastgeber einer internationalen Konferenz im November letzten Jahres, die durch das Netzwerk »Landscapes of Hope« 25 Kulturorganisationen aus dem arabischen Raum, aus Afrika und Asien sowie Lateinamerika zusammenbrachte. Sie befördern mit Mitteln der Ford Foundation kulturelle Projekte zum sozialen Wandel und begleiten Aktivitäten zur Freiheit künstlerischer Ausdrucksformen. Anhand praktischer Beispiele werden tagesaktuelle Herausforderungen zur Diskussion gestellt und eine Agenda formuliert, wie eine strategische Kulturpolitik sich in Anbetracht von ökonomischer Marginalisierung, von Vertreibung, Flucht und Migration, der Ungleichheit der Geschlechter sowie Rassismus und Nationalismus gesellschaftlich positionieren sollte.

Eines der Projekte von ConArte nennt sich »Mexican Patchwork« und propagiert das politische Postulat: »Wir sagen NEIN zu Gewalt gegen Frauen«. In vier Städten entsteht in Kooperation mit lokalen Initiativen je ein Beitrag für eine Videoinstallation. Bildende Künstler verknüpfen die Dokumente in »La Lana«, wo sie präsentiert werden, bevor sie auf Tournee in Mexiko und Zentralamerika gehen. Fotos aus

der Zivilgesellschaft sollen an allen Standorten hinzugefügt werden und der Hoffnung Ausdruck verleihen, im Kampf gegen die Diskriminierung von Frauen erfolgreich Veränderungen in der Gesellschaft zu bewirken. Dieser Impetus prägt die Kulturarbeit der »Perle« seit nunmehr zehn Jahren. Auf YouTube finden sich filmische Beispiele für kulturelle Bildung, die Auftritte von kleinen Orchestern, Tanz- und Theatergruppen. Schon im Eingangsbereich der staubigen und rostigen Halle, in der all das entsteht, weisen Plakate und Transparente auf das Politische der Protagonisten hin, liegen Schriften von Lenin und Alexander S. Neills »Summerhill«.

Vom August 2016 stammt ein kulturpolitisches Manifest, das fünf Ziele definiert: Förderung von sozialen Prozessen durch Kunst, Dezentralisierung kultureller Angebote, Stimulierung künstlerischer Qualität, Schaffung kritischen Bewusstseins durch kreative Entwicklung, Zugänglichmachung des kulturellen Erbes.

Solche Formulierungen tragen auch die Handschrift von Lucina Jiménez. Sie bezeichnet ihre Aufgaben als sozialen Auftrag und subsumiert ihr Programm unter dem Rubrum »Brücken bauen«. Das Kuratieren von Ausstellungen sei das eine, das Vermitteln der Künste das andere. Sie setzt auf Emanzipation und Partizipation; denn eine Straße in Mexico City zu überqueren heiße oft auch, einer anderen Welt zu begegnen. Die sozialen Unterschiede sind all überall evident, links die »begging poor«, rechts die »business people«. Die Architektur zeigt, wie sich die Welten der Wellblechbuden und der Hochglanzfassaden unterscheiden. Das seien vor allen auch die kulturellen Differenzen und deshalb brauche es den internationalen Austausch, die intergenerationale Begegnung und das interdisziplinäre Schaffen.

Lucina Jiménez investiert in das Theater für Kinder, um das Sehen zu schulen, und das Theater mit Jugendlichen, um das Spielen zu erfahren. Ihr Anliegen ist die Diversität der Kulturen und die Teilhabemöglichkeit aller. Zum ersten Mal, berichtet sie stolz, habe es zuletzt ein Literaturfestival mit Lesungen in 68 Sprachen gegeben und ein Programm zur Förderung indigener Autoren.

Das ist auch das Thema von Eduardo Vázquez Martín. Er trinkt seinen Espresso im Stadtviertel Roma, dem Hotspot der Künstler und Geflüchteten, zunehmend auch der geflüchteten

Künstler. Als kritischer Kopf weiß auch er die Probleme seines Landes genau zu beschreiben: Die breite Mittelklasse in den Städten einerseits und andererseits die abgehängte Bevölkerung im ruralen Rest, ein kapitalistischer Neokolonialismus, der Armut zu einer existenziellen Bedrohung macht. Trotz Demokratie werde das Land nach wie vor von den Großgrundbesitzern und der Drogenmafia beherrscht. Täglich geschehen fast 100 Morde in Mexiko; in 2018 waren das 33.369 Tote. Das dürfe die Kulturpolitik nicht ignorieren, der permanente Kampf um Frieden und Freiheit müsse die Ausgangslage jeglichen kulturpolitischen Engagements sein. Nein, Kunst sei aber nicht der Kitt der Gesellschaft und schon gar nicht das Sahnehäubchen auf den Backwaren. Deshalb habe er versucht, eine langfristige und nachhaltige Kulturpolitik zu formulieren und mit Verfassungsrang zu verankern.

In Artikel 8 wird die kommunale Erziehung und Wissenschaft gerahmt. Allen voran sind es die kulturellen Rechte, die es zu sichern gelte: »Jede Person oder Gruppe genießt das unbestreitbare Recht auf Zugang zur Kultur. Die Kunst ist frei und alle Formen der Zensur verboten.« Allen Menschen in Mexiko wird ein Recht auf kulturelle Identität gewährt, der freie Zugang zum kulturellen Leben, zu künstlerischen Aktivitäten und zum öffentlichen Raum, um sich kulturell und künstlerisch zu betätigen. Kommunale und staatliche Gremien haben die kulturellen Rechte zu schützen und die künstlerische Kreativität zu fördern. So steht es geschrieben und der neue linke Präsident sowie die linke Stadtregierung versuchen sich derzeit bei der Umsetzung. Die Kritik an den Verhältnissen mündet erstmals in einem Akt der Selbstermächtigung jener, die bisher außen vor geblieben sind. Es gelte, denen eine Stimme zu geben, die bisher nicht gefragt wurden.

Als Kulturdezernent hat Eduardo Vázquez Martín den indigenen Gruppen tagelang den Platz der Republik zur Verfügung gestellt und eine Million – von 20 Millionen – Einwohnern machten Fiesta auf dem Zócalo, mit traditioneller Folklore und populärer Kunst, eine Demonstration kultureller Vielfalt, zur Sichtbarmachung des bisher Unsichtbaren, ein erstes Nachdenken zum weiteren Umdenken. Daraus wurde eine Bewegung in den städtischen Kulturbetrieben, Barrieren abzubauen, strukturelle Veränderungen vorzunehmen und strategische Reformen anzugehen.

Jetzt in neuer Position versucht sich der Kulturpolitiker als Kulturarbeiter. Im »Antiguo Colegio San Ildefonso« feiert er unter anderem die Ausstellung »Die Kunst, Insekten zu essen«, als künstlerischer Beitrag zum Ernährungsverhalten, einen Skulpturenpark mit »2.501 Migrantinnen« aus Ton und anlässlich des 100. Geburtstages der mexikanischen kommunistischen Partei eine Galerie mit Wandmalereien im öffentlichen Raum zum Thema »Kommunismus in mexikanischer Kunst«. Die ehemalige Jesuitenschule aus dem Jahr 1583 ist im 21. Jahrhundert angekommen und versteht sich als Thinktank einer Kultur für alle. Rund um einen wunderschönen Patio geht es um Kunstpräsentation und Kulturpädagogik, werden die kulturellen Rechte zur künstlerischen Praxis. Eine Landschaft der Hoffnung hat das Bündnis »Landscapes of Hope« mit ihrer Jahreskonferenz in Mexiko entdeckt, öffentlich gemacht und durch die internationale Aufmerksamkeit wertgeschätzt.

Wolfgang Schneider ist Inhaber des UNESCO-Chair in »Cultural Policy for the Arts in Development« an der Universität Hildesheim

Reich an Barbaren

Der Konflikt USA-Iran und seine Auswirkungen auf die iranische Kultur

REINHARD BAUMGARTEN

Sollten bei iranischen Angriffen Amerikaner getötet oder amerikanisches Eigentum beschädigt werden, seien bereits 52 Ziele im Iran markiert, »von denen einige sehr bedeutend sind für Iran und die iranische Kultur«. Diese Botschaft setzte Donald John Trump am 4. Januar dieses Jahres per Twitter ab.

Tags zuvor war Qasem Soleimani auf Befehl des US-Präsidenten liquidiert worden. Der 62-jährige Soleimani galt vielen nach Revolutionsführer Ali Chamenei als der zweitwichtigste und einigen sogar als der mächtigste Mann Irans. Der gelernte Wasserwerker aus der zentraliranischen Stadt Kerman war lange Jahre Chef der al-Quds-Brigade, die Teil der iranischen Revolutionsgarde ist. Garde-General Soleimani war maßgeblich verantwortlich für den wachsenden Einfluss der Islamischen Republik im Nahen Osten. Er war ein Meister der asymmetrischen Kriegsführung, auf die der Iran im Ringen um die Vorherrschaft im Nahen Osten setzt. Soleimanis Tod, so fürchteten viele, werde die Eskalationsschraube zwischen Washington und Teheran um einige Windungen weiterdrehen. Um die iranische Führung von Rache und Vergeltung abzuhalten, drohte Donald Trump, der wohl erratischste Präsident der US-Geschichte, dem Iran mit militärischen Angriffen auf dessen kulturelles Erbe. Der Iran ist reich an Zeugnissen seiner langen Geschichte. 24 iranische Stätten zählt die UN-Kulturorganisation UNESCO zum Welterbe. Könnten die verwinkelten Lehmbauten von Yazd, der gigantische Platz Naqsh-e Jahān – die »Mitte der Welt« – in Isfahan, die altpersische Metropole Persepolis und Pasargād, die erste Hauptstadt des mächtigen Achämenidenreiches, durch amerikanische Angriffe zerstört werden? Einen ersten internationalen Aufschrei wies der 73-jährige Trump gegenüber Journalisten am 5. Januar mit den Worten zurück: »Wir lassen es zu, dass sie unsere Leute töten. (...) Warum sollten wir dann nicht das Recht haben, ihre Kulturstätten anzugreifen?«

Dafür gibt es gute Gründe. Irans Außenminister Mohammad Javad Zarif nannte einen: Angriffe auf Kulturstätten seien Kriegsverbrechen.

Tatsächlich widerspricht die bewusste und mutwillige Zerstörung von Kulturgut der Haager Konvention. Diese wurde 1954 zum Schutz kulturellen Erbes maßgeblich auf Betreiben der USA verabschiedet. Erst 2009 sind die Vereinigten Staaten diesem Abkommen schließlich auch selbst beigetreten. 2017 verabschiedete der UN-Sicherheitsrat, dem die USA als Veto-Macht und ständiges Mitglied angehören, eine Resolution, die die Zerstörung von Kulturgütern verbietet. Das höchste UN-Gremium reagierte damit auf die umfangreichen Zerstörungen antiker Stätten und kultureller Werte durch die IS-Terrormiliz in Syrien und im Irak. Und nun die Drohung von Donald Trump. Hat der US-Präsident damit »den kulturellen Nihilismus des IS« erreicht, wie die Süddeutsche Zeitung behauptet? Oder hat Trump mit der Ankündigung von Militärschlägen gegen die Kultur eines Landes »die westliche Wertegemeinschaft endgültig aufgekündigt«, wie die FAZ feststellt? Für welche Werte »The Donald« steht – ob westliche oder nur trumpsche – soll

hier nicht Gegenstand der Betrachtung sein. Wer nationale und internationale Medien verfolgt, wer einschlägige Bücher über den 45. POTUS, den President Of The United States, liest, kann sich ein sehr genaues Bild machen über den Nachkommen deutscher Einwanderer in die USA. Interessanter ist die Frage, über welche »westlichen Werte« im Umgang mit außereuropäischer Kultur reden wir? Und ab wann gelten diese Werte, auf die sich Feuilletonisten gerne berufen? Jahrhundertlang haben westliche Mächte rund um den Globus bestehende Kulturen systematisch zerstört, ausgeplündert und beraubt. Die großen Museen in London, Paris, New York und Berlin verdienen heute gutes Geld damit. Wir subsumieren die unzähligen Akte reinster Barbarei heute euphemistisch unter dem Begriff Kolonialisierung. Der indische Autor Pankaj Mishra beschreibt in seinem Buch »Aus den Ruinen des Empires« sehr eindrücklich, wie planmäßig die britischen Kolonisatoren im 19. Jahrhunderts die Kultur der muslimischen Mogul-Herrscher in Indien zerstörten, um deren Widerstandskraft zu brechen. Franzosen und Briten plünderten und brandschatzten 1859 den gewaltigen Yuan Ming Yuan-Sommerpalast in Peking, der ein Symbol kultureller Erhabenheit Chinas war. Alle Kolonialmächte – Deutschland eingeschlossen – haben bei der Kolonialisierung ihrer neuen Herrschaftsgebiete mehr oder weniger bewusst Krieg gegen die Kultur der zu unterwerfenden Völker geführt. Denn Kultur bedeutet auch Identität. Wer ein Volk fremdbestimmen, beherrschen und ausbeuten will, muss es brechen.

Die europäischen Mächte untereinander haben sich dabei in keiner Weise verschont. Bis weit ins 20. Jahrhundert haben sie Krieg gegen Kulturgüter und -symbole des jeweiligen Feindes geführt. Zum Beginn des Ersten Weltkrieges brannten deutsche Truppen 1914 in Belgien die Bibliothek der Universität Löwen nieder und beschossen kurz darauf die französische Kathedrale in Reims. Für die Propaganda der Entente-Mächte lieferten sie damit die Blaupause für die Charakterisierung des deutschen Kriegsgegners als Hunnen und entmenslichte Soldatenmeute. Wie sehr deutsche Wehrmacht und SS-Truppen gegen die Kultur in den von ihnen heimgesuchten Gebieten wüteten, müsste hinlänglich bekannt sein. Niemand ist ohne Fehl, erklärt Simon Jenkins vom britischen Zeitung The Guardian in einer Kolumne vom 6. Januar dieses Jahres. Er weist auf die gezielte Zerstörung von Lübeck, Nürnberg und Dresden hin: »Arthur »Bomber« Harris, the head of RAF Bomber Command, held that destroying Germany's heritage would break the enemy's spirit and force it to surrender.« Damit, so das damalige Argument von Arthur »Bomber« Harris, sollte der Geist des Widerstandes gebrochen und die Deutschen zur Aufgabe gebracht werden.

Die oben erwähnten internationalen Abmachungen sollen die bewusste Zerstörung von Kultur und Kulturträgern verhindern. Der Haken ist, dass Donald Trump nicht viel von internationalen Vereinbarungen hält. Er ignoriert sie oder steigt aus. Trump setzt seine eigenen Regeln und versucht, diese dem Rest der Welt aufzuzwingen.

Reinhard Baumgarten ist Redakteur bei SWR Ausland und Europa. Er war bis 2017 Hörfunkkorrespondent der ARD für die Türkei, Griechenland und den Iran

Jetzt als E-Book!

Wie so oft, ist auch bei der Kolonialismus-Debatte der Kulturbereich der Katalysator, der die Diskussion in Schwung bringt. Fragen des Debattenbuches des Deutschen Kulturrates sind: Welche Verantwortung hat der deutsche Staat heute? Wie kann Wiedergutmachung aussehen? Welche Rolle haben die Missionen gespielt und wie ist das Verhältnis der Kirche zum globalen Süden heute? Welche Konzeption ist die Beste für das Humboldt Forum, das zukünftige nationale Museum der Weltkulturen in Berlin?

Den Kulturrat-Bestseller gibt es jetzt auch als kostenfreies E-Book!



Jetzt kostenfrei unter: kulturrat.de

Das gedruckte Buch erhalten Sie unter kulturrat-shop.de ISBN 978-3-947308-18-7 184 Seiten · 14,80 Euro

Steuerpolitische Vorschläge des Deutschen Kulturrates

Stellungnahme des Deutschen Kulturrates



Berlin, den 13.01.2020. Der Deutsche Kulturrat, der Spitzenverband der Bundeskulturverbände, positioniert sich im Folgenden zu ausgewählten steuerpolitischen Themen. Das Steuerrecht ist ein wichtiges Instrument der indirekten Kulturförderung.

Umsatzsteuer

Der Deutsche Kulturrat fordert die Bundesregierung auf, sich auf der europäischen Ebene – entsprechend des Koalitionsvertrags – für die Anwendung des ermäßigten Umsatzsteuersatzes auf den Kunsthandel einzusetzen. Auch für künstlerische Fotografie muss – wie es auch für E-Books erreicht werden konnte – der ermäßigte Umsatzsteuersatz gelten. Die wiederhergestellte Steuerermäßigung für den Kunsthandel wird die Vielfalt der Kunstlandschaft stärken. Unabhängig davon, sind die Bundesländer gefordert, endlich den Anwendungserlass zur Margenbesteuerung für den Kunsthandel so zu ändern, dass der deutsche Kunsthandel ebenso wie der französische auf Grundlage einer pauschalen Marge berechnen kann. Der Bund hatte seinen Beitrag hierzu bereits als Ausgleich dafür geleistet, dass im Jahr 2014 für den Kunsthandel auf Druck der EU-Kommission die Anwendung des ermäßigten Umsatzsteuersatzes abgeschafft worden war. Seither gilt nur noch für den Direktverkauf von bildender Kunst aus dem Atelier der Künstler heraus der ermäßigte Umsatzsteuersatz. Seit nunmehr sechs Jahren blockieren die Länder den für die pauschale Margenbesteuerung erforderlichen Anwendungserlass. Höchste Zeit, sich zu bewegen und die vom Gesetzgeber gewollte Kompensation für den Kunsthandel zu schaffen. Weiter erinnert der Deutsche Kulturrat an seine Forderung, Kultureinrichtungen ein Optionsrecht einzuräumen, mit dem ihnen der Verzicht auf eine Umsatzsteuerbefreiung für kulturelle Dienstleistungen ermöglicht wird. Bereits die Enquete-Kommission des Deutschen Bundestags »Kultur in Deutschland« hat in ihrem Schlussbericht (Bundestagsdrucksache 16/7000) ein solches Optionsrecht empfohlen, um dem Umstand Rechnung zu tragen, dass es sowohl öffentlich-rechtliche als auch privatrechtliche Kultureinrichtungen gibt, die – entgegen dem

eigentlichen Sinn und Zweck einer Entlastung der Kosten kultureller Dienstleistungen von der Umsatzsteuer – de facto umsatzsteuerlich belastet werden, weil sie aufgrund einer Umsatzsteuerbefreiung nicht mehr zum Vorsteuerabzug berechtigt sind. Nach wie vor stehen insbesondere privatwirtschaftliche Kultureinrichtungen vor dem Problem, dass die Finanzbehörden von sich aus für eine Umsatzsteuerbefreiung votieren und die entsprechenden Schritte bei den zuständigen Kulturbehörden einleiten, ohne zuvor mit den Kultureinrichtungen Rücksprache genommen zu haben. Für die Kultureinrichtungen hat dieses Vorgehen negative Auswirkungen, da oftmals in beträchtlichem Umfang bereits erstattete Vorsteuern wieder zurückgezahlt werden müssen.

Der Deutsche Kulturrat fordert die Bundesregierung auf, an den Umsatzsteuerbefreiungstatbeständen für Bildungsdienstleistungen festzuhalten und keine Beschränkung auf die berufliche Bildung vorzunehmen. Zwar wurden seinerzeit die geplanten Änderungen im Jahressteuergesetz 2019

noch nicht umgesetzt, jetzt droht aber die Umsetzung von Vorgaben aus der europäischen Rechtsprechung. Der Deutsche Kulturrat appelliert an die Bundesregierung, dabei im Blick zu halten, dass die Umsatzsteuerbefreiung von Bildungsdienstleistungen auch jenen Menschen den Zugang zu kultureller Bildung ermöglicht, die über wenig finanzielle Ressourcen verfügen. Auch hält der Deutsche Kulturrat eine unterschiedliche Behandlung beruflicher und allgemeiner Bildungsangebote, darunter auch die der kulturellen Bildung, für nicht zweckmäßig, da die außerberufliche Bildung einen besonderen Stellenwert nicht nur für die individuelle Persönlichkeitsentwicklung, sondern auch für den Zusammenhalt der Gesellschaft hat.

Einkommensteuer

Aus Sicht des Deutschen Kulturrates haben sich die Regelungen zur Besteuerung ausländischer Künstler, die in Deutschland auftreten, bewährt. Da die Honorare, seit Einführung der vereinfachten Regelungen, gestiegen sind,

sollte die Milderungsregel nach § 50a EStG von 250 Euro (Bruttovergütungsvereinbarung) pro Person pro Auftritt auf 400 Euro angehoben werden.

Gewerbesteuer

Der Deutsche Kulturrat hält es für unangemessen, dass Mietkosten, die Konzert- und Tourneeveranstalter für die Auftritte ihrer Künstler in Stadt- und Mehrzweckhallen zahlen, der Gewerbesteuer unterliegen. Dies ergibt sich aus der entsprechenden Anwendung des § 8 Nr. 1 lit. e) GewStG, wonach »die Hälfte der Miet- und Pachtzinsen ... für die Benutzung der unbeweglichen Wirtschaftsgüter des Anlagevermögens, die im Eigentum eines anderen stehen« dem Gewinn aus dem Gewerbeertrag hinzuzurechnen sind. Mietverträge für Spielstätten sind regelmäßig gemischte Verträge mit vielfältigen Vertragspflichten, die mit sonstigen Mietverträgen nicht vergleichbar sind. Das Nutzungsrecht an einer angemieteten Veranstaltungstätte dient nicht längere Zeit dem Unternehmenszweck des Veranstalters, sondern wird im Rahmen des Betriebsprozesses umgesetzt. Es ist nicht nachvollziehbar, dass z.B. die Anmietung der Hamburger Elbphilharmonie für die Durchführung eines Konzertes wie Anlagevermögen des Veranstalters behandelt wird.

Im Interesse der Kulturkonsumenten, die letztendlich diese Kostenbelastung

mit dem Eintrittsgeld zu tragen haben, fordert der Deutsche Kulturrat, den Erlass zur Vorschrift entsprechend zu ändern.

Gemeinnützigkeitsrecht

Die Bundesregierung hat einen Vorschlag zur Reform des Gemeinnützigkeitsrechts angekündigt. Sobald dieser Vorschlag vorliegt, wird sich der Deutsche Kulturrat ausführlich damit befassen und Stellung nehmen. Vorab unterstreicht der Deutsche Kulturrat, dass die politische Betätigung zum Selbstverständnis der Zivilgesellschaft gehört und einen wichtigen Beitrag zur lebendigen Demokratie leistet. Politische Betätigung von Vereinen ist Teil ihres Engagements für die Gesellschaft und gehört zu einer offenen Gesellschaft. Deshalb verurteilt der Deutsche Kulturrat den politisch motivierten Gebrauch des Gemeinnützigkeitsrechts, der dazu dient, zivilgesellschaftliche Akteure mundtot zu machen. Dieses läuft einer offenen Gesellschaft und der Demokratie zuwider. Mit Befremden hat der Deutsche Kulturrat wahrgenommen, dass es offenbar Planungen im Bundesministerium der Finanzen gibt, die Gemeinnützigkeit von Vereinen infrage zu stellen, in denen nur Männer oder nur Frauen Mitglied werden können. Der Deutsche Kulturrat hält dies für einen massiven Eingriff in das bürgerschaftliche Engagement.

Kulturelle Bildung international stärken

Resolution des Deutschen Kulturrates



Berlin, den 16.12.2019. Der Deutsche Kulturrat, der Spitzenverband der Bundeskulturverbände, hat in verschiedenen Stellungnahmen auf die Bedeutung der kulturellen Bildung für die Persönlichkeitsentwicklung jedes Einzelnen hingewiesen und die Stärkung der schulischen und außerschulischen Bildung eingefordert. Alle Kinder und Jugendliche brauchen Zugang zu kultureller Bildung. Mit Sorge stellt der Deutsche Kulturrat fest, dass kulturelle Bildung nach wie vor in der UNESCO kein eigenständiger Arbeitsbereich ist. Der Deutsche Kulturrat fordert die UNESCO als Weltbildungs- und -kulturorganisation auf, kulturelle Bildung wieder als eigenständigen Arbeitsbereich einzurichten und damit die kulturelle Bildung international zu stärken.

Im Jahr 2006 fand in Lissabon die erste Weltkonferenz zur kulturellen Bildung statt. Hier wurde die »Lissabon Road Map« zur kulturellen Bildung verabschiedet. Im Jahr 2010 fand in Seoul die zweite Weltkonferenz statt, auf der die »Seoul Agenda« mit zehn Entwicklungszielen zur kulturellen Bildung verabschiedet wurde. Es ist an der Zeit zu evaluieren, wie diese Entwicklungsziele in den UNESCO-Mitgliedstaaten umgesetzt wurden und welche neuen Anforderungen bestehen.

Der Deutsche Kulturrat fordert daher, wie auch in der »Frankfurt Declaration« der internationalen Fachverbände der kulturellen Bildung 2019 formuliert, die UNESCO auf, zeitnah eine dritte Weltkonferenz zur kulturellen Bildung zu veranstalten.

STELLUNGNAHMEN DES DEUTSCHEN KULTURRATES

Die Stellungnahmen des Deutschen Kulturrates e.V. werden in den Fachausschüssen der aktuellen Amtszeit erarbeitet. In der Amtszeit 2019 bis 2022 bestehen die Fachausschüsse Arbeit und Soziales, Bildung, Digitalisierung und künstliche Intelligenz, Europa/Internationales, Kulturerbe, Medien, Steuern und Urheberrecht. In diesen arbeiten neben Expertinnen und Experten aus den Sektionen des Deutschen Kulturrates auch Fachleute als Gäste. In einer Stellungnahme werden kultur- und medienpolitische Problemfelder benannt und relevante

Forderungen gestellt. Zudem zeigen Stellungnahmen entsprechende Lösungsansätze und perspektivische Handlungsempfehlungen auf. Nach der Erarbeitung im Fachausschuss entscheidet der Sprecherrat final über eine Stellungnahme. Ist eine Stellungnahme verabschiedet, geht es darum, die Stellungnahme gegenüber Politik und Verwaltung zu vertreten. Dies ist Aufgabe des Geschäftsführers, der auch für Rückfragen zur Verfügung steht. Hier finden Sie alle Stellungnahmen des Deutschen Kulturrates: kulturrat.de/positionen.

nmz media
... das Auge hört mit.

Musik im Film – unsere Dokus und Mitschnitte für Sie kostenlos auf nmz.de
aktuell: „Carl Bechstein Wettbewerb 2019“

Kurz-Schluss

Wie ich einmal in Schlangenlinien durch die Bildungspolitik raste und fast bei den Identitären gelandet wäre

THEO GEIBLER

Ausnahmsweise starte ich diese üblicherweise schräge Fake-Text-Rubrik mal mit einer kurzen Story aus dem wirklichen Leben: Berlin, Machnower Straße, Bushaltestelle gegenüber eines Gymnasiums. Im Hintergrund die Front einiger Häuser, gebaut um die beginnenden 1900er Jahre. Davor ein gemauerter Ein- oder Ausstieg, versiegelt von einem Gitter mit der verschrammten Randaufschrift »Luftschutz«.

Ein Pulk offensichtlich älterer Oberstuflerinnen und -stufler scharrt mit den Füßen und wartet zusammen mit einer Frau, so in den Sechzigern, auf den Bus. Ein Youngster mit Dreitagebart stupst mit seinen Sneaker gegen das Gitter. »Was is'n dis wohl?«, ruft er, um sich im Gesamtlärm durchzusetzen, zu seiner Nachbarin. Die schweigt. »Na, das ist doch logo«, mischt sich die ältere Dame ein, »das ist ein tolles Projekt der Grünen. Unter dem Gitter sind Pumpen und Filter. Die saugen den Dreck von Autoabgasen ein und verbessern so die Luftqualität«. Ein munterer Strauß lobender Adjektive zirkelt durch den Schülerpulk: »Supernice, ultracool, rattengeil«, klingen die Kommentare hoch. Es nähert sich der Bus – der Pulk verdichtet sich und verschwindet – Ende der Reality-Show.

»Macht mich Bildung zum besseren Menschen?« headlined »Die Zeit« in ihrer Rubrik namens »Wissen Zwei«. Und sie opfert eine fette Seite für ein Interview mit dem sogenannten »Gelehrten-Ehepaar« Lorraine Daston, 68, Historikerin, nebst Gatten Gerd Gigerenzer, 72, Psychologe und Leiter eines Harding-Zentrums für Risiko-Kompetenz. Als teils verwaschene Quintessenz schon in der Überschrift des Gesprächs verdeutlicht, lässt sich festhalten: Das Humboldtsche Bildungsideal gehört auf den Schrotthaufen der Geschichte, der Begriff »Bildung« ist veraltet, für Madame Daston gar ein Fremdwort. Da huldigen sie hemmungslos – natürlich in bester Absicht, den homo superior zu formen – und frömmster Fortschrittsgläubigkeit dem goldenen Roboter-Kalb eines kapitalen, menschliche Ressourcen ausschlürfenden Digitalismus.

So surfen die Historikerin und der Psychologe hoffnungsfroh auf der mit Plastikideologie verdeckten Welle des Zeitgeistes – und sind auf ihre mittelalten Tage gesellschaftspolitisch »State of the Art«. Während die einschlägigen drei, vier Multi-Billiardäre schon in die Entwicklung von Raumschiffen zur Erd-Evakuierung – Rares für Bares – investieren, pumpen Bund und Länder Milliarden Steuergelder in Lehrstühle

und sonstige Forschungseinrichtungen zur Förderung des Fortschrittes an sich, also der künstlichen Intelligenz (KI).

Logisch, dass es dann an Mitteln fehlt, auch nur annähernd genügend Lehrerinnen und Lehrer für die unterschiedlichen Schultypen auszubilden. Stattdessen haben z. B. Bayerns Freie Wähler den Juristen und somit sicher sachkundigen Michael Piazzolo als Staatsminister für Unterricht und Kultus in den Landtag transplantiert. Und der stellt seine Kompetenz eifrig unter Beweis, indem er Grundschulpädagogen »zwecks Qualitätssicherung« unbezahlte Mehrarbeit und auch sonst vielseitige Schlechterstellung aufdrücken möchte. Mit dem Karnevals-Argument, in fünf Jahren würden die Gehälter sicherlich deutlich steigen. Außerdem gäbe es ja für nicht ganz so wichtige Fächer wie Musik und Sport die Möglichkeit, ansonsten berufsfremde Arbeitskräfte in Zweimonatskursen zu briefen und so den quantitativen Mangel kostengünstig zu kompensieren.

Zur Qual der neuerdings reichlich dank üppig fließender Hochschulmittel beamteten Professoren mit Ausbildungsschwerpunkt in allen Bereichen der digitalen Zukunftsarbeitsplätze entscheiden sich sehr viele unserer insgesamt mental zurückgebliebenen

Schulabsolventen – auch zum Schrecken von Daston und Gigerenzer – nach ihrem Berufswunsch befragt für Reserampen-Tätigkeiten wie Arzt, Lehrer, Anwalt, Polizist oder gar Altenpfleger. Die OECD legte soeben eine Sonderauswertung der neuesten Pisa-Studie vor und kommt zu dem Schluss, »dass auch im Zeitalter sozialer Medien und künstlicher Intelligenz Jugendliche in den OECD-Ländern kaum Tätigkeiten anstreben, die mit der Digitalisierung entstanden sind, sondern vor allem etablierte Berufe«.

Entscheidet euch: Wollt Ihr die totale Zukunft? Dann Schluss mit Latein, Altgriechisch, Sprachen (es gibt genug feine Übersetzungscomputer), Musik, Kunst, Religion und so fort an allen unseren staatlichen Ausbildungsstätten. Für solche Orchideenspielfläche gibt es genug private Akademien. Bertelsmann, die KuPoGe, der »Spiegel«, »Die Zeit«, der »Münchner Merkur«, und, und, und... Alle versammeln angebliche oder tatsächliche Experten und verticken für teures Geld zum Schmuck des eigenen Images entsprechende Kurse und Beratungsangebote.

Von zentraler Bedeutung allerdings ist die Umwandlung des bisherigen sogenannten Geschichtsunterrichts. Dieser rückwärtsgewandten Ansammlung

negativer, depressiv machender Mochtegnfakten aus längst vergangenen Zeiten gehört der Garaus gemacht. Positiv denken, in die Zukunft blicken: Statt vergangenes Kriegsgedöns, Flüchtlingsgejammer oder schlechtes Wetter abzuhandeln wäre eine gesunde Ausbildung im Bereich wirtschaftlicher Zusammenhänge vom Kindergarten bis zum Abitur ein bildungspolitisches Pflichtprogramm. Als Nebenfach wäre dann »Luftschutz« ohnedies in den vielfältigen Kanon des neuen Hauptfaches »Ökonomie, Spekulation und Risikobereitschaft« integriert. Völker, stellt die Signale – aufs bedingungslos Digitale.



Theo Geißler ist Herausgeber von Politik & Kultur

TAUBENSCHISS – DIE P&K TRUMP-FAKES

München: Die Universität Bayreuth erhält gemeinsam mit Partnern aus der Wirtschaft (Hofbräuhaus) bis zu 930.000 Euro von der Bayerischen Forschungsförderung für zukunftsweisende Kooperationsprojekte. Wissenschaftsminister Bernd Sibler überreichte den Vertretern der Lehrstühle für Angewandte künstliche Intelligenz (KI) die Förderbescheide. Das Forschungsprojekt »InfoFormalizer« des Lehrstuhls für Angewandte Informatik 4 setzt sich zum Ziel, gemeinsam mit Kooperationspartnern aus der Wirtschaft (Heckler & Koch) Algorithmen der KI zu entwickeln, um die Beratung und Betreuung von Kundinnen und Kunden zu verbessern. Schussfeste Panzerwesten werden mitgeliefert.

Düsseldorf: Die Opposition hat der nordrhein-westfälischen Landesregierung zur Halbzeit der Wahlperiode ein schlechtes Zeugnis in der Bildungspolitik ausgestellt. Schulministerin Yvonne Gebauer (FDP) sei zwar »stets bemüht« gewesen, habe aber zahlreiche Probleme nicht gelöst, kritisierte SPD-Fraktionsvize Eva-Maria Voigt-Küppers am Donnerstag im Düsseldorfer Landtag. So hätte sie im IT-Wettbewerb »Poke-

mon-Go« der Essener Grundschulen mit nur einem Treffer den letzten Platz belegt und mit dem Verkauf von 12.000 jungen Lehrkräften nach Bayern und Baden-Württemberg die Bildungsstruktur des Landes geschwächt.

Berlin: Die US-Firma Clearview nutzt eine umfangreiche Datensammlung aus Internetfotos zur Gesichtserkennung im öffentlichen Raum. Außer Geheimdiensten aller Länder haben jetzt auch dutzende Kosmetikfirmen und Schönheitschirurgen den Datenzugang gekauft. Der Weltmarktpreis für Botox und Hyaluron stieg um 800 Prozent.

Berlin: Bundesinnenminister Horst Seehofer (CSU) will der Bundespolizei nun doch nicht erlauben, an sicherheitsrelevanten Orten Software zur Gesichtserkennung einzusetzen. In einem Entwurf für das neue Bundespolizeigesetz, der am Donnerstag zur Abstimmung an die anderen Ressorts der Bundesregierung ging, ist davon nach Informationen der Deutschen Presse-Agentur nicht mehr die Rede. Seehofer soll die Entscheidung getroffen haben, nachdem er auf einem Testfoto selbst als Homer Simpson identifiziert wurde. (Thg)



KARİKATUR: HEIKO SAKURAI

IMPRESSUM

Politik & Kultur –
Zeitung des Deutschen Kulturrates
c/o Deutscher Kulturrat e.V.
Taubenstraße 1
10117 Berlin
Telefon: 030.226 05 280
Fax: 030.226 05 2811
www.politikundkultur.net
info@politikundkultur.net

HERAUSGEBER
Olaf Zimmermann und Theo Geißler

REDAKTION
Olaf Zimmermann (Chefredakteur
v.i.S.d.P.), Gabriele Schulz
(Stv. Chefredakteurin),
Theresa Brüheim (Chefin vom Dienst),
Andreas Kolb, Maïke Karnebogen

ANZEIGENREDAKTION
Martina Wagner
ConBrio Verlagsgesellschaft
Telefon: 0941.945 93-35
Fax: 0941.945-93-50
wagner@conbrio.de

VERLAG
ConBrio Verlagsgesellschaft mbH
Brunnstraße 23
93053 Regensburg
Telefon: 0941.945 93-0
www.conbrio.de

DRUCK
Freiburger Druck GmbH & Co. KG
www.freiburger-druck.de

GESTALTUNGSKONZEPT
Ilja Wanka und 4S Design

LAYOUT UND SATZ
Petra Pfaffenheuser
ConBrio Verlagsgesellschaft Regensburg

Politik & Kultur erscheint zehnmals im Jahr.

ABONNEMENT
30 Euro pro Jahr (inkl. Zustellung im Inland)

ABONNEMENT FÜR STUDIERENDE
25 Euro pro Jahr (inkl. Zustellung im Inland)

BESTELLMÖGLICHKEIT
Politik & Kultur
Taubenstraße 1
10117 Berlin
Tel.: 030.226 05 280,
Fax: 030.226 05 2811
info@politikundkultur.net

VERKAUFSTELLEN
Politik & Kultur ist im Abonnement, in Bahnhofsbuchhandlungen, großen Kiosken sowie an Flughäfen erhältlich. Alle Ausgaben können unter www.politikundkultur.net auch als PDF geladen werden. Ebenso kann der Newsletter des Deutschen Kulturrates unter www.kulturrat.de abonniert werden.

HAFTUNG
Für unaufgefordert eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen wir keine Haftung. Alle veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Politik & Kultur bemüht sich intensiv um die Nennung der Bildautoren. Nicht immer gelingt es uns, diese ausfindig zu machen. Wir freuen uns über jeden Hinweis und werden nicht aufgeführte Bildautoren in der jeweils nächsten Ausgabe nennen.

HINWEISE
Der Deutsche Kulturrat setzt sich für Kunst-, Publikations- und Informationsfreiheit ein. Offizielle Stellungnahmen des Deutschen Kulturrates sind als solche gekennzeichnet. Alle anderen Texte geben nicht unbedingt die Meinung des Deutschen Kulturrates e.V. wieder. Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird manchmal auf die zusätzliche Benennung der weiblichen Form verzichtet. Wir möchten deshalb darauf hinweisen, dass die ausschließliche Verwendung der männlichen Form explizit als geschlechtsunabhängig verstanden werden soll.

FÖRDERUNG
Gefördert aus Mitteln Der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien auf Beschluss des Deutschen Bundestages.